



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## Hoffmann's sämtliche Werke

Hoffmann, E. T. A.

Paris, 1841

Nachtstücke.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-65878](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-65878)

# N a c h t s t ü c k e .

## Der Sandmann.

Nathanael an Lothar

Gewiß seyd Ihr alle voll Unruhe, daß ich so lange — lange nicht geschrieben. Mutter küßt wohl, und Clara mag glauben, ich lebe hier in Saus und Braus und veragte mein holdes Engelsbild, so tief mir in Herz und Sinn eingepägt, ganz und gar. — Dem ist aber nicht so; täglich und stündlich gedente ich Eurer Aller, und in süßen Träumen geht meines holden Märchens freundliche Gestalt vorüber und lächelt mich mit ihren hellen Augen so anmuthig an, wie sie wohl pflegte, wenn ich zu Euch hineintrat. — Ach, wie vermochte ich denn Euch zu schreiben, in der zerrissenen Stimmung des Geistes, die mir bisher alle Gedanken verführte! — Etwas Entsetzliches ist in mein Leben getreten! — Dunkle Ahnungen eines gräßlichen mir drohenden Geschicks breiten sich wie schwarze Wolken Schatten über mich aus, undurchdringlich jedem freundlichen Sonnenstrahl. — Nun soll ich Dir sagen, was mir widerfuhr. Ich muß es, das sehe ich ein, aber nur es denkend, laßt es wie toll aus mir heraus. — Ach, mein herzlicher Lothar! wie fange ich es denn an, Dich nur einigermaßen empfinden zu lassen, daß das, was mir vor einigen Tagen geschah, denn wirklich mein Leben so feindlich zerstören konnte! Würst Du nur hier, so könntest Du selbst schauen; aber jetzt hältst Du mich gewiß für einen aberwitzigen Geistesfehler. — Kurz und gut, das Entsetzliche, was mir geschah, dessen tödtlichen Eindruck zu vermeiden ich mich vergebens bemühte, besteht in nichts anderm, als daß vor einigen Tagen, nemlich am 30. October Mittags um 12 Uhr, ein Wetterglasbändler in meine Stube trat und mir seine Waare anbot. Ich kaufte nichts und drohte ihn die Treppe herabzuwerfen, worauf er aber von selbst fortging. —

Du ahnest, daß nur ganz eigne, tief in mein Leben eingreifende Beziehungen diesem Vorfall Bedeutung geben können, ja, daß wohl die Person jenes unglückseligen Krämers gar feindlich auf mich wirken muß. So ist es in der That. Mit aller Kraft fasse ich mich zusammen, um ruhig und geduldig Dir aus meiner frühern Jugendzeit so viel zu erzählen, daß Deinem regen Sinn alles klar und deutlich in leuchtenden Bildern aufgehen wird. Indem ich anfangen will, höre ich Dich lachen und Clara sagen: das sind ja rechte Kindereien! — Lacht, ich bitte Euch, lacht mich recht herzlich aus! — Ich bitte Euch sehr! — Aber Gott im Himmel! die

Haare sträuben sich mir und es ist, als flehe ich Euch an, mich auszulachen, in wahnsinniger Verzweiflung, wie Franz Moor den Daniel. — Nun fort zur Sache. —

Außer dem Mittagessen sahen wir, ich und mein Geschwister, Tag über den Vater wenig. Er mochte mit seinem Dienst viel beschäftigt seyn. Nach dem Abendessen, das alter Sitte gemäß schon um sieben Uhr aufgetragen wurde, gingen wir alle, die Mutter mit uns, in des Vaters Arbeitszimmer und setzten uns um einen runden Tisch. Der Vater rauchte Taback und trank ein großes Glas Bier dazu. Oft erzählte er uns viele wunderbare Geschichten und gerieth darüber so in Eifer, daß ihm die Pfeife immer ausging, die ich, ihm brennend Papier haltend, wieder anzünden mußte, welches mir denn ein Hauptspas war. Oft gab er uns aber Bilderbücher in die Hände, saß stumm und starr in seinem Lehnstuhl und blies starke Dampfvolken von sich, daß wir alle wie im Nebel schwammen. In solchen Abenden war die Mutter sehr traurig und kaum schlug die Uhr neun, so sprach sie: Nun Kinder! — zu Bette! zu Bette! der Sandmann kommt, ich merke es schon. Wirklich hörte ich dann jedesmal Etwas schweren, langsamen Tritts die Treppe heraufpoltern; das mußte der Sandmann seyn. Einmal war mir jenes dumpfe Treten und Poltern besonders graulich; ich frug die Mutter, indem sie uns fortführte: „Ei Mama! wer ist denn der böse Sandmann, der uns immer von Papa fortreibt? — wie sieht er denn aus?“ „Es giebt keinen Sandmann, mein liebes Kind,“ erwiderte die Mutter: „wenn ich sage der Sandmann kommt, so will das nur heißen, ihr seyd schläfrig und könnt die Augen nicht offen behalten, als hätte man euch Sand hineingestreut.“ — Der Mutter Antwort befriedigte mich nicht, ja in meinem kindischen Gemüth entfaltete sich deutlich der Gedanke, daß die Mutter den Sandmann nur verläugne, damit wir uns vor ihm nicht fürchten sollten, ich hörte ihn ja immer die Treppe heraufkommen. Voll Neugierde, näheres von diesem Sandmann und seiner Beziehung auf uns Kinder zu erfahren, frug ich endlich die alte Frau, die meine jüngste Schwester wartete: was denn das für ein Mann sey, der Sandmann? „Ei Thanelchen,“ erwiderte diese, „weißt du das noch nicht? Das ist ein böser Mann, der kommt zu den Kindern, wenn sie nicht zu Bette gehen wollen, und wirft ihnen Händevoll Sand in die Augen, daß sie blutig zum Kopf herauspringen, die wirft er dann in den Sack und trägt sie in den Halbmond zur Kung für seine Kinderchen, die sitzen dort im Nest und haben krumme Schnäbel wie die Gullen, damit picken sie der unartigen Menschenkindlein Augen auf.“

— Gräßlich malte sich nun im Innern mir das Bild des graufamen Sandmanns aus; so wie es Abends die Treppe heraufspolterte, zitterte ich vor Angst und Entsetzen. Nichts als den unter Thränen hergestotterten Ruf: der Sandmann! der Sandmann! konnte die Mutter aus mir herausbringen. Ich lief darauf in das Schlafzimmer und wohl die ganze Nacht über quälte mich die fürchterliche Erscheinung des Sandmanns. — Schon alt genug war ich geworden, um einzusehen, daß das mit dem Sandmann und seinem Kinderneft im Halbmonde, so wie es mir die Wartefrau erzählt hatte, wohl nicht ganz seine Wichtigkeit haben könne; indessen blieb mir der Sandmann ein fürchterliches Gespenst, und Grauen — Entsetzen ergriff mich, wenn ich ihn nicht allein die Treppe heraufkommen, sondern auch meines Vaters Stubenthür bestigt aufreißen und hineintreten hörte. Manchmal blieb er lange weg, dann kam er öfter hintereinander. Jahre lang dauerte das, und nicht gewöhnen konnte ich mich an den unheimlichen Spuk, nicht bleicher wurde in mir das Bild des graufamen Sandmanns. Sein Umgang mit dem Vater hing an meine Fantasie immer mehr und mehr zu beschäftigen: den Vater darum zu befragen hielt mich eine unüberwindliche Scheu zurück, aber selbst — selbst das Geheimniß zu erforschen, den fabelhaften Sandmann zu sehen, dazu keimte mit den Jahren immer mehr die Lust in mir empor. Der Sandmann hatte mich auf die Bahn des Wunderbaren, Abentheuerlichen gebracht, das so schon leicht im kindlichen Gemüth sich einnistet. Nichts war mir lieber, als schauerliche Geschichten von Kobolden, Hexen, Däumlingen u. s. w. zu hören oder zu lesen; aber obenan stand immer der Sandmann; den ich in den seltsamsten, abscheulichsten Gestalten überall auf Tische, Schränke und Bänke mit Kreide, Kohle, hingzeichnete. Als ich zehn Jahre alt geworden, wies mich die Mutter aus der Kinderstube in ein Kämmerchen, das auf dem Corridor unsern von meines Vaters Zimmer lag. Noch immer mußten wir uns, wenn auf den Schlag neun Uhr sich jener Unbekannte im Hause hören ließ, schnell entfernen. In meinem Kämmerchen vernahm ich, wie er bei dem Vater hineintrat und bald darauf war es mir dann, als verbreite sich im Hause ein feiner seltsam riechender Dampf. Immer höher mit der Neugierde wuchs der Muth, auf irgend eine Weise des Sandmanns Bekanntschaft zu machen. Oft schlich ich schnell aus dem Kämmerchen auf den Corridor, wenn die Mutter vorübergegangen, aber nichts konnte ich erlauschen, denn immer war der Sandmann schon zur Thüre hinein, wenn ich den Platz erreicht hatte, wo er mir sichtbar werden mußte. Endlich von unüberstehlichem Drange getrieben, beschloß ich, im Zimmer des Vaters selbst mich zu verbergen und den Sandmann zu erwarten.

An des Vaters Schweigen, an der Mutter Traurigkeit merkte ich eines Abends, daß der Sandmann kommen werde; ich schügte daher große Müdigkeit vor, verließ schon vor neun Uhr das Zimmer und verbarg mich dicht neben der Thüre in einen Schlupfwinkel. Die Hausthüre knarrte, durch den Flur ging es, langsamen, schweren, dröhnenden Schrittes nach der Treppe. Die Mutter eilte mit dem Geschwister mir vorüber. Leise — leise öffnete ich des Vaters Stubenthür. Er saß, wie gewöhnlich, stumm und starr den Rücken der Thüre zugewandt, er bemerkte mich nicht, schnell war ich hinein und hinter der Gardine, die einem gleich neben der Thüre stehenden offenen Schrank, worin meines Vaters Kleider hingen, vorgezogen war. — Näher — immer näher dröhnten die Tritte — es huschte und scharpte und brumpte seltsam draußen. Das Herz bebte mir vor Angst und Erwartung. — Dicht, dicht vor der Thüre ein scharfer Trit — ein heftiger Schlag auf die Klinge,

die Thür springt raselnd auf! — Mit Gewalt trat ermannend guck ich behutsam hervor. Der Sandmann steht mitten in der Stube vor meinem Vater, der hell Schein der Lichter brennt ihm ins Gesicht! — Der Sandmann, der fürchterliche Sandmann ist der Advokat Coppelius, der manchmal bei uns zu Mittag ist! —

Aber die gräßlichste Gestalt hätte mir nicht tödtliches Entsetzen erregen können, als eben dieser Coppelius. — Denke Dir einen großen breitschulterigen Mann mit einem unförmlich dicken Kopf, erdgelbem Gesicht, beschlagenen grauen Augenbrauen, unter denen ein paar grünlische Kägenaugen stechend hervorfunkeln, welche stärker über die Oberlippe gezogener Nase. Das kleine Maul verzieht sich oft zum hämischen Lachen; dann rücken auf den Backen ein paar dunkelrothe Flecke sichtbar, und ein felsam zischender Ton fährt durch die spitzen mengekiffenen Zähne. Coppelius erschien immer in einem altmodisch zugeschnittenen aschgrauen Rock, ein solcher Weste und gleichen Reinkleidern, aber dazu schwarze Strümpfe und Schuhe mit kleinen Eisen schnallen. Die kleine Perücke reichte kaum bis über den Kopfwirbel heraus, die Klebkloden standen hoch über den großen rothen Ohren, und ein treiter verflüchtiger Haarbeutel starrte von dem Nacken weg, so daß man die silberne Schnalle sah, die die gefaltete Goldkette schloß. Die ganze Figur war überhaupt wirrlich und abscheulich; aber vor allem waren uns Kindern sehr großen Knötigen, haarigen Häufchen zuwider, so daß wir, was er damit berührte, nicht mehr mochten. Das hat er bemerkt und nun war es seine Freude, irgend ein Stückchen Kuchen, oder eine süße Frucht, die uns die gute Mutter heimlich auf den Teller gelegt, unter diesem oder jenem Vorwande zu berühren, daß wir, hell Thränen in den Augen, die Nässe, der wir uns nicht freuen sollten, nicht mehr genießen mochten vor Scham und Abscheu. Eben so machte er es, wenn uns an Festtagen der Vater ein klein Gläschen süßen Weins eingeschenkt hatte. Dann fuhr er schnell mit der Faust über die Lippen, oder brachte wohl gar das Glas an die kleinen Rippen und lachte recht teuflisch, wenn wir unsern Thirst nur leise schluchzend äußern durften. Er pflegte uns nur immer die kleinen Bestien zu nennen: wir durften war er zugegen, keinen Laut von uns geben und erwünschten den häßlichen, feindseligen Mann, der uns recht mit Bedacht und Absicht auch die kleinste Freude verdarb. Die Mutter schien eben so, wie wir, den verdächtigsten Coppelius zu hassen: denn so wie er zeigte, war ihr Frohsinn, ihr heiteres unbefangenes Wesen umgewandelt in traurigen, düstern Ernst. Der Vater betrug sich gegen ihn, als sey er ein höheres Wesen, dessen Unarten man dulden und das man auf jede Weise bei guter Laune erhalten müsse. Er durfte nur lächeln, deuten, und Lieblingsgerichte wurden gekocht und fetter Wein kredenzte.

Als ich nun diesen Coppelius sah, ging es graulich und entsetzlich in meiner Seele auf, daß ja niemand anders, als er, der Sandmann seyn könne, aber der Sandmann war mir nicht mehr jener Popanz aus dem Kammernährchen, der dem Gulenneft im Halbmonde Kägenaugen zur Ulgung holt, — Nein! — ein häßlicher, gespenstischer Unhold, der überall, wo er eintritt, Jammer — Noth — zeitliches, ewiges Verderben bringt.

Ich war fest gezaubert. Auf die Gesäße erbebte und, wie ich deutlich dachte, hart gestraft zu werden, blieb ich stehen, den Kopf lauschend durch die Gardine hervorgestreckt. Mein Vater empfing den Coppelius feierlich. „Auf! — zum Werk,“ rief dieser mit heiserer, schnarrender Stimme und warf den Rock ab. Der Vater zog still und finstern seinen Schlafrock aus und

beide kleideten sich in lange schwarze Kittel. Wo sie die bernahmen, hatte ich übersehen. Der Vater öffnete die Flügeltür eines Wandschranks; aber ich sah, daß das, was ich so lange dafür gehalten, kein Wandschrank, sondern vielmehr eine schwarze Höhlung war, in der ein kleiner Heerd stand. Coppelius trat hinzu und eine blaue Flamme knisterte auf dem Heerde empor. Allerlei seltsames Geräthe stand umher. Ach Gott! — wie sich um mein alter Vater zum Feuer herabückte, da sah er ganz anders aus. Ein gräßlicher, krampfhafter Schmerz schien seine sanften ehelichen Züge zum häßlichen widerwärtigen Teufelsbilde verzogen zu haben. Er sah dem Coppelius ähnlich. Dieser schwang die gluthrothe Zange und holte damit hellblinkende Massen aus dem irden Quaal, die er dann emsig hämmerte. Mir war es, als wären Menschengesichter ringsumher sichtbar, aber ohne Augen — scheußliche, tiefe schwarze Höhlen statt ihrer. „Augen her, Augen her!“ rief Coppelius mit dumpfer, dröhnender Stimme. Ich kreischte auf, von wildem Entsetzen gewaltig erfasst, und stürzte aus meinem Versteck heraus auf den Boden. Da ergriff mich Coppelius: Kleine Bestie! — kleine Bestie! meckerte er zähnselzend! rief mich auf und warf mich auf den Heerd, daß die Flamme mein Haar zu sengen begann: „Nun haben wir Augen — Augen — ein schön Paar Kinderaugen.“ So flüsterete Coppelius, und griff mit den Fäusten gluthrothe Körner aus der Flamme, die er mir in die Augen streuen wollte. Da hob mein Vater stehend die Hände empor und rief: „Meister! Meister! laß meinem Nathanael die Augen — laß sie ihm!“ Coppelius lachte gellend auf und rief: „Mag denn der Junge die Augen behalten und sein Pensum fleimen in der Welt; aber nun wollen wir doch den Mechanismus der Hände und der Füße recht übersehen.“ Und damit faßte er mich gewaltig, daß die Gelenke knackten, und schrob mir die Hände ab und die Füße und setzte sie bald hier, bald dort wieder ein. „Sieht doch überall nicht recht! 's gut so wie es war! — Der Alte hat's verstanden!“ So zischte und kispelte Coppelius; aber alles um mich her wurde schwarz und finster, ein jäher Krampf durchzuckte Nervo und Gebirn — ich fühlte nichts mehr. Ein sanfter warmer Hauch glitt über mein Gesicht, ich erwachte wie aus dem Todeschlaf, die Mutter hatte sich über mich hingebogen. „Ist der Sandmann noch da?“ stammelte ich. „Nein, mein liebes Kind, der ist lange, lange fort, der thut dir keinen Schaden!“ — So sprach die Mutter und küßte und herzte den wieder gewonnenen Lieb-ling. —

Was soll ich Dich ermüden, mein herzliebster Tochter! was soll ich so weitläufig Einzelnes hererzählen, da noch so vieles zu sagen übrig bleibt? Genug! — ich war bei der Kaufserei entdeckt, und von Coppelius gemißhandelt worden. Angst und Schrecken hatte mir ein hitziges Fieber zugezogen, an dem ich mehrere Wochen krank lag. „Ist der Sandmann noch da?“ — Das war mein erstes gesundes Wort und das Zeichen meiner Genesung, meiner Rettung. — Nur noch den schrecklichsten Moment meiner Jugendjahre darf ich Dir erzählen; dann wirst Du überzeugt seyn, daß es nicht meiner Augen Blödigkeit ist, wenn mir nun alles farblos erscheint, sondern daß ein dunkles Verhängniß wirklich einen trüben Wolkenfchleier über mein Leben gehängt hat, den ich vielleicht nur sterbend zerreiße. — Coppelius ließ sich nicht mehr sehen, es hieß er habe die Stadt verlassen.

Ein Jahr mochte vergangen seyn, als wir der alten unveränderten Sitte gemäß Abends an dem runden Tisch saßen. Der Vater war sehr heiter und erzählte viel Ergötliches von den Reisen die er in seiner Jugend gemacht. Da hörten wir, als es Neune schlug, plötzlich die

Hausthüre in den Angeln knarren und langsame eisenschwere Schritte dröhnten durch den Haussflur die Treppe herauf. „Das ist Coppelius,“ sagte meine Mutter erzbläsend. „Ja! — es ist Coppelius“ wiederholte der Vater mit matter, gebrochener Stimme. Die Thränen stürzten der Mutter aus den Augen. „Aber Vater, Vater!“ rief sie, „muß es denn so seyn?“ „Zum letzten Male!“ erwiderte dieser, „kommt er zu mir, ich verspreche es Dir. Geh nur, geh mit den Kindern — Geht — geht zu Bette! Gute Nacht.“

Mir war es, als sey ich in schweren kalten Stein eingepreßt — mein Athem stockte! Die Mutter ergriff mich beim Arm als ich unbeweglich stehen blieb: „Komm Nathanael, komm nur!“ — Ich ließ mich fortführen, ich trat in meine Kammer. „Sei ruhig, sei ruhig, lege Dich in's Bette! — schlafe — schlafe,“ rief mir die Mutter nach; aber von unbeschreiblicher innerer Angst und Unruhe gequält, konnte ich kein Auge zuthun. Der verhaßte, abscheuliche Coppelius stand vor mir mit funkelnden Augen und lachte mich hämisch an, vergebens trachtete ich sein Bild los zu werden. Es mochte wohl schon Mitternacht seyn, als ein entsetzlicher Schlag geschah, wie wenn ein Geschütz losgefeuert würde. Das ganze Haus erdröhnte, es rasselte und rauschte bei meiner Thüre vorüber, die Hausthüre wurde klirrend zugeworfen. „Das ist Coppelius“ rief ich entsetzt und sprang aus dem Bette. Da kreischte es auf in schneidendem trostlosen Jammer, fort stürzte ich nach des Vaters Zimmer, die Thüre stand offen, erstickender Dampf quoll mir entgegen, das Dienstmädchen schrie: — „Ach, der Herr, der Herr!“ — Vor dem dampfenden Heerde auf dem Boden lag mein Vater todt mit schwarz verbranntem, gräßlich verzerrtem Gesicht, um ihn herum heulten und winselten die Schwestern — die Mutter ohnmächtig daneben: — „Coppelius, verruchter Satan, du hast den Vater erschlagen!“ — So schrie ich auf; mir vergingen die Sinne. Als man zwei Tage darauf meinen Vater in den Sarg legte, waren seine Gesichtszüge wieder mild und sanft geworden, wie sie im Leben waren. Tröstend ging es in meiner Seele auf, daß sein Bund mit dem teuflischen Coppelius ihn nicht in's ewige Verderben gestürzt haben könne. —

Die Explosion hatte die Nachbarn geweckt, der Vorfall wurde ruchbar und kam vor die Obrigkeit, welche den Coppelius zur Verantwortung vorfordern wollte. Der war aber spurlos vom Orte verschwunden.

Wenn ich Dir nun sage, mein herzliebster Freund! daß jener Wetterglashändler eben der verruchte Coppelius war, so wirst Du mir es nicht verargen, daß ich die feindliche Erscheinung als schweres Unheil bringend deute. Er war anders gekleidet, aber Coppelius Figur und Gesichtszüge sind zu tief in mein Innerstes eingepreßt, als daß hier ein Irrthum möglich seyn sollte. Zudem hat Coppelius nicht einmal seinen Namen geändert. Er giebt sich hier, wie ich höre, für einen piemontesischen Mechanicus aus, und nennt sich Giuseppe Coppola.

Ich bin entschlossen es mit ihm aufzunehmen und des Vaters Tod zu rächen, mag es denn nun gehen wie es will.

Der Mutter erzähle nichts von dem Erscheinen des gräßlichen Unholds. — Grüße meine liebe holde Clara, ich schreibe ihr in ruhigerer Gemüthsstimmung. Lebe wohl &c. &c.

Clara an Nathanael.

Wahr ist es, daß Du recht lange mir nicht geschrieben hast, aber dennoch glaube ich, daß Du mich in Sinn und Gedanken trägst. Denn meiner gedachtest Du wohl

recht lebhaft, als Du Deinen letzten Brief an Bruder Lothar absenden wolltest und die Aufschrift, statt an ihn, an mich richtetest. Freudig erbrach ich den Brief und wurde den Irrthum erst bei den Worten inne: „Ach mein herzliebster Lothar! — Nun hätte ich nicht weiter lesen, sondern den Brief dem Bruder geben sollen. Aber hast Du mir auch sonst manchmal in kindischer Neckerrei vorgeworfen, ich hätte solch ruhiges, weiblich besonnenes Gemüth, daß ich, wie jene Frau, drobe das Haus den Einsturz, noch vor schneller Flucht ganz geschwinde einen falschen Kniff in der Fenstergardine glattstreichen würde, so darf ich doch wohl kaum versichern, daß Deines Briefes Anfang mich tief erschütterte. Ich konnte kaum athmen, es klümmerte mir vor den Augen. — Ach, mein herzgeliebter Nathanael! was konnte so Entsetzliches in Dein Leben getreten seyn! Trennung von Dir, Dich niemals wiedersehen, der Gedanke durchfuhr meine Brust wie ein glühender Dolchstich. — Ich las und las! — Deine Schilderung des widerwärtigen Coppellius ist gräßlich. Erst jetzt vernahm ich, wie Dein guter alter Vater solch entsetzlichen, gewaltsamen Todes starb. Bruder Lothar, dem ich sein Eigenthum zustellte, suchte mich zu beruhigen, aber es gelang ihm schlecht. Der fatale Wetterglashändler Giuseppe Coppola verfolgte mich auf Schritt und Tritt, und beinahe schäme ich mich es zu gestehen, daß er selbst meinen gesunden, sonst so ruhigen Schlaf in allerlei wunderlichen Traumgebilden zerstören konnte. Doch bald, schon den andern Tag, hatte sich alles anders in mir gestaltet. Sey mir nur nicht böse, mein Innigstgeliebter, wenn Lothar Dir etwa sagen möchte, daß ich trotz Deiner seltsamen Ahnung, Coppellius werde Dir etwas Böses anthun, ganz heitern unbefangenen Sinnes bin, wie immer.

Gerade heraus will ich es Dir nur gestehen, daß, wie ich meine, alles Entsetzliche und Schreckliche, wovon Du sprichst, nur in Deinem Innern vorging, die wahre wirkliche Außenwelt aber daran wohl wenig Theil hatte. Widerwärtig genug mag der alte Coppellius gewesen seyn, aber daß er Kinder haßte, das brachte in Euch Kindern wahren Abscheu gegen ihn hervor.

Natürlich verknüpfte sich nun in Deinem kindischen Gemüth der schreckliche Sandmann aus dem Ammenmärchen mit dem alten Coppellius, der Dir, glaubtest Du auch nicht an den Sandmann, ein gespenstischer, Kindern vorzüglich gefährlicher Unhold blieb. Das unheimliche Treiben mit Deinem Vater zur Nachtzeit war wohl nichts anders, als daß beide insgeheim alchymistische Versuche machten, womit die Mutter nicht zufrieden seyn konnte, da gewiß viel Geld unnütz verschleudert und obendrein, wie es immer mit solchen Laboranten der Fall seyn soll, des Vaters Gemüth ganz von dem trügerischen Drange nach hoher Weisheit erfüllt, der Familie abwendig gemacht wurde. Der Vater hat wohl gewiß durch eigne Unvorsichtigkeit seinen Tod herbeigeführt, und Coppellius ist nicht Schuld daran. Glaubst Du, daß ich den erfahrenen Nachbar Apotheker gettern frug, ob wohl bei chemischen Versuchen eine solche augenblicklich tödtende Explosion möglich sey? Der sagte: Ei allerdings! und beschrieb mir nach seiner Art gar weitläufig und umständlich, wie das zugehen könne, und nannte dabei so viel sonderbar klingende Namen, die ich gar nicht zu behalten vermochte. — Nun wirst Du wohl unwillig werden über Deine Clara, Du wirst sagen: in dieß kalte Gemüth dringt kein Strahl des Geheimnißvollen, das den Menschen oft mit unsichtbaren Armen umfaßt; sie erschaunt nur die bunte Oberfläche der Welt und freut sich, wie das kindische Kind über die goldgleisende Frucht, in deren Innerem tödtliches Gift verborgen.

Ach mein herzgeliebter Nathanael! glaubst Du denn

nicht, daß auch in heitern — unbefangenen — freudigen Gemüthern die Ahnung wohnen könne von einer dunklen Macht, die feindlich uns in unserm eignen Selbst zu verderben strebt? — Aber verzeih' es mir, wenn ich eine fähig' Mädchen mich unterfange, auf irgend eine Weise mir anzudeuten, was ich eigentlich von solchem Kampf im Innern glaube. — Ich finde wohl gar am Ende nicht die rechten Worte, und Du lachst mich aus, nicht, weil ich was Dummes meine, sondern weil ich mich so ungeschickt anstelle, es zu sagen. —

Gibt es eine dunkle Macht, die so recht feindlich und verrätherisch einen Faden in unser Inneres legt, wenn sie uns dann festpackt und fortzieht auf einem gefährlichen verderblichen Wege, den wir sonst nicht betreten haben würden — gibt es eine solche Macht, so muß sie in uns sich, wie wir selbst gestalten, ja unser Selbst werden; denn nur so glauben wir an sie und räumen ihr den Platz ein, dessen sie bedarf, um jenes gekümmerte Best zu vollbringen. Haben wir festen, durch das letzte Leben gestärkten Sinn genug, um fremdes, feindliches Einwirken als solches stets zu erkennen und den Weg, in den uns Neigung und Beruf geschoben, ruhigen Schrittes zu verfolgen, so geht wohl jene unheimliche Macht unter in dem vergeltlichen Ringen nach der Bestimmung, die unser eignes Spiegelbild seyn sollte. Es ist auch gewiß, sagt Lothar hinzu, daß die dunkle physische Macht, haben wir uns durch uns selbst ihr hingelassen, oft fremde Gestalten, die die Außenwelt uns in den Weg wirft, in unser Inneres hineinzieht, so, daß wir selbst nur den Heißt entzündet, der, wie wir in unbedingter Täuschung glauben, aus jener Gestalt spricht. Es ist das Fantom unseres eignen Ichs, dessen unangenehme Verwandtschaft und dessen tiefe Einwirkung auf unser Gemüth uns in die Hölle wirft, oder in den Himmeln verückt. — Du merkst, mein herzliebter Nathanael! daß wir, ich und Bruder Lothar, uns recht über die Materie von dunklen Mächten und Gewalten ausgesprochen haben, die mir nun, nachdem ich nicht ohne Mühe das hauptsächlichste aufgeschrieben, ordentlich tiefsinnig vorkommt. Lothar's letzte Worte versetzte ich nicht ganz, ich ahne nur, was er meint, und doch ist es mir, als wäre alles sehr wahr. Ich bitte Dich, schlage Dir den kühnen Advokaten Coppellius und den Wetterglashändler Giuseppe Coppola ganz aus dem Sinn. Sey überzeugt, daß diese fremden Gestalten nichts über Dich vermag; nur der Glaube an ihre feindliche Gewalt kann in Dir in der That feindlich machen. Spräche nicht auch jeder Zeile Deines Briefes die tiefste Aufregung Deines Gemüths, schmerzte mich nicht Dein Zustand recht in innerster Seele, wahrhaftig, ich kenne über den Advokaten Sandmann und den Wetterglashändler Coppollischerzen. Sey heiter — heiter! — Ich habe mir vorgenommen, bei Dir zu erscheinen, wie Dein Schwager, und den häßlichen Coppola, sollte er es sich etwa erlauben lassen, Dir im Traun beschämlich zu fallen, mit lautem Lachen fortzubannen. Ganz und gar nicht fürchte ich mich vor ihm und vor seinen arabischen Pfaffen, er soll mir weder als Advokat eine Maßregel, noch als Sandmann die Augen verderben.

Ewig, mein herzinnigstgeliebter Nathanael u. s. w.

#### Nathanael an Lothar.

Sehr unlieb ist es mir, daß Clara neulich den Brief an Dich, aus freilich durch meine Bestreutheit verursachtem Irrthum erbrach und las. Sie hat mir einen sehr tief sinnigen philosophischen Brief geschrieben, worin sie ausführlich beweiset, daß Coppellius und Coppola nur in meinem Innern existiren und Fantome meines

Ich sind, die augenblicklich zerstäuben, wenn ich sie als solche erkenne. In der That, man sollte gar nicht glauben, daß der Geist, der aus solch hellen, hochbläulichen Kindesaugen, oft wie ein lieblicher, süßer Traum hervorleuchtet, so gar verständlich, so magistermäßig distinguiren könne. Sie beruft sich auf Dich. Ihr habt über mich gesprochen. Du liebst ihr wohl logische Collegia, damit sie alles sein sichten und sondern lerne. — Laß das bleiben! — Uebrigens ist es wohl gewiß, daß der Wetterglasbändler Giuseppe Coppola keinesweges der alte Aboecat Coppelius ist. Ich höre bei dem erst neuerdings angekommenen Professor der Physik, der, wie jener berühmte Naturforscher, Spalanzani heißt, und italienischer Abkunft ist, Collegia. Der kennt den Coppola schon seit vielen Jahren und überdem hört man es auch seiner Aussprache an, daß er wirklich Piemontese ist. Coppelius war ein Deutscher, aber wie mich dünkt kein Ehrlicher. Ganz herbig bin ich nicht. Duldet Ihr, Du und Clara, mich immerhin für einen höhern Kräumer, aber nicht los kann ich den Eindruck werden, den Coppelius verfluchtes Gesicht auf mich macht. Ich bin froh, daß er fort ist aus der Stadt, wie mir Spalanzani sagt. Dieser Professor ist ein wunderlicher Kauz. Ein kleiner rundlicher Mann, das Gesicht mit starken Backenknochen, seiner Nase, aufgeworfenen Lippen, kleinen stehenden Augen. Doch besser, als in jener Beschreibung, siehst Du ihn, wenn Du den Gagliostro, wie er von Chodowiecki in irgend einem berlinischen Zalkenbuch sieht, anschauest — so sieht Spalanzani aus. — Neulich stieg ich die Treppe hinauf und nehme wahr, daß die sonst einer Glasthüre dicht vorgezogene Gardine zur Seite einen kleinen Spalt läßt. Selbst weiß ich nicht, wie ich dazu kam, neugierig durchzublicken. Ein hebes, sehr schlank im reinsten Ebenmaß gewachsenes, herrlich gekleidetes Frauenzimmer saß im Zimmer vor einem kleinen Tisch, auf den sie beide Arme, die Hände zusammengefaltet, gelegt hatte. Sie saß der Thüre gegenüber, so daß ich ihr engschönes Gesicht ganz erblickte. Sie schien mich nicht zu bemerken, und überhaupt hatten ihre Augen etwas Starrs, keinabe mächt' ich sagen, keine Sehkraft; es war mir so, als schließe sie mit offenen Augen. Mir wurde ganz unheimlich, und deshalb schlich ich leise fort ins Auditorium, das daneben gelegen. Nachher erfuhr ich, daß die Gestalt, die ich gesehen, Spalanzani's Tochter, Olympia war, die er sonderbarer und schlechter Weise einperrt, so daß durchaus kein Mensch in ihre Nähe kommen darf. — Am Ende hat es eine Bewandniß mit ihr, sie ist vielleicht blödsinnig oder sonst. — Weßhalb schreibe ich Dir aber das alles? Besser und ausführlicher hätte ich Dir das mündlich erzählen können. Wißte nehmlich, daß ich über vierzehn Tage bei Euch bin. Ich muß mein süßes, liebes Engelsbild, meine Clara, wiedersehen. Weggehauht wird dann die Verstimmung seyn, die sich (ich muß das gestehen) nach dem fatalen verständigen Briefe meiner Bemeisern wollte. Deshalb schreibe ich auch heute nicht an sie.

Tausend Grüße zc. zc. zc.

Seltener und wunderlicher kann nichts erfunden werden, als dasjenige ist, was sich mit meinem armen Freunde, dem jungen Studenten Nathanael, zugetragen, und was ich Dir, gütiger Leser, zu erzählen unternommen. Hast Du, Geneigtester! wohl jemals etwas erlebt, das Deine Brust, Sinn und Gedanken ganz und gar erfüllte, alles Andere daraus verdrängend? Es gährte und kochte in Dir, zur siedenden Gluth entzündet sprang das Blut durch die Adern und färbte höher Deine Wangen. Dein Blick war so seltam, als wolle er Gestalten, keinen andern Augen sichtbar, im leeren Raum erfassen,

und die Rede zerfloß in dunkle Seufzer. Da frugen Dich die Freunde: „Wie ist es Ihnen, Verehrter? — Was haben Sie, Theurer?“ Und nun wolltest Du das innere Gebilde mit allen glühenden Farben und Schatten und Lichtern aussprechen, und mühtest Dich ab Worte zu finden, um nur anzufangen. Aber es war Dir, als mühtest Du nun gleich in dem ersten Wort alles Wunderbare, Herrliche, Entsetzliche, Lustige, Grauenhafte, das sich zugetragen, recht zusammenzugreifen, so daß es, wie ein elektrischer Schlag, Alle treffe. Doch jedes Wort, alles was Rede vermag, schien Dir farblos und frostig und todt. Du suchst und suchst, und stotterst und stammelst, und die nüchternen Fragen der Freunde schlagen, wie eisige Bindeshauche, hinein in Deine innere Gluth, bis sie verlöschen will. Hattest Du aber, wie ein feder Maler, erst mit einigen verwegenen Strichen den Umriß Deines innern Bildes hingeworfen, so trugst Du mit leichter Mühe immer glühender und glühender die Farben auf, und das lebendige Gerwühl mannigfacher Gestalten riß die Freunde fort und sie sahen, wie Du, sich selbst mitten im Bilde, das aus Deinem Gemüthe hervorgegangen! — Mich hat, wie ich es Dir, geneigter Leser! gesehen muß, eigentlich niemand noch der Geschichte des jungen Nathanael gefragt; Du weißt ja aber wohl, daß ich zu dem wunderlichen Geschlechte der Austeren gehöre, denen, tragen sie etwas so in sich, wie ich es vorhin beschrieben, so zu Muthe wird, als frage jeder, der in ihre Nähe kommt, und nebenher auch wohl noch die ganze Welt: „Was ist es denn? Erzählen Sie, Liebster!“ — So trieb es mich denn gar gewaltig von Nathanaels verhängnißvollem Leben zu Dir zu sprechen. Das Wunderbare, Seltame davon erfüllte meine ganze Seele, aber eben deshalb und weil ich Dich, o mein Leser! gleich geneigt machen mußte, Wunderliches zu erzählten, welches nichts Geringses ist, qualte ich mich ab, Nathanaels Geschichte, bedeutend — originell, ergreifend anzufangen: „Es war einmal“ — der schönste Anfang jeder Erzählung, zu nüchtern! — „In der kleinen Provinzial-Stadt S. lebte“ — etwas besser, wenigstens auswendig zum Climax. — Oder gleich medias in res: „Scheer er sich zum Teufel! rief, Wuth und Entsetzen im wilden Blick, der Student Nathanael, als der Wetterglasbändler Giuseppe Coppola“ — Das hatte ich in der That schon aufgeschrieben, als ich in dem wilden Blick des Studenten Nathanael etwas Possirliches zu verspüren glaubte; die Geschichte ist aber gar nicht spaßhaft. Mir kam keine Rede in den Sinn, die nur im Mindesten etwas von dem Farbensglanz des innern Bildes abzuspiegeln schien. Ich beschloß, gar nicht anzufangen. Nimm, geneigter Leser! die drei Briefe, welche Freund Lothar mir gütigst mittheilte, für den Umriß des Gebildes, in das ich nun erzählend immer mehr und mehr Farbe hineinzutragen mich bemühen werde. Vielleicht gelingt es mir, manche Gestalt, wie ein guter Porträtmaler, so aufzufassen, daß Du es ähnlich findest, ohne das Original zu kennen, so daß es Dir ist, als hättest Du die Person recht oft schon mit leibhaften Augen gesehen. Vielleicht wirst Du, o mein Leser! dann glauben, daß nichts wunderlicher und toller sey, als das wirkliche Leben, und daß dieses der Dichter doch nur, wie in eines matt geschliffnen Spiegels dunklem Widerschein, auffassen könne.

Damit klarer werde, was gleich anfangs zu wissen nöthig, ist jenen Briefen noch hinzuzufügen, daß bald darauf, als Nathanaels Vater gestorben, Clara und Lothar, Kinder eines weitläufigen Verwandten, der ebenfalls gestorben, und sie verwaist nachgelassen, von Nathanaels Mutter ins Haus genommen wurden. Clara und Nathanael faßten eine heftige Zuneigung zu einander, wogegen kein Mensch auf Erden etwas einzurufen

hatte; sie waren daher Verlobte, als Nathaniel den Ort verließ um seine Studien in G — fortzusetzen. Da ist er nun in seinem letzten Briefe und hört Collegia bei dem berühmten Professor Physices, Spalanzani.

Nun könnte ich getrost in der Erzählung fortfahren; aber in dem Augenblick steht Clara's Bild so lebendig mir vor Augen, daß ich nicht wegschauen kann, so wie es immer geschah, wenn sie mich holdselig anblickte. — Für schön konnte Clara keinesweges gelten; das meinten Alle, die sich von Amtes wegen auf Schönheit verließen. Doch lobten die Architekten die reinen Verhältnisse ihres Busches, die Maler fanden Nacken, Schultern und Brust beinahe zu keusch geformt, vertieften sich dagegen sämmtlich in das wunderbare Magdalenenhaar und faselten überhaupt viel von battonischem Colorit. Einer von ihnen, ein wirklicher Fantast, verglich aber höchsteltfamer Weise Clara's Augen mit einem See von Ruissdael, in dem sich des wolkenlosen Himmels reines Azur, Wald- und Blumenflur, der reichen Landschaft ganzes buntes, heitres Leben spiegelt. Dichter und Meißter gingen aber weiter und sprachen: Was See — was Spiegel! — Können wir denn das Mädchen anschauen, ohne daß uns aus ihrem Blick wunderbare himmlische Gefänge und Klänge entgegenstrahlen, die in unser Innerstes dringen, daß da alles wach und rege wird? Singen wir selbst denn nichts wahrhaft Gescheutes, so ist überhaupt nicht viel an uns, und das lesen wir denn auch deutlich in dem, um Clara's Lippen schwebenden, feinen Lächeln, wenn wir uns unterfangen ihr etwas vorzuquintelliren, das so thun will als sey es Gesang, unerachtet nur einzelne Töne verworren durch einander springen. Es war dem so. Clara hatte die lebenskräftige Fantasie des heiteren, unbefangenen, kindischen Kindes, ein tiefes, weiblich zartes Gemüth, einen gar hellen scharfsichtigen Verstand. Die Nebler und Schwebler hatten bei ihr böses Spiel; denn ohne zu viel zu reden, was überhaupt in Clara's schweigsamer Natur nicht lag, sagte ihnen der helle Blick, und jenes feine ironische Lächeln: Lieben Freunde! wie möget Ihr mir denn zumuthen, daß ich Eure verfließende Schattengebilde für wahre Gestalten ansehen soll, mit Leben und Regung? — Clara wurde deshalb von vielen kalt, gefühllos, prosaisch gescholten; aber andere, die das Leben in klarer Tiefe aufgefaßt, liebten ungemein das gemüthvolle, verständige, kindliche Mädchen, doch keiner so sehr, als Nathanael, der sich in Wissenschaft und Kunst kräftig und heiter bewegte. Clara hing an dem Geliebten mit ganzer Seele; die ersten Wolkenschatten zogen durch ihr Leben, als er sich von ihr trennte. Mit welchem Entzücken flog sie in seine Arme, als er nun, wie er im letzten Briefe an Lothar es verheißt, wirklich in seiner Vaterstadt in's Zimmer der Mutter eintrat. Es geschah so wie Nathanael geglaubt; denn in dem Augenblick, als er Clara wieder sah, dachte er weder an den Advokaten Coppelius, noch an Clara's verständigen Brief; jede Verstimmung war verschwunden.

Recht aber hatte Nathanael doch, als er seinem Freunde Lothar schrieb, daß des widerwärtigen Wetterglasbändlers Coppola Gestalt recht feindlich in sein Leben getreten sey. Alle fühlten das, da Nathanael gleich in den ersten Tagen in seinem ganzen Wesen durchaus verändert sich zeigte. Er versank in düstere Träumereien, und trieb es bald so seltsam, wie man es niemals von ihm gewohnt gewesen. Alles, das ganze Leben war ihm Traum und Ahnung geworden; immer sprach er davon, wie jeder Mensch, sich frei wählend, nur dunklen Mächten zum grausamen Spiel diene, vergeblich lehne man sich dagegen auf, demüthig müsse man sich dem fügen, was das Schicksal verhängt habe. Er

ging so weit, zu behaupten, daß es thöricht sey, wenn man glaube in Kunst und Wissenschaft nach schöpferthätiger Willkühr zu schaffen; denn die Begreifbarkeit in der man nur zu schaffen sey, komme nicht aus dem eignen Innern, sondern sey das Einwirken irgend eines außer uns selbst liegenden höheren Prinzips.

Der verständigen Clara war diese mythische Schöpfung im höchsten Grade zuwider, doch schien es ungebens sich auf Widerleugung einzulassen. Nur dann wenn Nathanael bewies, daß Coppelius das böse Prinzip sey, was ihn in dem Augenblicke erfasst habe, als er hinter dem Vorhange lauschte, und daß dieser widerwärtige Dämon auf entsetzliche Weise ihr Eichenstülförnen werde, da wurde Clara sehr ernst und sprach: „Ja, Nathanael! Du hast Recht, Coppelius ist ein böses, feindliches Prinzip; er kann Entsetzliches wirken, wie eine teuflische Macht, die sichtbarlich in das Leben trat, aber nur dann, wenn Du ihn nicht aus Eifer und Gedanken verbannt. So lange Du an ihn glaubst, ist er auch und wirkt, nur Dein Glaube ist seine Macht.“ — Nathanael, ganz erkönt, daß Clara die Gestalt des Dämons nur in seinem eignen Innern sah, wollte dann hervorrücken mit der ganzen mythischen Lehre von Teufeln und grauen Mächten. Clara brach aber verdrüsslich ab, indem sie irgend etwas Gleichzeitiges dazwischen schob, zu Nathanaels nicht geringem Aerger. Der dachte, kalten unempfindlichen Gemüthern verschließen sich solche tiefe Geheimnisse, eben ist deutlich bewußt zu seyn, daß er Clara eben zu solchen untergeordneten Naturen zähle, weshalb er nicht abließ mit Versuchen sie in jene Geheimnisse einzumathen. Am frühen Morgen, wenn Clara das Frühstück bereithalt, stand er bei ihr und las ihr aus allerlei mythischen Büchern vor, daß Clara bat: „Aber lieber Nathanael, wenn ich Dich nun das böse Prinzip schelten wollte, das feindlich auf meinen Kaffee wirkt? — Denn, wenn ich, wie Du es willst, alles stehen und liegen lassen und Dir, indem Du liesest, in die Augen schauen soll, so läßt mir der Kaffee in's Feuer und Ihr bekommt kein Frühstück!“ — Nathanael klopfte das Buch heftig zu und rannte voll Unmuth fort in sein Zimmer. Clara hatte er eine besondere Stärke in anmuthigen, lebendigen Erzählungen, die er aufschrieb; und die Clara mit dem innigsten Vergnügen anhörte; jetzt waren seine Dichtungen düster, unverständlich, gefühllos. So daß, wenn Clara schonen es auch nicht sagte, er doch wohl fühlte, wie wenig sie davon angesprochen wurde. Nichts war für Clara tödtender, als das Langweilige; in Blick und Rede sprach sich dann ihre nicht zu besiegende geistige Schläfrigkeit aus. Nathanaels Dichtungen waren in der That sehr langweilig. Sein Werdruß über Clara's kaltes prosaisches Gemüth blieb höher, Clara konnte ihren Unmuth über Nathanael dunkle, düstere, langweilige Mystik nicht überwinden, und so entfernten beide im Innern sich immer mehr von einander, ohne es selbst zu bemerken. Die Gestalt des häßlichen Coppelius war, wie Nathanael selbst es sich gefestigt hatte, in seiner Fantasie erblüht, und es kostete ihm oft Mühe, ihn in seinen Dichtungen, wo er als grauer Schicksalspopanz auftrat, recht lebendig zu coloriren. Es kam ihm endlich ein, jene düstere Aemung, daß Coppelius sein Liebesglück stören werde, zum Gegenstande eines Gedichts zu machen. Er stellte sich vor Clara dar, in treuer Liebe verbunden, aber dann und wann war es, als griffe eine schwarze Faust in ihre Seiten und risse irgend eine Freude heraus, die ihnen entgangen. Endlich, als sie schon am Traualtar saßen, erscheint der entsetzliche Coppelius und brennt Clara's holde Augen; die springen in Nathanaels Wuth mit blutigen Funken sengend und brennend, Coppelius ist

ihn und wies ihn in einen flammenden Feuerkreis, der sich dreht mit der Schnelligkeit des Sturmes, und ihn faufend und brausend fortreißt. Es ist ein Tosen, als wenn der Orkan grimmig hineinpeitscht in die schäumenden Meerwellen, die sich wie schwarze, weishauptige Riesen emporbäumen in wüthendem Kampfe. Aber durch die wilde Tosen hört er Clara's Stimme: „Kannst Du mich denn nicht erschauen? Goppelius hat Dich getödtet, das waren ja nicht meine Augen, die so in Deiner Brust brannten, das waren ja glühende Tropfen Deines eignen Herzbluts — ich habe ja meine Augen, sieh' mich doch nur an! Nathanael denkt: das ist Clara, und ich bin ihr Eignen ewiglich. — Da ist es, als fäße der Gedanke gewaltig in den Feuerkreis hinein, das er sehen liebt, und im schwarzen Abgrund vercauscht dumpf das Getöse. Nathanael blickt in Clara's Augen; aber es ist der Tod, der mit Clara's Augen ihn freundlich anschaut.

Während Nathanael dieß dachtete, war er sehr ruhig und besonnen, er fühlte und besserte an jeder Zeile, und da er sich dem metrischen Zwange unterworfen, ruhte er nicht, bis alles rein und wohlklingend sich fügte. Als er jedoch nun endlich fertig worden, und das Gedicht für sich laut las, da fäße ihn Grausen und wildes Entsetzen und er schrie auf: „Wessen grauenvolle Stimme ist das?“ — Bald schien ihm jedoch das Ganze wieder nur eine sehr gelungene Dichtung, und es war ihm, als müßte Clara's kaltes Gemüth dadurch entzündet werden, wiewohl er nicht deutlich dachte, wozu denn Clara entzündet, und wozu es denn nun eigentlich führen solle, sie mit den grauenvollen Bildern zu ängstigen, die ein entsetzliches, ihre Liebe zerstörendes Geschick weissagten. — Sie, Nathanael und Clara, saßen in der Mutter's kleinem Garten, Clara war sehr heiter, weil Nathanael sie seit drei Tagen, in denen er an jener Dichtung schrieb, nicht mit seinen Träumen und Ahnungen geplagt hatte. Auch Nathanael sprach lebhaft und froh von lustigen Dingen wie sonst, so, daß Clara sagte: „Nun erst habe ich Dich ganz wieder, siehst Du es wohl, wie viel den köstlichen Goppelius vertrieben haben?“ Da fiel dem Nathanael erst ein, daß er ja die Dichtung in der Tasche trage, die er habe vorlesen wollen. Er zog auch sogleich die Blätter hervor und fing an zu lesen: Clara, etwas langweiliges wie gewöhnlich vermuthend und sich darin ergebend, fing an ruhig zu stricken. Aber so wie immer schwärzer und schwärzer das düstre Gewölk aufstieg, ließ sie den Strickstrumpf sinken und blickte starr dem Nathanael in's Auge. Den riß seine Dichtung unaufhaltsam fort, hochroth färbte seine Wangen die innere Bluth, Thränen quollen ihm aus den Augen. — Endlich hatte er geschlossen, er stöhnte in tiefer Ermattung — er fühlte Clara's Hand und fußte wie aufgelöst in trostlosem Jammer: „Ach! — Clara — Clara!“ — Clara brüdete ihn sanft an ihren Busen und sagte leise, aber sehr langsam und ernst: „Nathanael! — mein herzliebster Nathanael! wies das tolle — unsinnige — wahnwitzige Mädchen in's Feuer.“ Da sprang Nathanael entzückt auf und rief, Clara von sich stoßend: „Du lebloses, verdammtes Automat!“ Er rannte fort, bittre Thränen ergoß die tief verletzte Clara: „Ach er hat mich niemals geliebt, denn er versteht mich nicht,“ schluchzte sie laut. — Lothar trat in die Laube; Clara mußte ihm erzählen, was vorgefallen; er liebte seine Schwester mit ganzer Seele, jedes Wort ihrer Anklage fiel wie ein Funke in sein Inneres, so, daß der Unmuth, den er wider den träumerischen Nathanael lange im Herzen getragen, sich entzündete zum wilden Zorn. Er lief zu Nathanael, er warf ihm das unsinnige Betragen gegen die geliebte Schwester in harten Worten vor, die der aufbrausende Nathanael eben so erwiderte. Ein fantastischer, wahnwitziger Gei-

wurde mit einem miserablen, gemeinen Alltagsmenschen erwidert. Der Zweikampf war unvermeidlich. Sie beschloffen, sich am folgenden Morgen hinter dem Garten nach dortiger akademischer Sitte mit scharf geschliffenen Stöckstrappieren zu schlagen. Stumm und finstler schlich sie umher Clara hatte den heftigen Streit gehört, und gesehen, daß der Fechtlehrer in der Dämmerung die Rappiere brachte. Sie ahnte was geschehen sollte. Auf dem Kampfplatze angekommen, hatten Lothar und Nathanael so eben düster schweigend die Röcke abgeworfen, blutdürstige Kampflust im brennenden Auge wollten sie gegen einander ausfallen, als Clara durch die Gartenthür herbeistürzte. Schluchzend rief sie laut: „Ihr wilden, entsetzlichen Menschen! — floßt mich nur gleich nieder, ehe Ihr Euch anfaßt; denn wie soll ich denn länger leben auf der Welt, wenn der Geliebte den Bruder, oder wenn der Bruder den Geliebten ermordet hat!“ — Lothar ließ die Waffe sinken und sah schweigend zur Erde nieder, aber in Nathanael's Innern ging in herzzerreißender Behmuth alle Liebe wieder auf, wie er sie niemals in der herrlichen Jugendzeit schönsten Tagen für die holde Clara empfunden. Das Nordgewehr entfiel seiner Hand, er stürzte zu Clara's Füßen. „Kannst Du mir denn jemals verzeihen, Du meine einzige, meine herzgeliebte Clara! — Kannst Du mir verzeihen, mein herzliebster Bruder Lothar!“ — Lothar wurde gerührt von des Freundes tiefem Schmerz; unter tausend Thränen umarmten sich die drei versöhnten Menschen und schwuren nicht von einander zu lassen in steter Liebe und Treue.

Dem Nathanael war es zu Muthe, als sey eine schwere Last, die ihn zu Boden gedrückt, von ihm abgewälzt, ja als habe er, Widerstand leistend der finstern Nacht, die ihn befangen, sein ganzes Seyn, dem Vernichtung brohte, gerettet. Noch drei seltsame Tage verlebte er bei den Lieben, dann kehrte er zurück nach G., wo er ein Jahr zu bleiben, dann aber auf immer nach seiner Vaterstadt zurückzukehren gedachte.

Der Mutter war alles, was sich auf Goppelius bezog, verschwiegen worden; denn man wußte daß sie nicht ohne Entsetzen an ihn denken konnte, weil sie, wie Nathanael, ihm den Tod ihres Mannes Schuld gab.

Wie erkaunte Nathanael, als er in seine Wohnung wollte und sah, daß das ganze Haus niedergebrannt war, so daß aus dem Schutthaufen nur die nackten Feuermauern hervorragten. Unerachtet das Feuer in dem Laboratorium des Apothekers, der im untern Stocke wohnte, ausgebrochen war, das Haus daher von unten herauf gebrannt hatte, so war es doch den kühnen, rüstigen Freunden gelungen, noch zu rechter Zeit in Nathanael's im obern Stock gelegenes Zimmer zu dringen, und Bücher, Manuscripte, Instrumente zu retten. Alles hatten sie unverfehrt in ein anderes Haus getragen, und dort ein Zimmer in Beschlag genommen, welches Nathanael nun sogleich bezog. Nicht sonderlich achtete er darauf, daß er dem Professor Spalanzani gegenüber wohnte, und eben so wenig schien es ihm etwas besonderes, als er bemerkte, daß er aus seinem Fenster gerade hinein in das Zimmer blickte, wo oft Olimpia einsam saß, so, daß er ihre Figur deutlich erkennen konnte, wiewohl die Züge des Gesichts unbedeutlich und verworren blieben. Wohl fiel es ihm endlich auf, daß Olimpia oft Stundenlang in derselben Stellung, wie er sie einst durch die Glasthür entdeckte, ohne irgend eine Beschäftigung an einem kleinen Tische saß, und daß sie offenbar unverwandten Blickes nach ihm herüberschaute; er mußte sich auch selbst geschehen, daß er nie einen schöneren Buchs gesehen; indessen, Clara im Herzen, blieb ihm die feste, starre Olimpia höchst gleichgültig und nur zumweilen sah' er flüchtig über sein



Compendium herüber nach der schönen Bildsäule, das war Alles. — Eben schrieb er an Clara, als es leise an die Thüre klopfte, sie öffnete sich auf seinen Zuruf und Coppola's widerräufiges Gesicht sah hinein. Nathanael fühlte sich im Innersten erbeben; eingedenk dessen, was ihm Spalanzani über den Landmann Coppola gesagt, und was er auch Rücksichts des Sandmanns Coppelius der Geliebten so heilig versprochen, schämte er sich aber selbst seiner kindischen Geistesfurcht, nahm sich mit aller Gewalt zusammen und sprach so sanft und gelassen als möglich: „Ich kaufe kein Wetterglas, mein lieber Freund! gehen Sie nur!“ Da trat aber Coppola volrends in die Stube und sprach mit heiserem Ton, indem sich das weite Maul zum häßlichen Lachen verzog und die kleinen Augen unter den grauen langen Wimpern stehend hervorfunkelten: „Ei, nir Wetterglas, nir Wetterglas! — hab' auch schöne Ode — schöne Ode!“ — Entsetzt rief Nathanael: „Toller Mensch, wie kannst Du Augen haben? — Augen — Augen?“ — „Aber in dem Augenblick hatte Coppola seine Wettergläser bei Seite gesetzt, griff in die weiten Rocktaschen und holte Lognetten und Brillen heraus, die er auf den Tisch legte. — „Nu — Nu — Brill — Brill auf der Nas' zu sehn, das seyn meine Ode — schöne Ode!“ — Und damit holte er immer mehr und mehr Brillen heraus, so, daß es auf dem ganzen Tisch seltsam zu flimmern und zu funkeln begann. Tausend Augen blickten und zuckten frangend flammende Blicke durch einander und schossen ihre blutrothe Strahlen in Nathanael's Brust. Uebermüdet von tollem Entsetzen schrie er auf: „halt ein! halt ein, fürchterlicher Mensch!“ — Er hatte Coppola, der eben in die Tasche griff, um noch mehr Brillen herauszubringen, unerachtet schon der ganze Tisch überdeckt war, beim Arm festgepackt. Coppola machte sich mit heiserem, widrigen Lachen sanft los und mit den Worten: „Ah! — nir für Sie — aber hier schöne Glas!“ — hatte er alle Brillen zusammengerafft, eingesteckt und aus der Seitentasche des Rocks eine Menge großer und kleiner Perspektiv hervor geholt. So wie die Brillen nur fort waren, wurde Nathanael ganz ruhig und an Clara denkend sah' er wohl ein, daß der entsetzliche Spuk nur aus seinem Innern hervorgegangen, so wie daß Coppola ein höchst ehrlicher Mechanicus und Opticus, keinesweges aber Coppelii verfluchter Doppeltgänger und Nevenant seyn könne. Zudem hatten alle Gläser, die Coppola nun auf den Tisch gelegt, gar nichts besonderes, am wenigsten so etwas geistesfisches wie die Brillen, und, um alles wieder gut zu machen, beschloß Nathanael dem Coppola jetzt wirklich etwas abzukaufen. Er ergriff ein kleines sehr sauber gearbeitetes Taschenspektiv und sah, um es zu prüfen, durch das Fenster. Noch im Leben war ihm kein Glas vorgekommen, das die Gegenstände so rein, scharf und deutlich dicht vor die Augen rückte. Unwillkürlich sah' er hinein in Spalanzani's Zimmer; Dimpia sah wie gewöhnlich vor dem kleinen Tisch, die Arme darauf gelegt, die Hände gefaltet. — Nun erschaute Nathanael erst Dimpia's wunderschön geformtes Gesicht. Nur die Augen schienen ihm gar seltsam starr und todt. Doch wie er immer schärfer und schärfer durch das Glas hinschaute, war es, als gingen in Dimpia's Augen feuchte Mondstrahlen auf. Es schien, als wenn nun erst die Sehkraft entzündet würde; immer lebendiger und lebendiger flammten die Blicke. Nathanael lag wie festgezaubert im Fenster, immer fort und fort die himmlisch-schöne Dimpia betrachtend. Ein Räuspern und Scharren weckte ihn, wie aus tiefem Traum. Coppola stand hinter ihm: „Tre zec-

chini — drei Dukat.“ — Nathanael hatte den Blick rein veraessen, rasch zahlte er das verlangte. „Was so? — schöne Glas — schöne Glas!“ frug Coppola mit seiner widerwärtigen heiseren Stimme und dem häßlichen Lächeln. „Ja, ja, ja!“ erwiderte Nathanael verdrießlich. „Adieu, lieber Freund!“ — Coppola trat lief nicht ohne viele seltsame Seitenblicke auf Nathanael, das Zimmer. Er hörte ihn auf der Treppe laut lachen. „Nun ja,“ meinte Nathanael, „er lacht mich aus, weil ich ihm das kleine Perspektiv genig viel zu theuer bezahlt habe — zu theuer bezahlt!“ — „Nun“ er diese Worte leise sprach, war es, als halle ein heiserer Todesseufzer grauenvoll durch das Zimmer, Nathanael's Athem stockte vor innerer Angst. — Er hatte ja eben selbst so aufgeföhrt, das merkte er wohl. Clara sprach er zu sich selber, hat wohl Recht, daß sie mich für einen abgeschmackten Geistesfehler hält; aber nützlich ist es doch — ach wohl mehr als nützlich, daß mich der kleine Gedanke, ich hätte das Glas dem Coppola zu theuer bezahlt, noch jetzt so sonderbar ängstigt; den Grund davon sehe ich gar nicht ein. — Jetzt setzte er sich hin, um den Brief an Clara zu enden, aber ein Blick durch das Fenster überzeugte ihn, daß Dimpia noch da ist und im Augenblick, wie von unwiderstehlicher Gewalt getrieben, sprang er auf, ergriff Coppola's Perspektiv und konnte nicht los von Dimpia's verführerischem Anblick, bis ihn Freund und Bruder Siegmund abrief ins Collegium bei dem Professor Spalanzani. Die Thüre vor dem verhängnißvollen Zimmer war dicht zugegan, er konnte Dimpia eben so wenig hier, als die beiden folgenden Tage hindurch in ihrem Zimmer, entdecken, verachtet er kaum das Fenster verließ und fortwährend durch Coppola's Perspektiv hinschaut. Am dritten Tage wurden sogar die Fenster verhängt. Ganz verzweifelt und getrieben von Sehnsucht und glühendem Verlangen lief er hinaus vor's Thor. Dimpia's Gestalt schwebte vor ihm her in den Lüften und trat mit dem Gebüsch, und guckte ihn an mit großen strahlenden Augen aus dem hellen Bach. Clara's Bild war ganz und seinem Innern gewichen, er dachte nichts als Dimpia und klagte ganz laut und weinerlich: „Ach Du mein lieber, herrlicher Liebestern, bist du mir denn nur aufgegangen, um gleich wieder zu verschwinden, und mich zu lassen in finsterner, hoffnungsloser Nacht!“

Als er zurückkehren wollte in seine Wohnung, merkte er in Spalanzani's Hause ein geräuschvolles Treiben gewahr. Die Thüren standen offen, man trug allerlei Geräthe hinein, die Fenster des ersten Stocks waren aufgehoben, geschäftige Mägde lehrten und säuberten mit großen Haarbesen hin und herfahrend, inwendig klopften und hämmerten Tischler und Tapezierer. Nathanael blieb in vollem Erstaunen auf der Straße stehen, da trat Siegmund lachend zu ihm und sprach: „Nun, was sagst Du zu unserm alten Spalanzani?“ — Nathanael versicherte, daß er gar nichts sagen könne, da er durch nichts vom Professor wisse, vemehr mit großer Bewunderung wahrnehme, wie in dem stillen, hübschen Hause ein tolles Treiben und Wirthschaften losgegangen; da erfuhr er denn von Siegmund, daß Spalanzani morgen ein großes Fest geben wolle, Concert und Ball, und daß die halbe Universität eingeladen sey. Allgemein verbreitet man, daß Spalanzani seine Tochter Dimpia, die er so lange jedem menschlichen Auge nicht ängstlich entzogen, zum erstenmal erscheinen lassen werde. Nathanael fand eine Einladungskarte und ging mit hochklopfendem Herzen zur bestimmten Stunde, schon die Wagen rollten und die Lichter in den umflutheten Sälen schimmerten, zum Professor. Die Gesellschaft war zahlreich und glänzend. Dimpia erschien sehr schön und geschmackvoll gekleidet. Man mußte ihre schönge-

les Gesicht, ihren Wuchs bewundern. Der etwas seltsam eingebogene Rücken, die wespenartige Dünne des Leibes schien von zu starkem Einschnüren bewirkt zu seyn. In Schritt und Stellung hatte sie etwas abgemessenes und steifes, das manchem unangenehm auffiel; man schrieb es dem Zwange zu, den ihr die Gesellschaft auflegte. Das Concert begann. Olimpia spielte den Flügel mit großer Fertigkeit und trug eben so eine Bravour-Arie mit heller, beinahe schneidender Glaslockenstimme vor. Nathanael war ganz entzückt, er stand in der hintersten Reihe und konnte im blendenden Kerzenlicht Olimpia's Züge nicht ganz erkennen. Ganz unvermerkt nahm er deshalb Coppola's Glas hervor und schaute hin nach der schönen Olimpia. Ach! — da wurde er gewahr, wie sie voll Sehnsucht nach ihm herübersah, wie jeder Ton erst deutlich aufging in dem Liebesblick, der zündend sein Inneres durchdrang. Die künstlichen Mouladen schienen dem Nathanael das Himmelsjauchzen des in Liebe verklärten Gemüths, und als nun endlich nach der Gabeng der lange Tello recht schmetternd durch den Saal gellte, konnte er wie von glühenden Armen plötzlich erfaßt sich nicht mehr halten, er mußte vor Schmerz und Entzücken laut aufschreien: „Olimpia!“ — Alle sahen sich um nach ihm, manche lachten. Der Domorganist schnitt aber noch ein stilleres Gesicht als vorher, und sagte bloß: „Nun, nun!“ — Das Concert war zu Ende, der Ball fing an. „Mit ihr zu tanzen! — mit ihr!“ das war nun dem Nathanael das Ziel aller Wünsche, alles Strebens; aber wie sich erheben zu dem Muth, sie, die Königin des Festes, aufzufordern? Doch! — er selbst wußte nicht wie es geschah, daß er, als schon der Tanz angefangen, dicht neben Olimpia stand, die noch nicht aufgefordert worden, und daß er, kaum vermögend einige Worte zu stammeln, ihre Hand ergriff. Eiskalt war Olimpia's Hand, er fühlte sich durchbebt von grauigem Todesfroste, er starrte Olimpia in's Auge, das strahlte ihm voll Liebe und Sehnsucht entgegen und in dem Augenblick war es auch, als fingen an in der kalten Hand Pulse zu schlagen und des Lebensblutes Ströme zu glühen. Und auch in Nathanael's Innern glühte höher auf die Liebeslust, er umschlang die schöne Olimpia und durchflog mit ihr die Strahlen. — Er glaubte sonst recht taktmäßig getanz zu haben, aber an der ganz eignen ekstatischen Festigkeit, womit Olimpia tanzte und die ihn oft ordentlich aus der Haltung brachte, merkte er bald, wie sehr ihm der Takt gemangelt. Er wollte jedoch mit keinem andern Frauenszimmer mehr tanzen und hätte jeden, der sich Olimpia näherte, um sie aufzufordern, nur gleich ermorden mögen. Doch nur zweimal geschah dieß, zu seinem Erstaunen blieb darauf Olimpia bei jedem Tanze sitzen und er ermangete nicht, immer wieder sie aufzuziehen. Hätte Nathanael außer der schönen Olimpia noch etwas anderes zu sehen vermocht, so wäre allerlei fataler Zanck und Streit unvermeidlich gewesen; denn offenbar ging das halbseife, mühsam unterdrückte Gelächter, was sich in diesem und jenem Winkel unter den jungen Leuten erhob, auf die schöne Olimpia, die sie mit ganz kurosen Blicken verfolgten, man konnte gar nicht wissen, warum? Durch den Tanz und durch den reichlich genossenen Wein erbizigt, hatte Nathanael alle ihm sonst eigne Schen abgelegt. Er saß neben Olimpia, ihre Hand in der seinigen und sprach hoch entflammt und begeistert von seiner Liebe in Worten, die keiner verstand, weder er, noch Olimpia. Doch diese vielleicht; denn sie sah ihm unverrückt in's Auge und seufzte einmal über's andere: Ach — Ach — Ach! worauf denn Nathanael also sprach: „O Du herrliche, himmlische Frau! — Du Strahl aus dem verheißenen Jenseits der Liebe — Du tiefes Gemüth, in dem sich mein ganzes Seyn spiegelt!“ und noch mehr dergleichen; aber Olimpia seufzte bloß immer wieder: Ach, Ach! —

Der Professor Spalanzani ging einigemal bei den Glücklichen vorüber und lächelte sie ganz seltsam zufrieden an. Dem Nathanael schien es, unerachtet er sich in einer ganz andern Welt befand, mit einemmal, als würd' es hienieden beim Professor Spalanzani merklich dunkler; er schaute um sich und wurde zu seinem nicht geringen Schreck gewahr, daß eben die zwei letzten Lichter in dem leeren Saal hernieder brennen und ausgehen wollten. Vängst hatten Muffel und Tanz aufgehört. „Trennung, Trennung!“ schrie er ganz wild und verzweifelt, er küßte Olimpia's Hand, er neigte sich zu ihrem Munde, eiskalte Lippen begegneten seinen glühenden! — So wie, als er Olimpia's kalte Hand berührte, fühlte er sich von immerem Grausen erfaßt, die Legende von der todtten Braut ging ihm plötzlich durch den Sinn, aber fest hatte ihn Olimpia an sich gedrückt, und in dem Kuß schienen die Lippen zum Leben zu erwärmen. — Der Professor Spalanzani schritt langsam durch den leeren Saal, seine Schritte klangen hohl wieder und seine Figur, von flackernden Schlagshatten umspielt, hatte ein grauliches gespenstisches Ansehen. „Liebst Du mich — Liebst Du mich Olimpia? — Nur dieß Wort! — Liebst Du mich?“ So flüsterete Nathanael, aber Olimpia seufzte, indem sie aufstand, nur: „Ach, Ach!“ „Ja, Du mein holdes, herrlicher Liebesstern!“ sprach Nathanael, „bist mir aufgegangen und wirst leuchten, wirst verklären mein Inneres immerdar!“ „Ach, Ach!“ replizierte Olimpia fortschreitend. Nathanael folgte ihr, sie standen vor dem Professor. „Sie haben sich außerordentlich lebhaft mit meiner Tochter unterhalten!“ sprach dieser lächelnd: „Nun, lieber Herr Nathanael, finden Sie Geschmack daran, mit dem blöden Mädchen zu conversiren, so sollen mir Ihre Besuche willkommen seyn.“ — Einen ganzen hellen strahlenden Himmel in der Brust schied Nathanael von dannen; Spalanzani's Fest war der Gegenstand des Gesprächs in den folgenden Tagen. Unerachtet der Professor alles gethan hatte, recht splendid zu erscheinen, so wußten doch die lustigen Köpfe von allerlei Unschicklichem und Sonderbarem zu erzählen, das sich begeben, und vorzüglich fiel man über die todtstarre, stumme Olimpia her, der man, ihres schönen Aeußern unerachtet, totalen Stumpfsein andichten und darin die Ursache finden wollte, warum Spalanzani sie so lange verborgen gehalten. Nathanael vernahm das nicht ohne innern Grimm, indessen schwieg er; denn, dachte er, würde es wohl verlohnen, diesen Burtschen zu beweisen, daß eben ihr eigener Stumpfsein es ist, der sie Olimpia's tiefes herrliches Gemüth zu erkennen hindert? „Thu' mir den Gefallen Bruder!“ sprach eines Tages Siegmund, „und sage, wie es Dir gescheuten Kerl möglich war, Dich in das Wachsgeßicht, in die Holzpuppe da drüben zu vergaffen?“ Nathanael wollte zornig auffahren, doch schnell besann er sich und erwiderte: „Sage Du mir, Siegmund, wie Deinem, sonst alles Schöne klar auffassenden Blick, Deinem regen Sinn, Olimpia's himmlischer Liebreiz entgehen konnte? Doch eben deshalb habe ich, Dank sey es dem Geschick, Dich nicht zum Nebenbuhler; denn sonst müßte einer von uns blutend fallen.“ Siegmund merkte wohl, wie es mit dem Freunde stand, lenkte geschickt ein, und fügte, nachdem er geäußert, daß in der Liebe niemals über den Gegenstand zu rechten sey, hinzu: „Wunderlich ist es doch, daß viele von uns über Olimpia ziemlich gleich urtheilen. Sie ist uns — nimm es nicht übel, Bruder! — auf seltsame Weise starr und seelenlos erschienen. Ihr Wuchs ist regelmäßig, so wie ihr Gesicht, das ist wahr! — Sie könnte für schön gelten, wenn ihr Blick nicht so ganz ohne Lebensstrahl, ich möchte sagen, ohne Sehkraft wäre. Ihr Schritt ist sonderbar abgemessen, jede Bewegung scheint durch den Gang eines aufgezogenen Mä-

derwerks bedingt. Ihr Spiel, ihr Singen hat den unangenehm richtigen geistlosen Taft der singenden Maschine und eben so ist ihr Tanz. Uns ist diese Olimpia ganz unheimlich geworden, wir mochten nichts mit ihr zu schaffen haben, es war uns als thue sie nur so wie ein lebendiges Wesen, und doch habe es mit ihr eine eigene Verwandtschaft. — Nathanael gab sich dem bitteren Gefühl, das ihm bei diesen Worten Siegmund's ergreifen wollte, durchaus nicht hin, er wurde Herr seines Unmuths, und sagte bloß sehr ernst: „Wohl mag Euch, Ihr kalten profaischen Menschen, Olimpia unheimlich seyn. Nur dem poetischen Gemüth entfaltet sich das gleich organisirte! — Nur mir ging ihr Liebesblick auf und durchstrahlte Sinn und Gedanken, nur in Olimpia's Liebe finde ich mein Selbst wieder. Euch mag es nicht recht seyn, daß sie nicht in platter Conversation fafelt, wie die andern flachen Gemüther. Sie spricht wenig Worte, das ist wahr; aber diese wenigen Worte erscheinen als ächte Hieroglyphe der innern Welt voll Liebe und hoher Erkenntnis des geistigen Lebens in der Anschauung des ewigen Jenseits. Doch für Alles das habt Ihr keinen Sinn und alles sind verlorne Worte.“

„Behüte Dich Gott, Herr Bruder,“ sagte Siegmund sehr sanft, beinahe wehmüthig, „aber mir scheint es, Du seyst auf bösem Wege. Auf mich kannst Du rechnen, wenn alles — Nein, ich mag nichts weiter sagen!“

Dem Nathanael war es plötzlich, als meine der kalte profaische Siegmund es sehr treu mit ihm, er schüttelte daher die ihm dargebotene Hand recht herzlich.

Nathanael hatte rein vergessen, daß es eine Clara in der Welt gebe, die er sonst geliebt; — die Mutter — Lotbar — Alle waren aus seinem Gedächtniß entschwunden, er lebte nur für Olimpia, bei der er täglich Stundenlang saß und von seiner Liebe, von zum Leben erglühter Sympathie, von psychischer Wahloerwandtschaft fantasierte, welches alles Olimpia mit großer Andacht anhörte. Aus dem tiefsten Grunde des Schreibpults holte Nathanael alles hervor, was er jemals geschrieben. Gedichte, Fantasien, Visionen, Romane, Erzählungen, das wurde täglich vermehrt mit allerlei ins Blaue fliegenden Sonnetten, Stanzas, Canzonen, und das alles las er der Olimpia Stundenlang hintereinander vor, ohne zu ermüden. Aber auch noch nie hatte er eine solche herrliche Zuhörerin gehabt. Sie sticte und fricte nicht, sie sah nicht durch's Fenster, sie fütterte keinen Vogel, sie spielte mit keinem Schooßhündchen, mit keiner Lieblingskage, sie drehte kein Papierchnitzchen, oder senft etwas in der Hand, sie durste kein Gähnen durch einen leisen erzwungenen Husten bezwingen.

— Kurz! Stundenlang sah sie mit starrem Blick unverwandt dem Geliebten ins Auge, ohne sich zu rücken und zu bewegen, und immer glühender, immer lebendiger wurde dieser Blick. Nur wenn Nathanael endlich aufstand und ihr die Hand, auch wohl den Mund küßte, sagte sie: „Ach, ach!“ — dann aber: „Gute Nacht, mein Lieber!“ — „Du herrliches, Du tiefes Gemüth,“ rief Nathanael auf seiner Stube: „nur von Dir, von Dir allein werd' ich ganz verstanden.“ Er erbeute vor innerm Entzücken, wenn er bedachte, welcher wunderbarer Zusammenklang sich in seinem und Olimpia's Gemüth täglich mehr offenbare; denn es schien ihm, als habe Olimpia über seine Werke, über seine Dichtergabe überhaupt recht tief aus seinem Innern gesprochen, ja als habe die Stimme aus seinem Innern selbst herausgetönt. Das mußte denn auch wohl seyn; denn mehr Worte als vorher erwähnt, sprach Olimpia niemals. Grinnerte sich aber auch Nathanael in hellen nüchternen Augenblicken, z. B. Morgens gleich nach dem Erwachen, wirklich an Olimpia's gänzliche Passivität und Wortlosigkeit, so sprach er doch: „Was sind

Worte — Worte! — Der Blick ihres himmlischen Auges sagt mehr als jede Sprache hinieden. Wenn denn überhaupt ein Kind des Himmels sich einwickeln in den engen Kreis, den ein köstliches, unheilbares Bedürfnis gezogen?“ — Professor Spalanzani freute sich hoch über das Verhältnis seiner Tochter zu Nathanael; er gab diesem allerlei unzweideutige Zeichen seines Wohlwollens, und als es Nathanael nicht wagte von ferne auf eine Verbindung mit Olimpia anzuspielen, lächelte dieser mit dem ganzen Gesicht und meinte: Er werde seiner Tochter völlig freie Wahl lassen. — Ermutigt durch diese Worte, brannendes Belangen im Herzen, beschloß Nathanael, gleich am folgenden Tage Olimpia anzusehen, daß sie das unwunden in deutlichen Worten ausspreche, was längst ihr holdes Liebesblick ihm gesagt, daß sie sein Eigenes merdbar seyn wolle. Er suchte nach dem Ring, den ihm beim Abschiede die Mutter geschenkt, um ihn Olimpia als Symbol seiner Hingebung, seines mit ihr verbundenen, blühenden Lebens darzureichen. Clara's thebar's Briefe fielen ihm dabei in die Hände; gleichgültig warf er sie bei Seite, fand den Ring, streckte ihn ein und rannte herüber zu Olimpia. Schon auf der Treppe, auf dem Flur, vernahm er ein wunderliches Getöse; es schien aus Spalanzani's Studierzimmer heraus zu schallen. — Ein Stampfen — ein Klirren — ein Stoßen — Schlagen gegen die Thür, gegen die Flügel und Verwünschungen. „Laß los — laß los — Infamer — Verruchter! — Darum Leib und Leben daran gesetzt? — ha ha ha ha!“ — so haben wir nicht gewettet — ich, ich hab' die Augen gemacht — ich hab' Räderwerk — dummer Teufel mit deinem Räderwerk — verfluchter Hund von einsätzigem Uhrmacher — halt mit dir — Satan — halt — Peinenderer — tolle sche Bestie! — halt — fort — laß los!“ — Es war Spalanzani's und des gräßlichen Coppelius Stimmen, die so durch einander schwirren und toben. Plötzlich stürzte Nathanael von namenloser Angst erschrocken. Der Professor hatte eine weibliche Figur bei den Schritten gepackt, der Italiäner Coppola bei den Füßen, sie werten und zogen sie hin und her, streitend in voller Wuth um den Besitz. Voll tiefen Entsetzens prallte Nathanael zurück, als er die Figur für Olimpia erkannte, aufstehend in wildem Zorn wollte er den Wüthenden die Geliebte entreißen, aber in dem Augenblick wand Coppola sich mit Riesenkraft drehend die Figur dem Professor aus den Händen und verjegte ihm mit der Figur selbst einen fürchterlichen Schlag, daß er rückwärts über den Tisch, auf dem Phiolen, Retorten, Flaschen, gläserne Cylinder standen, taumelte und hinfiel; alles Geräth klirrte in tausend Scherben zusammen. Nun warf Coppola die Figur über die Schulter und rannte mit fürchterlich gellendem Gelächter rasch herab die Treppe herab, so daß die häßlich heruntergeworrenen Füße der Figur auf den Stufen hängen klappten und dröbten. — Erstarrt stand Nathanael — er zu deutlich hatte er gesehen, Olimpia's todterbliches Gesicht hatte keine Augen, statt ihrer schimmerten Höhlen; sie war eine leblose Puppe. Spalanzani wackelte sich auf der Erde, Glascherben hatten ihm Kopf, Brust und Arm zer schnitten, wie aus Spritzenstrahlen frömte das Blut empor. Aber er raffte seine Kräfte zusammen. — „Ihm nach — ihm nach, was zauderst Du? — Coppelius — Coppelius, mein bestes Automat hat er mir geraubt — Zwanzig Jahre daran gearbeitet — Leib und Leben daran gesetzt — hab' Räderwerk — Sprache — Gang — mein — die Augen — die Augen Dir gestohlen. — Verdammter — Verfluchter — ihm nach — wohl mir Olimpia — da hab' Du die Augen!“ — Nun sah Nathanael, wie ein

blutige Augen auf dem Boden liegend ihn anstarrten, die ergriff Spalanzani mit der unverletzten Hand und warf sie nach ihm, daß sie seine Brust traf. — Da packte ihn der Wahnsinn mit glühenden Krallen und fuhr in sein Inneres hinein Sinn und Gedanken zertrüßend. „Hui — hui — hui! — Feuerkreis — Feuerkreis! dreh Dich Feuerkreis — lustig — lustig! — Holzpüppchen hui, schön Holzpüppchen dreh Dich“ — damit warf er sich auf den Professor und drückte ihm die Rechte zu. Er hätte ihn erwürgt, aber das Getöse hatte viele Menschen herbeigelockt, die drangen ein, rissen den wütenden Nathanael auf, und retteten so den Professor, der gleich verbunden wurde. Siegmund, so stark er war, vermochte nicht den Rasenden zu bändigen; der schrie mit fürchterlicher Stimme immer fort: „Holzpüppchen dreh Dich“ und schlug um sich mit geballten Fäusten. Endlich gelang es der vereinten Kraft mehrerer, ihn zu überwältigen, indem sie ihn zu Boden warfen und banden. Seine Worte gingen unter in entsetzlichen thierischen Gebrüll. So in gräßlicher Raserei toben wurde er nach dem Tollhaus gebracht. —

Sei ich, günstiger Leser! Dir zu erzählen fortfahre, was sich weiter mit dem unglücklichen Nathanael zugezogen, kann ich Dir, solltest Du einigen Antheil an dem geschickten Mechanikus und Automat-Fabrikanten Spalanzani nehmen, versichern, daß er von seinen Wunden völlig geheilt wurde. Er mußte indes die Unzuverlässigkeit verlassen, weil Nathanael's Geschichte Aufsehen erregt hatte und es allgemein für gänzlich unerlaubten Betrug gehalten wurde, vernünftigen Theezirkeln (Dimpia hatte sie mit Glück besucht) statt der lebendigen Person eine Holzpuppe einzuschwärzen. Juristen nannten es sogar einen feinen und um so härter zu bestrafenden Betrug, als er gegen das Publikum gerichtet und so schlau angelegt worden, daß kein Mensch (gang kluge Studenten ausgenommen) es gemerkt habe, unerschrocken jetzt alle weise thun und sich auf allerlei Thatfachen berufen wollten, die ihnen verdächtig vorgekommen. Diese letzteren brachten aber eigentlich nichts gescheutes zu Tage. Denn konnte z. B. wohl irgend jemanden verdächtig vorgekommen seyn, daß nach der Anschauung eines eleganten Theezirkels gegen alle Sitte öfter genieset, als gegähnt hatte? Erstere, meinte der Elegant, sey das Selbstaufziehen des verborgenen Reichthums gewesen, merklich habe es dabei geknarrt u. s. w. Der Professor der Poesie und Beredsamkeit nahm eine Prise, klappte die Dose zu, räusperte sich und sprach feierlich: „Hochzuverehrende Herren und Damen! merken Sie denn nicht, wo der Haase im Pfeffer liegt? Das Ganze ist eine Allegorie — eine fortgeführte Metapher! — Sie verstehen mich! — Sapienti sat!“ Aber viele hochzuverehrende Herren beruhigten sich nicht dabei; die Geschichte mit dem Automat hatte tief in ihrer Seele Wurzel gefaßt, und es schlich sich in der That abscheuliches Mißtrauen gegen menschliche Figuren ein. Um nun ganz überzeugt zu werden, daß man keine Holzpuppe liebe, wurde von mehreren Liebhabern verlangt, daß die Geliebte etwas taktlos singe und tanze, daß sie beim Vorlesen stide, stricke, mit dem Mopschen spiele u. s. w., vor allen Dingen aber, daß sie nicht bloß höre, sondern auch manchmal in der Art spreche, daß diese Sprechenden wirklich ein Denken und Empfinden voransetze. Das Liebesbündniß vieler wurde fester und dabei anmuthiger, andere dagegen gingen leise aus einander. „Man kann wahrhaftig nicht dafür stehen,“ sagte dieser und jener. In den Thees wurde unglaublich gegähnt und niemals genieset, um jedem Verdacht zu begegnen. — Spalanzani mußte, wie gesagt, fort, um der Criminaluntersuchung wegen der menschlichen Gesellschaft betrügerlicher Weise eingeschobenen Auto-

mat's zu entgehen. Coppola war auch verschwunden. —

Nathanael erwachte wie aus schwerem, fürchterlichem Traum, er schlug die Augen auf und fühlte wie ein unbeschreibliches Wohlgefühl mit sanfter himmlischer Wärme ihn durchströmte. Er lag in seinem Zimmer in des Vaters Hause auf dem Bette, Clara hatte sich über ihn hingebeugt und unfern standen die Mutter und Lothar. „Endlich, endlich, o mein herzliebster Nathanael — nun bist Du genesen von schwerer Krankheit — nun bist Du wieder mein!“ — So sprach Clara recht aus tiefer Seele und faßte den Nathanael in ihre Arme. Aber dem quollen vor lauter Wehmuth und Entzücken die hellen glühenden Thränen aus den Augen und er schloß tief auf: „Meine — meine Clara!“ — Siegmund, der getreulich ausgeharrt bei dem Freunde in großer Noth, trat herein. Nathanael reichte ihm die Hand: „Du treuer Bruder hast mich doch nicht verlassen.“ — Jede Spur des Wahnsinns war verschwunden, bald erkräftigte sich Nathanael in der sorglichen Pflege der Mutter, der Geliebten, der Freunde. Das Glück war unterdessen in das Haus eingekehrt, denn ein alter karger Oheim, von dem niemand etwas gehofft, war gestorben und hatte der Mutter nebst einem nicht unbedeutenden Vermögen ein Gütchen in einer angenehmen Gegend unfern der Stadt hinterlassen. Dort wollten sie hingehen, die Mutter, Nathanael mit seiner Clara, die er nun zu heirathen gedachte, und Lothar. Nathanael war milder, kindlicher geworden, als er je gewesen und erkannte nun erst recht Clara's himmlisch reines, herrliches Gemüth. Niemand erinnerte ihn auch nur durch den leisesten Anklang an die Vergangenheit. Nur, als Siegmund von ihm schied, sprach Nathanael: „Bei Gott Brüder! ich war auf einem schlimmen Wege, aber zu rechter Zeit leitete mich ein Engel auf den lichten Pfad! — Ach es war ja Clara!“ — Siegmund ließ ihn nicht weiter reden, aus Besorgniß, tief verlegende Erinnerungen möchten ihm zu hell und flammend aufgehen. — Es war an der Zeit, daß die vier glücklichen Menschen nach dem Gütchen ziehen wollten. Zur Witztagestunde gingen sie durch die Straßen der Stadt. Sie hatten manches eingekauft, der hohe Rathsturm warf seinen Riesenschatten über den Markt. „Hi!“ sagte Clara: „steigen wir doch noch ein Mal herauf und schauen in das ferne Gebirge hinein!“ Gesagt gethan! Beide, Nathanael und Clara, stiegen herauf, die Mutter ging mit der Dienstmagd nach Hause, und Lothar, nicht geneigt, die vielen Stufen zu erklettern, wollte unten warten. Da standen die beiden Liebenden Arm in Arm auf der höchsten Gallerie des Thurmes, und schauten hinein in die duffigen Waldungen, hinter denen das blaue Gebirge, wie eine Riesensack, sich erhob.

„Sieh doch den sonderbaren kleinen grauen Busch, der ordentlich auf uns los zu schreiten scheint,“ sprach Clara. — Nathanael faßte mechanisch nach der Seitentasche; er fand Coppolas Perspektiv, er schaute seitwärts — Clara stand vor dem Glase! — Da zuckte es krampfhaft in seinen Pansen und Adern — todtbleich starrte er Clara an, aber bald glühten und sprühten Feuerströme durch die rollenden Augen, gräßlich brüllte er auf wie ein gehegtes Thier; dann sprang er hoch in die Lüfte und graufig dozzwischen lachend schrie er in schneidendem Ton: „Holzpüppchen dreh Dich — Holzpüppchen dreh Dich!“ — und mit gewaltiger Kraft faßte er Clara und wollte sie herabschleudern, aber Clara trallerte sich in verzweifelter Todesangst fest an das Geländer. Lothar hörte den Rasenden toben, er hörte Clara's Angstgeschrei, gräßliche Ahnung durchschlug ihn, er rannte herauf, die Thür der zweiten Treppe war verschlossen — stärker hallte Clara's Jammergeschrei. Unsinzig vor Wuth und Angst stieß er gegen die Thür, die endlich

aussprang. — Mitter und mitter wurden nun Clara's Laute: „Hülfe — rettet — rettet“ — so erstarb die Stimme in den Lüften. „Sie ist hin — ermordet von dem Rasenden!“ so schrie Lothar. Auch die Thür zur Gallerie war zugeschlagen. — Die Verzweiflung gab ihm Riesenkraft, er sprengte die Thür aus den Angeln. Gott im Himmel — Clara schwebte von dem rasenden Nathanael erfasst über der Gallerie in den Lüften — nur mit einer Hand hatte sie noch die Eisenstöße umklammert. Rasch wie der Blitz erfasste Lothar die Schwester, zog sie hinein, und schlug in demselben Augenblick mit geballter Faust dem Wüthenden in's Gesicht, daß er zurücksprallte und die Todesbeute fahren ließ.

Lothar rannte herab, die ohnmächtige Schwester in den Armen. — Sie war gerettet. — Nun raste Nathanael herum auf der Gallerie und sprang hoch in die Lüfte und schrie: „Feuerkreis dreh Dich — Feuerkreis dreh Dich.“ — Die Menschen liefen auf das wilde Geschrei zusammen; unter ihnen ragte riesengroß der Advokat Coppelius hervor, der eben in die Stadt gekommen und gerades Weges nach dem Markt geschritten war. Man wollte herauf, um sich des Rasenden zu bemächtigen, da lachte Coppelius sprechend: „Ha ha — wartet nur, der kommt schon herunter von selbst,“ und schaute wie die übrigen hinauf. Nathanael blieb plötzlich wie erstarrt stehen, er bückte sich herab, wurde den Coppelius gewahr mit dem gellenden Schrei: „Ha! schöne De — schöne De,“ sprang er über das Geländer. —

Als Nathanael mit zerschmettertem Kopf auf dem Steinpflaster lag, war Coppelius im Gewühl verschwunden. —

Nach mehreren Jahren will man in einer entfernten Gegend Clara gesehen haben, wie sie mit einem freundlichen Mann, Hand in Hand vor der Thüre eines schönen Landhauses saß und vor ihr zwei muntre Knaben spielten. Es wäre daraus zu schließen, daß Clara das ruhige häusliche Glück noch fand, das ihrem heitern Lebenslustigen Sinn zusagte, und das ihr der im Innern zerrissene Nathanael niemals hätte gewähren können.

### Ignaz Denner.

Vor alter längst verklohnener Zeit lebte in einem wilden einsamen Forst des Fuldaischen Gebiets ein wackerer Jägermann, Andres mit Namen. Er war sonst Leibjäger des Herrn Grafen Aloys von Bach gewesen, den er auf weiten Reisen durch das schöne Welschland begleitet, und einmal, als sie auf den unsichern Wegen in dem Königreich Neapel von Straßenräubern angefallen wurden, durch seine Klugheit und Tapferkeit aus großer Lebensgefahr gerettet hatte. In dem Wirthshause zu Neapel, wo sie eingekehrt waren, befand sich ein armes, bildschönes Mädchen, die von dem Hauswirth, der sie als eine Waise aufgenommen, gar hart behandelt und zu den niedrigsten Arbeiten in Hof und Küche gebraucht wurde. Andres suchte sie, so gut er sich ihr verständlich machen konnte, mit trostreichen Worten aufzurichten, und das Mädchen faßte solche Liebe zu ihm, daß sie sich nicht mehr von ihm trennen, sondern mitgeben wollte nach dem kalten Deutschland. Der Graf von Bach, gerührt von Andres Bitten und Giorgina's Thränen, erlaubte, daß sie sich zu dem geliebten Andres auf den Kutschenbock setzen, und so die beschwerliche Reise machen durften. Schon ehe sie über die Gränzen von Italien hinausgekommen, ließ sich Andres mit seiner Giorgina trauen, und als sie dann nun endlich zurückgekehrt waren auf die Güter des Grafen von Bach, glaubte dieser den

treuen Diener recht zu belohnen, da er ihn zu seinem Revierjäger ernannte. Mit seiner Giorgina und einem alten Knecht zog er in den einsamen rauhen Wald, den er schützen sollte wider die Freijäger und Hölzler. Statt des gehofften Wohlstandes, den ihm der Graf von Bach verheißen, führte er aber ein beschwerliches, mühseliges, dürftiges Leben und gerieth bald in Kummer und Elend. Der kleine Lohn an baarem Gelde, den er von dem Grafen erhielt, reichte kaum hin, sich und seine Giorgina zu kleiden; die geringen Gefälle, die ihm bei Holzverkäufen zukamen, waren selten und ungenügend, und den Garten, auf dessen Bewaung und Benugung er angewiesen, verwüsteten oft die Wölfe und die wilden Schweine, er mochte mit seinem Knecht auf der Jagd seyn, wie er wollte, so daß bisweilen in einer Nacht die letzte Hoffnung des Lebensunterhalts vereitelt war. Dabei war sein Leben stets bedroht von den Hölzler und Freischützen. Jeder Loetzung widerstand er als wackerer frommer Mann, der lieber darben, als ungerathenes Gut an sich bringen wollte, und vernahmte kein Amt getreulich und tapfer, deshalb stellten sie ihm nach auf gefährliche Weise, und nur seine treuen Doggen schützten ihn vor nächtlichem Ueberfall des Raubers und Freischützen. Giorgina, des Klimas und der Lebensweise in dem wilden Forst ganz ungewohnt, wickte sich allmählig hin. Ihre bräunliche Gesichtsfarbe verlor sich in fahles Weiß, ihre lebhaften, hügeligen Augen wurden düster, und ihr voller, üppiger Wuchs mochte mit jedem Tage mehr ab. Oft erwachte sie in mannheller Nacht. Schüsse krachten in der Ferne durch den Wald, die Doggen heulten, leise erhob sich der Mann vom Lager und schlich mit dem Knecht murrend hinaus in den Forst. Dann betete sie inbrünstig zu Gott und zu den Heiligen, daß sie und ihr treuer Mann errettet werden möchten aus dieser schrecklichen Einsamkeit und aus der steten Todesgefahr. Die Geburt eines Knaben warf Giorgina endlich auf das Krankenlager, und immer schwächer und schwächer werdend, sah sie das Ende vor Augen. Dumpf in sich hinstützend, schlich der unglückliche Andres umher; alles Glück war mit der Krankheit seines Weibes von ihm gewichen. Wie trübendes, gespenstisches Wesen guckte das Bild aus den Wänschen; so wie er sein Gehehr abbrückte, war es erstoben in der Luft. Er konnte kein Thier mehr treffen, und nur sein Knecht, ein geübter Schütze, beschaffte ihm Wild, welches er dem Grafen von Bach zu liefern gehalten war. Einst sah er an Giorgina's Bette, den starren Blick auf das geliebte Weib gerichtet, die ermattet zum Tode kaum mehr athmete. In dumpfem, lautlosem Schmerz hatte er ihre Hand gefaßt und hielt nicht das Wechen des Knaben, der nahrungsgelost verschnachten wollte. Der Knecht ging schon am frühen Morgen nach Guida, um für das letzte Ersparrnis eine gute Erquickung für die Kranke herbeizuschaffen. Aus menschliches tröstendes Wesen war weit und breit zu finden, nur der Sturm heulte in schneidenden Tönen des entsetzlichen Sammers durch die schwarzen Tannen, und die Doggen winselten, wie in tröstlosem Klagen um den unglücklichen Herrn. Da hörte Andres auf einmal es vor dem Hause daher schreiten, wie mancherliche Fußtritte. Er glaubte, es wäre der zurückgekehrte Knecht, unerachtet er ihn nicht so früh erwarten konnte, aber die Hunde sprangen heraus und bellten heftig. Es mußte ein Fremder seyn. Andres ging selbst vor die Thür: da trat ihm ein langer, hagrer Mann entgegen, in grauem Mantel, die Reifemütze tief ins Gesicht gedrückt. „Ei,“ sagte der Fremde: „wie bin ich doch hier im Walde so irre gegangen! Der Sturm tobt nun von den Bergen herab, wir bekommen ein schrecklich Wetter. Möchtet Ihr nicht erlauben, lieber Herr! daß ich in

„Euer Haus eintreten und mich von dem beschwerlichen Wege erholen und erquickten dürfte zur weitem Reise?“  
 „Ach Herr,“ erwiderte der betäubte Andres, „Ihr kommt in ein Haus der Noth und des Glucks, und außer dem Stuhl, auf dem Ihr ausruhen könnt, vermag ich kaum Euch irgend eine Erquickung anzubieten; mein armen kranken Weibe mangelt es selbst daran, und mein Knecht, den ich nach Futaba geschickt, wird erst am späten Abend etwas zur Labung herbeibringen.“ Unter diesen Worten waren sie in die Stube getreten. Der Fremde legte seine Reisemüge und seinen Mantel ab, unter dem er ein Felleisen und ein Kistchen trug. Er zog auch ein Stilet und ein paar Zerzerole hervor, die er auf den Tisch legte. Andres war an Giorgina's Bett getreten, sie lag in bewußtlosem Zustande. Der Fremde trat ebenfalls hinzu, schaute die Kranke lange mit scharfen, bedächtigen Blicken an und ergriff ihre Hand, den Puls sorglich erforschend. Als nun Andres voll Verzweiflung ausrief: „Ach Gott, nun stirbt sie wohl!“ da sagte der Fremde: „Mit nichts, lieber Freund! seyd ganz ruhig. Euerm Weibe fehlt nichts als kräftige, gute Nahrung, und vor der Hand wird ihr ein Mittel, das zugleich reizt und stärkt, die besten Dienste thun. Ich bin zwar kein Arzt, sondern vielmehr ein Kaufmann, allein doch in der Arzneiwissenschaft nicht unversahren, und beise aus uralter Zeit her manches Arztemittel, welches ich mit mir führe und auch wohl verkaufe.“ Damit öffnete der Fremde sein Kistchen, holte eine Phiole heraus, tröpfelte von dem ganz dunkelrothen Liquor etwas auf Zucker und gab es der Kranken. Dann holte er aus dem Felleisen eine kleine geschliffene Flasche köstlichen Rheinweins und süßte der Kranken ein paar Löffel voll ein. Den Knaben, befohl er, nur dicht an der Mutter Brust gelehnt ins Bett zu legen und beide der Ruhe zu überlassen. Dem Andres war es zu Muth, als sey ein Heiliger herabgestiegen in die Stube, ihm Trost und Hilfe zu bringen. Anfangs hatte ihn der stehende, falsche Blick des Fremden abgeschreckt, jetzt wurde er durch die sorgliche Theilnahme, durch die augenscheinliche Hülfe, die er der armen Giorgina leistete, zu ihm hingezogen. Er erzählte dem Fremden unverholen, wie er eben durch die Gnade, die ihm sein Herr, der Graf von Bach, angedeihen lassen wollte, in Noth und Gluck gerathen sey und wie er wohl Zeit seines Lebens nicht aus drückender Armut und Dürftigkeit kommen werde. Der Fremde tröstete ihn dagegen und meinte, wie oft ein unverhofftes Glück dem Hoffnungslosen alle Güter des Lebens bringe, und daß man wohl etwas wagen müsse, das Glück selbst sich dienstbar zu machen. „Ach lieber Herr!“ erwiderte Andres, „ich vertraue Gott und der Fürsprache der Heiligen, zu dem wir, ich und mein treues Weib, jeden Tag mit Inbrunst beten. Was soll ich denn thun, um mir Geld und Gut zu verschaffen? Ist es mir nach Gottes Weisheit nicht beschieden, so wäre es ja sündlich darnach zu trachten; soll ich aber noch in dieser Welt zu Gütern gelangen, welches ich meines armen Weibes halber wünsche, die ihr schönes Vaterland verlassen, um mit in diese wilde Einöde zu folgen, so kommt es wohl, ohne daß ich Leib und Leben wage um schändes, weltliches Gut.“ Der Fremde lächelte bei diesen Reden des frommen Andres auf ganz seltsame Weise und war im Begriff etwas zu erwidern, als Giorgina mit einem tiefen Seufzer aus dem Schlaf, in den sie versunken, erwachte. Sie schloß sich wunderbarlich gesättigt, auch der Knabe lächelte hold und lieblich an ihrer Brust. Andres war außer sich vor Freude, er weinte, er betete, er jubelte durch das Haus. Der Knecht war indessen zurückgekommen und bereitete, so gut er es vermochte, von den mitgebrachten Lebensmitteln das Mahl, an dem

nun der Fremde Theil nehmen sollte. Der Fremde kochte selbst eine Kräftsuppe für Giorgina, und man sah, daß er allerlei Gewürz und andere Ingredienzien hineinwarf, die er bei sich getragen. Es war später Abend worden, der Fremde mußte daher bei dem Andres übernachten, und er bat, daß man ihm in derselben Stube, wo Andres und Giorgina schliefen, ein Strohlager bereiten möge. Das geschah. Andres, den die Besorgnis um Giorgina nicht schlafen ließ, bemerkte, wie der Fremde beinahe bei jedem stärkeren Athemzuge Giorgina's aufstuh, wie er stündlich aufstand, leise sich ihrem Bette näherte, ihren Puls erforschte und ihr Arznei eintropfete.

Als der Morgen angebrochen, war Giorgina wieder zusehends besser geworden. Andres dankte dem Fremden, den er seinen Schutzengel nannte, aus der Fülle seines Herzens. Auch Giorgina äußerte, wie ihn wohl, auf ihr inbrünstiges Gebet, Gott selbst gesendet habe zu ihrer Rettung. Dem Fremden schienen diese lebhaften Ausbrüche des Danks in gewisser Hinsicht beschwerlich zu fallen; er war sichtlich verlegen und äußerte einmal über das andere, wie er ja ein Unmensch seyn müsse, wenn er nicht der Kranken mit seiner Kenntniß und den Arzneimitteln, die er bei sich führe, habe beistehen sollen. Uebrigens sey nicht Andres, sondern er zum Dank verpflichtet, da man ihn, der Noth unerachtet, die im Hause herrsche, so gastlich aufgenommen, und er wolle auch keinesweges diese Pflicht unerfüllt lassen. Er zog einen wohlgefüllten Beutel hervor und nahm einige Goldstücke heraus, die er dem Andres hinreichte. „Si Herr,“ sagte Andres, „wie und wofür sollte ich denn so vieles Geld von Euch annehmen? Euch in meinem Hause zu beherbergen, da Ihr Euch in dem wilden weitläufigen Forst verirrt hattet, das war ja Christenpflicht, und dünkte Euch das irgend eines Dankes werth, so habt Ihr mich ja überreich, ja mehr, als ich es nur mit Worten sagen mag, dadurch belohnt, daß Ihr als ein weiser, kunstfertiger Mann mein liebes Weib vom augenscheinlichen Tode rettetet. Ach Herr! was Ihr an mir gethan, werde ich Euch ewiglich nicht vergessen, und Gott möge es mir verleihen, daß ich die edle That Euch mit meinem Leben und Blut lohnen könne.“ Bei diesen Worten des wackern Andres fuhr es wie ein rascher funkelnder Blitz aus den Augen des Fremden. „Ihr müßt, braver Mann,“ sprach er, „durchaus das Geld annehmen. Ihr seyd das schon Euerm Weibe schuldig, der ihr damit bessere Nahrungsmittel und Pflege verschaffen könnt; denn dieser bedarf sie nunmehr, um nicht wieder in ihren vorigen Zustand zurückzufallen, und Euerm Knaben Nahrung geben zu können.“ „Ach Herr,“ erwiderte Andres, „verzeiht es, aber eine innere Stimme sagt mir, daß ich Euer unverdientes Geld nicht nehmen darf. Diese innere Stimme, der ich, wie der höhern Eingebung meines Schutzheiligen, immer vertraut, hat mich bisher sicher durch das Leben geführt und mich beschützt vor allen Gefahren des Leibes und der Seele. Wollt Ihr großmüthig handeln und an mir Armen ein Uebrigens thun, so laßt mir ein Fläschlein von Eurer wundervollen Arznei zurück, damit durch ihre Kraft mein Weib ganz geneset.“ Giorgina richtete sich im Bett auf, und der schmerzvolle, wehmüthige Blick, den sie auf Andres warf, schien ihn anzuflehen, diesmal nicht so streng auf sein inneres Widerstreben zu achten, sondern die Gabe des mitleidigen Mannes anzunehmen. Der Fremde bemerkte das und sprach: „Nun wenn ihr denn durchaus mein Geld nicht annehmen wollt, so schenke ich es Euerm lieben Weibe, die meinen guten Willen, Euch aus der bitteren Noth zu retten, nicht verschmähen wird.“ Damit griff er noch einmal in den Beutel, und sich der Giorgina nähernd,

gab er ihr wohl noch einmal so viel Geld, als er vorher dem Andres angeboten hatte. Giordina sah das schöne funkelnde Gold mit vor Freude leuchtenden Augen, sie konnte kein Wort des Dankes herausbringen, die hellen Thränen schossen ihr die Wangen herab. Der Fremde wandte sich schnell von ihr weg, und sprach zu Andres: „Seht, lieber Mann! Ihr könnt meine Gabe getrost annehmen, da ich nur etwas von großem Ueberflus Euch mittheile. Gesehen will ich Euch, das ich das nicht bin, was ich scheine. Nach meiner schlichten Kleidung, und da ich wie ein dürftiger wandernder Krämer zu Fuß reise, glaubt Ihr gewiß, das ich arm bin und mich nur kümmerlich von kleinem Verdienst auf Messen und Jahrmärkten nähre: ich muß Euch jedoch sagen, das ich durch glücklichen Handel mit den trefflichsten Kleinodien, den ich seit vielen Jahren treibe, ein sehr reicher Mann geworden, und nur die einfache Lebensweise aus alter Gewohnheit beibehalten habe. In diesem kleinen Kelleisen und dem Kistchen bewahre ich Juwelen und Kostliche, zum Theil noch im grauen Alterthum geschnittene Steine, welche viele, viele Tausende werth sind. Ich habe diesmal in Frankfurt sehr glückliche Geschäfte gemacht, so das das wohl noch lange nicht der hundertste Theil des Gewinns seyn mag, was ich Euerm lieben Weibe schenkte. Ueberdem gebe ich Euch das Geld keinesweges umsonst, sondern verlange von Euch dafür allerlei Gefälligkeiten. Ich wollte, wie gewöhnlich, von Frankfurt nach Cassel gehen und kam von Schüchtern aus vom richtigen Wege ab. Indessen habe ich gefunden, das der Weg durch diesen Forst, den sonst die Reisenden scheuen, gerade für einen Fußgänger recht anmuthig ist, weshalb ich denn künftig auf gleicher Reise immer diese Straße einschlagen und bei Euch einsprechen will. Ich werdet daher mich jährlich zweimal bei Euch eintreffen sehen, nehmlich zu Ostern, wenn ich von Frankfurt nach Cassel wandere, und im späten Herbst, wenn ich von der Leipziger Michaelis-Messe nach Frankfurt und von dort nach der Schweiz und wohl auch nach Bessland gehe. Dann sollt Ihr mich für gute Bezahlung — einen — zwei, auch wohl drei Tage bei Euch beherbergen, und das ist die erste Gefälligkeit um die ich Euch ersuche.“

„Ferner bitte ich Euch, dieses kleine Kistchen, worin Waaren sind, die ich in Cassel nicht brauche, und das mir beim Wandern hinderlich ist, zu behalten, bis ich künftigen Herbst wieder bei Euch einspreche. Nicht verhehlen will ich, das die Waaren viele Tausende werth sind, aber ich mag Euch deshalb doch kaum größere Sorglichkeit empfehlen, da ich nach der Treue und Frömmigkeit, die Ihr an den Tag legt, Euch vertraue, das Ihr auch das Geringste, was ich Euch zurückliefe, sorgfältig aufbewahren würdet; zumal werdet Ihr das bei Sachen von solch' großem Werthe, als die sind, welche in dem Kistchen verschlossen, sicherlich thun. Seht, das ist der zweite Dienst, den ich von Euch fordere. Das dritte, was ich verlange, wird Euch wohl am schwersten fallen, unerachtet es mir jetzt am nötigsten thut. Ihr sollt Euerm liebes Weib nur auf diesen Tag verlassen und mich aus dem Forst bis auf die Straße nach Hirschfeld geleiten, wo ich bei Bekannten einsprechen und dann meine Reise nach Cassel fortsetzen will. Denn außer dem, das ich des Weges im Forst nicht recht kundig bin und mich daher zum zweitenmal verirren könnte, ohne von einem so wackern Mann, wie Ihr es seyd, aufgenommen zu werden, ist es auch in der Gegend nicht recht gebräuchlich. Euch als einem Jägersmann aus der Gegend wird man nichts anhaben, aber ich, als einsamer Wanderer, könnte wohl gefährdet werden. Man sprach in Frankfurt davon, das eine Räuberbande, die sonst die Gegend von Schaffhausen

unsicher machte und sich bis nach Straßburg herum ausdehnte, nunmehr sich ins Judäische geworfen haben soll, da die von Leipzig nach Frankfurt reisenden Kaufleute ihnen reicheren Gewinnst versprachen, als sie dort finden konnten. Wie leicht war es möglich, das ich mich schon von Frankfurt aus als reichen Jüdenräuber kennen. Hab' ich also ja durch die Rettung Euers Weibes Dank verdient, so könnt Ihr mich dadurch reichlich lobnen, das Ihr aus diesem Forst mich auf Euern und Steg leitet.“ Andres war mit Freuden bereit, Alles zu erfüllen, was man von ihm verlangte, und machte sich gleich, wie es der Fremde wünschte, zur Wanderung fertig, indem er seine Jägeruniform anlegte, seine Doppelbüchse und seinen tüchtigen Hirschfänger umschnallte und dem Knecht befahl, zwei von den Doggen anzukuppeln. Der Fremde hatte unterdessen das Kistchen geöffnet und die prächtigsten Schmuckhalsketten — Ohringe — Spangen herausgenommen, die er auf Giordina's Worte ausbreitete, in das sie ihre Verwunderung und Freude gar nicht bergen konnte. Als nun aber der Fremde sie aufbieten, doch eine der schönsten Halsketten umzubringen, die reichen Spangen auf ihre wunderhübschen goldenen Kerne zu streifen, und ihr dann einen kleinen Taschenspiegel vorhielt, worin sie sich nach Herzenslust beschaun konnte, so das sie in kindischer Lust aufsprang, da sagte Andres zu dem Fremden: „Ach lieber Herr! wie möget Ihr doch in meinem armen Weib solche Lüsterheit erregen, das sie sich mit Dingen pudt, die ihr nimmermehr zukommen, und auch gar nicht ansehen. Nehmt mir es nicht übel, Herr! aber die einfache rothe Korallenschnur, die meine Giordina um den Hals gehängt hatte, als ich sie zum erstenmal in Neapel sah, ist mir tausendmal lieber, als das kostelnde blinkende Geschmeide das mir recht eitel und trügerisch vorkommt.“

„Ihr seyd auch gar zu streng!“ erwiderte der Fremde höhnlich lächelnd, „das Euerm Weibe nicht einmal in ihrer Krankheit die beschützbige Freude lassen wollt, sich mit meinen schönen Geschmeiden herauszuputzen, die keinesweges trügerisch, sondern wahrhaft ächt sind. Wißt Ihr denn nicht, das eben den Weibern solche Dinge rechte Freude verurtheilen? Und was Ihr da sagt, das solcher Prunk Euers Giordina nicht zukomme, so muß ich das Gegentheil behaupten. Euerm Weib ist hübsch genug, sich so herauszuputzen und Ihr wißt ja nicht, ob sie nicht einmal auch noch reich genug seyn wird, dergleichen Schmuck sich zu besitzen und zu tragen.“ Andres sprach mit sehr erstem nachdrücklichem Ton: „Ich bitte Euch, Herr! führt nicht solche geheimnißvolle versängliche Reden! Wollt Ihr denn mein armes Weib betöhlen, das sie mit eitlem Gelüst nach solchem weltlichem Prunk und Ehre nur drückender unsere Armuth fühle und um alle Lebensruhe, um alle Heiterkeit gebracht werde? Pudet mir Euere schöne Sachen ein, lieber Herr! ich will sie Euch treulich bewahren, bis Ihr zurückkommt. Aber sagt mir nur, wenn, wie es der Himmel verhüten möge! Euch unterdessen ein Unglück zustößen sollte, so das Ihr nicht mehr zurückkehrt in mein Haus, wohin soll ich das das Kistchen abliefern, und wie lange soll ich auf Euch warten, ehe ich die Juwelen dem einhändigen, den Ihr nennen werdet, so wie ich Euch jetzt um Euern Mann bitte?“

„Ich heiße“, erwiderte der Fremde, „Jung Denner, und bin, wie Ihr schon wißt, Kauf- und Spindelmann. Ich habe weder Weib, noch Kinder, und meine Verwandten wohnen im Walliser Lande. Die kann ich aber keinesweges lieben und achten, da sie sich, als ich noch arm und bedürftig war, um mich gar nicht bekümmert haben. Sollte ich in drei Jahren mich nicht wieder lassen, so behaltet das Kistchen ruhig an Euch, und, da

ich wohl weiß, daß beide, Ihr und Giorgina, Euch sträuben werdet, das reiche Vermächtniß von mir anzunehmen, so schenke ich in jenem Fall das Kistchen mit Kleinodien Euerm Knaben, dem ich, wenn Ihr ihn firmeln laßt, den Namen Ignatius beizugeben bitte." Andres wegte in der That nicht, was er aus der seltenen Freigebigkeit und Großmuth des fremden Mannes machen sollte. Er stand ganz verstummt vor ihm, indes Giorgina ihm für seinen guten Willen danke und versicherte zu Gott und den Heiligen fleißig beten zu wollen, daß sie ihn auf seinen weiten beschwerlichen Reisen beschützen und ihn stets glücklich in ihr Haus zurückführen möchten. Der Fremde lächelte, so wie es seine Art war, auf seltsame Weise und meinte, das wohl das Gebet einer schönen Frau mehr Kraft haben möge als das feinerige. Das Beten wolle er daher ihr überlassen und übrigen seines kräftigen abgehärteten Körper und seinen guten Waffen vertrauen.

Dem frommen Andres mißfiel diese Aeußerung des Fremden höchlich; indessen verschwieg er das, was er darauf zu erwidern schon im Begriff stand, und trieb vielmehr den Fremden an, jetzt die Wanderung durch den Forst zu beginnen, da er sonst erst in später Nacht in sein Haus zurückkehren und seine Giorgina in Furcht und Angst setzen würde.

Der Fremde sagte beim Abschiede noch Giorgina: daß er ausdrücklich ihr erlaube, sich, wenn es ihr Vergnügen mache, mit seinen Geschmeiden zu schmücken, da es ihr ja ohne dieß in diesem einsamen wilden Forst an jeder Belustigung mangle. Giorgina erdöthete vor innerm Vergnügen, da sie freilich die ihrer Nation eigene Lust an glänzendem Staat und vorzüglich an kostbaren Steinen nicht unterdrücken konnte. — Nun schritten Demmer und Andres rasch vorwärts durch den finstern öden Wald. In dem dicksten Gebüsch schnupperten die Doggen umher und klasten, den Herrn mit klugen besetzten Augen anschauend. „Hier ist es nicht geheuer,“ sprach Andres, spannte den Gahn seiner Büchse und schritt mit den Hund den bedächtigt vor dem fremden Kaufmann her. Da war es ihm, als rauche es in den Bäumen und bald erblickte er in der Ferne finstre Gestalten, die gleich wieder in dem Gebüsch verschwanden. Er wollte seine Doggen losluppeln. „Thut das nicht, lieber Mann!“ rief Demmer, „denn ich kann Euch verschern, daß wir nicht das mindeste zu fürchten haben.“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als nur wenige Schritte von ihnen ein großer schwarzer Kerl mit struppigen Haaren und großem Knebelbart, eine Büchse in der Hand, aus dem Gebüsch heraustrat. Andres machte sich schussfertig. „Schießt nicht, schießt nicht!“ rief Demmer; der schwarze Kerl nickte ihm freundlich zu und verlor sich in den Bäumen. Endlich waren sie aus dem Walde heraus, auf der lebhaften Landstraße. „Nun danke ich Euch herzlich für Euer Geleit,“ sprach Demmer; „lehrt nur jetzt in Euer Wohnhaus zurück; sollten Euch wieder solche Gestalten aufstoßen, wie wir sie gesehen, so zieht ruhig Eure Straße fort, ohne Euch darum zu kümmern. Thut, als wenn Ihr gar nichts bemerktet, behaltet Eure Doggen am Strick, Ihr werdet ohne alle Gefahr Eure Wohnung erreichen.“ Andres wußte nicht, was er von dem Allen und von dem wunderlichen Kaufmann denken sollte, der, wie ein Geistesbeschwörer, den Feind zu bannen und von sich abzuhalten schien. Er konnte nicht begreifen, warum er denn erst sich habe durch den Forst zurück, es stieß ihm durchaus nichts verdächtiges auf und er kam wohlbehalten in sein Haus, wo ihm seine Giorgina, die sich munter und kräftig aus dem Bette gemacht, voll Freude in die Arme fiel. —

Durch die Freigebigkeit des fremden Kaufmanns bekam die kleine Haushaltung des Andres eine ganz andere Gestalt. Kaum war nehmlich Giorgina ganz genesen, als er mit ihr nach Fudba ging und außer den nöthigen Bedürfnissen noch manches Stück einkaufte, das ihrer häuslichen Einrichtung abging und wodurch diese das Ansehen eines gewissen Wohlstandes erhielt. Dazu kam, daß seit dem Besuch des Fremden die Freijäger und Holzdiebe aus der Gegend gebannt schienen, und Andres seinem Posten ruhig vorsitzen konnte. Auch sein Jagdglück war wiedergekehrt, so daß er, wie sonst, beinahe niemals einen Fehlschuß that. Der Fremde stellte sich zu Michaelis wieder ein und blieb drei Tage. Der hartnäckigen Weigerung der Wirthsleute unerachtet war er doch wieder so freigebig, wie das erstemal. Er versicherte, es sey nun einmal seine Absicht, sie in Wohlstand zu versetzen und sich selbst das Hofsteigequartier im Walde freundlicher und angenehmer zu machen.

Nun konnte die hübsche Giorgina sich besser kleiden; sie gestand dem Andres, daß sie der Fremde mit einer zierlich gearbeiteten goldnen Nadel, wie sie die Mädchen und Weiber in mancher Gegend Italiens durch das in Löpsen zusammengelochene aufgewirbelte Haar zu stecken pflegen, beschenkt habe. Andres zog ein finstres Gesicht, aber in dem Augenblick war Giorgina zur Thür herausgesprungen und nicht lange dauerte es, so kehrte sie zurück ganz so gekleidet und geschmückt, wie Andres sie in Neapel gesehen hatte. Die schöne goldne Nadel prangte in dem schwarzen Haar, in das sie mit malerischem Sinn dünne Blumen geflochten, und Andres mußte sich nun selbst gestehen, daß der Fremde sein Geschenk recht sinnig gewählt hatte, um seine Giorgina wahrhaft zu erfreuen.

Andres äußerte dieß unverholen, und Giorgina meinte, daß der Fremde wohl ihr Schutengel sey, der sie aus der tiefsten Dürftigkeit zum Wohlstande erhebe, und daß sie gar nicht begreife, wie Andres so wortkarg, so verschlossen gegen den Fremden und überhaupt so traurig, so in sich gekehrt bleiben könne. „Ach, liebes Herzensweib!“ sprach Andres, „die innere Stimme, welche mir damals so laut sagte, daß ich durchaus nichts von dem Fremden annehmen dürfe, die schweigt bis jetzt keinesweges. Ich werde oft von innern Vorwürfen gemartert; es ist mir, als ob mit dem Gelde des Fremden unrechtes Gut in mein Haus gekommen sey, und deshalb kann mich nichts recht freuen, was dafür angeschafft wurde. Ich kann mich jetzt wohl öfter mit einer kräftigen Speise, mit einem Glase Wein erlaben; glaube mir aber, liebe Giorgina! war einmal ein guter Holzverkauf vorgefallen und hatte mir der liebe Gott ein paar ehelich verdiente Groschen mehr beschert als gewöhnlich, dann schmeckte mir ein Glas geringen Weins viel besser, als jetzt der gute Wein, den der Fremde uns mitbringt. Ich kann mich mit diesem sonderbaren Kaufmann durchaus nicht befreunden, ja es ist mir in seiner Gegenwart oft ganz unheimlich zu Muthe. Hast Du wohl bemerkt, liebe Giorgina, daß er niemanden fest anzuschauen vermag? Und dabei blizt es zuweilen aus seinen tiefstehenden kleinen Augen so sonderbar heraus, und dann kann er bei unsern schlichten Reden oft so — hübsch möcht' ich sagen, lachen, daß es mich eiskalt überläuft. — Ach, möchten nur nicht meine innern Gedanken wahr werden, aber oft ist es mir, als liege allerlei schwarzes Unheil im Hintergrunde, das nun der Fremde mit einemmal hervorrufen werde, nachdem er uns in seinen künstlichen Schlingen gefangen.“

Giorgina suchte ihrem Mann die schwarzen Vorstellungen auszureden, indem sie versicherte, wie sie oft in ihrem Vaterlande und vorzüglich bei ihren Pflegeeltern im Wirthshause, Personen kennen gelernt, deren



Neuheres noch viel widriger gewesen sey, unerachtet es am Ende grundgute Menschen waren. Andres schien getrübet, im Innern beschloß er aber auf der Gut zu seyn.

Der Fremde sprach bei Andres wieder ein, als sein Knabe, ein wunderschönes Kind, ganz der Mutter Ebenbild, gerade neun Monate alt geworden. Es war Giorgina's Namenstag; sie hatte den Kleinen fremdartig und sonderbar herausgeputzt, sich selbst in ihre liebe neapolitanische Tracht geworfen, und ein besseres Mahl, als gewöhnlich, bereitet, wozu der Fremde eine Flasche köstlichen Weins aus dem Felleisen hergab. Als sie nun fröhlich bei Tische saßen und der kleine Knabe mit solch' wunderbar verständigen Augen umherblickte, hub der Fremde an: „Euer Kind verspricht in der That mit seinem besondern Wesen schon jetzt recht viel, und es ist Schade, daß Ihr nicht im Stande seyn werdet, es gehörig zu erziehen. Ich hätte Euch wohl einen Vorschlag zu thun, Ihr werdet ihn aber verwerfen wollen, unerachtet Ihr bedenken möchtet, daß er nur Euer Glück, Euer Wohlstand bezweckt. Ihr wißt, daß ich reich und ohne Kinder bin; ich fühle eine ganz besondere Liebe und Zuneigung zu Euerm Knaben — Seht mir ihn! — Ich bringe ihn nach Straßburg, wo er von einer Freundin von mir, einer alten ehrbaren Frau, auf das Beste erzogen werden und mir so wie Euch große Freude machen soll. Ihr werdet mit Euerm Kinde einer großen Last frei; doch müßt Ihr Euer Entschluß schnell fassen, da ich genöthigt bin, noch heute Abend abzureisen. Auf meinen Armen trage ich das Kind bis in das nächste Dorf; dort nehme ich dann ein Fuhrwerk.“ Bei diesen Worten des Fremden riß Giorgina das Kind, das er auf seinen Knien geschaukelt hatte, hastig fort und drückte es an ihren Busen, indem ihr die Thränen in die Augen traten. „Seht, lieber Herr!“ sprach Andres, „wie meine Frau Euch auf Euerm Vorschlag antwortet, und eben so bin auch ich gesinnt. Eure Absicht mag recht gut seyn; aber wie möget Ihr doch uns das Liebste rauben wollen, das wir auf Erden besitzen? Wie möget Ihr doch das eine Last nennen, was unser Leben aufheitern würde, wären wir auch noch in der tiefsten Dürftigkeit, aus der uns Eure Güte gerissen? Seht, lieber Herr! Ihr sagtet selbst, daß Ihr ohne Frau und ohne Kinder wäret; Euch ist daher wohl die Seligkeit fremd, die gleichsam aus der Glorie des offenen Himmelreichs herabströmt auf Mann und Weib bei der Geburt eines Kindes. Es ist ja die reinste Liebe und Himmelswonne selbst, von der die Eltern erfüllt werden, wenn sie ihr Kind schauen, das stumm und still an der Mutter Brust liegend, doch mit gar beredten Zungen von ihrer Liebe, von ihrem höchsten Lebensglück spricht. — Nein, lieber Herr! so groß auch die Wohlthaten sind, die Ihr uns erzeigt habt, so wiegen sie doch lange nicht das auf, was uns unser Kind werth ist; denn wo gäbe es Schätze der Welt, die diesem Besitz gleich zu stellen? Scheltet uns daher nicht undankbar, lieber Herr! daß wir Euch Euer Ansehen so ganz und gar abschlagen. Wäret Ihr selbst Vater, so bedürfte es weiter gar keiner Entschuldigung für uns.“ — „Nun, nun,“ erwiderte der Fremde, indem er finster seitwärts blickte, „ich glaubte Euch wohl zu thun, indem ich Euerm Sohn reich und glücklich machte. Seyd Ihr nicht damit zufrieden, so ist davon weiter nicht die Rede.“ Giorgina küßte und herzte den Knaben, als sey er aus großer Gefahr errettet und ihr wiedergegeben worden. Der Fremde strebte sichtlich, wieder unbefangen und heiter zu scheinen; man merkte es indessen doch nur zu deutlich, wie sehr ihn die Weigerung seiner Wirtheleute, ihm den Knaben zu geben, verdrossen hatte. Statt, wie er gesagt, noch denselben Abend fortzureisen, blieb er wieder drei Tage, in welchen er jedoch nicht so wie

sonst bei Giorgina verweilte, sondern mit Andres an die Jagd zog und sich bei dieser Gelegenheit von dem Grafen Aloys von Bach erzählen ließ. Als in der Jagd Ignaz Denner wieder bei seinem Freunde Andres sprach, dachte er nicht mehr an seinen Plan, den Knaben mit sich zu nehmen. Er war nach seiner Art fröhlich wie vorher, und fuhr fort Giorgina reichlich zu schenken, die er noch überdem wiederholt auffoderte, oft sie Lust habe sich mit den Juwelen aus dem Koffer, das er Andres in Verwahrung gegeben, zu schmücken, welches sie dann und wann auch wohl heimlich that. Er wollte Denner, wie sonst, mit dem Knaben spielen; dieser sträubte sich aber und weinte, durchaus nicht zu thun, nicht mehr zu dem Fremden gehen, als wisse er etwas von dem feindlichen Anschlag, ihn seinen Eltern zu zuführen. — Zwei Jahre hindurch hatte der Fremde seinen Wanderungen den Andres besucht, und seinem Wohlsein hatten die Söhne des Mißtrauens mehr Denner endlich überwunden, so daß Andres seinen Wohlstand ruhig und heiter genoß. Im Herbst des dritten Jahres, als die Zeit, in der Denner gewöhnlich eingepflichtet pflegte, schon vorüber war, pochte es in einer stürmischen Nacht hart an Andres Thür, und mehrere rauhe Stimmen riefen seinen Namen. Er sprang er aus dem Bette; als er aber zum Fenster hinaus frug, wer ihn in finst'rer Nacht so störe und was gleich seine Doggen loslassen werde, um solche unbetene Gäste wegzubehagen, da sagte einer, er möge nur aufmachen, ein Freund sey da, und Andres erkannte Denner's Stimme. Als er nun mit dem Riß in der Hand die Hausthür öffnete, trat ihm Denner entgegen. Andres äußerte, wie es ihm vorkam, als ob mehrere Stimmen seinen Namen gerufen hätten; Denner meinte dagegen, daß den Andres die Heulen des Windes getäuscht haben müßte. Als er in die Stube trat, erkannte Andres nicht wenig, als er den Denner näher betrachtete und seinen ganz veränderten Anzug gewahr wurde. Statt der gewöhnlichen Kleidung und des Mantels trug er ein dunkelrothes Wamms und einen breiten lebernen Gurt, in dem ein Stiel und vier Pistolen staken; außerdem war er noch mit einem Säbel bewaffnet, selbst das Gesicht schien verändert, indem auf der sonst glatten Stirn nun tiefgehende Augenbraunen lagen und ein starker, schwarzer Bart sich über Lippe und Wange zog. „Andres!“ rief Denner, indem er ihn mit seinen funkelnden Augen betrachtete, „Andres! als ich vor beinahe drei Jahren dich vom Tode errettet hatte, da wünschest Du, daß Gott es Dir verleihen möge, mir die Dir erzeigte Wohlthat mit Deinem Blut und Leben lohnen zu können. Dein Wunsch ist erfüllt; denn es ist nunmehr der Augenblick gekommen, in dem Du mir Deine Dankbarkeit Deine Treue beweisen kannst. Kleide Dich an; nimm Deine Büchse und komme mit mir, nur wenige Schritte von Deiner Wohnung sollst Du das übrige erfahren.“ Andres wußte nicht, was er von Demners Jammerworten halten sollte; der Worte, die er ihm vorstellte, indessen wohl eingedenk, versicherte er, wie er bereit sey, alle nur mögliche für ihn zu unternehmen, so bald es nicht die Rechtschaffenheit, Tugend und Religion zuwider käme. „Darüber kannst Du ganz ruhig seyn,“ rief Denner, indem er ihm lächelnd auf die Schultern klopfte; und da er bemerkte, daß Giorgina aufgesprungen war, und vor Angst zitternd und bebend ihren Mann umarmte, nahm er sie bei den Armen und sprach, sie fest zurückziehend: „Laßt Euer Mann nur immer mit uns ziehen, in wenigen Stunden ist er wieder gesund bei Euch, und bringt Euch vielleicht was Schönes mit.“ „Hab' ich es denn jemals böse mit Euch gemeint? Geh' ich selbst dann, wenn Ihr mich verkenntet, nicht immer

Guch Gutes erzeigt? Wahrhaftig, Ihr seyd recht besondere misstrauische Leute." Andres zauderte noch immer sich anzuleiden, da wandte Denner sich zu ihm und sprach mit zornigem Blick: „Ich hoffe, Du wirst Deine Zusage halten, denn es gilt nunmehr, das zu beweisen mit der That, was Du gesprochen!" Schnell war nun Andres angekleidet, und indem er mit Denner zur Thüre herausschritt, sprach er noch einmal: „Alles, lieber Herr! will ich für Euch thun, doch etwas Unrechtes werdet Ihr wohl von mir nicht fordern, da ich auch das Kleinste, das wider mein Gewissen liefe, nicht vollbringen würde." Denner antwortete nichts, sondern schritt rasch vorwärts. Sie waren durch das Dickicht gedrungen bis auf einen ziemlich geräumigen Rosenplatz; da pfiff Denner dreimal, daß der Ton ringsumher aus ten schaurigen Klüften wiederhallte, und überall in den Büschen flackerten Windlichter auf und es rauschte und klirrte in den dunkeln Gängen, bis sich schwarz, gräßliche Gestalten gespenstisch hervorbrängten und den Denner im Kreise umringten. Einer aus dem Kreise trat hervor und sprach auf Andres hindeutend: „Das ist ja wohl unser neuer Geselle, nicht wahr, Hauptmann?" „Ja," antwortete Denner, „ich hab' ihn aus dem Bette geholt, er soll sein Probestück machen, es kann nun gleich vorwärts gehen." Andres erwachte bei diesen Worten wie aus dumpfer Betäubung, kalter Schweiß stand ihm auf der Stirne; aber er ermannte sich und tief heftig: „Was, Du schändlicher Betrüger, für einen Kaufmann gabst Du Dich aus, und treibst ein höllisches verruchtes Gewerbe, und bist ein verworfener Räuber? Nimmermehr will ich Dein Geselle seyn und Theil nehmen an Deinen Schandthaten, zu denen Du mich, wie der Satan selbst, auf künstliche, häßliche Weise verlocken wolltest! — Laß mich gleich fort, Du frevelicher Bösewicht, und räume mit Deiner Kette dieß Gebiet, sonst verrathe ich Deine Schlupfwinkel der Dürigkeit, und Du bekommst den Lohn für Deine Schandthaten; denn nun weiß ich es wohl, daß Du selbst der schwarze Ignaz bist, der mit seiner Bande an der Grenze gehaufet, und geraubt und gemordet hat. — Gleich laß mich fort, ich will Dich nie mehr schauen." Denner lachte laut auf. „Was, Du feiger Wabe?" sprach er: „Du untersehest Dich mir zu trocken, Dich meinem Willen, meinem Nachwort anzuleiden zu wollen? Bist Du nicht längst schon unser Geselle? Ich Du nicht schon seit beinahe drei Jahren von unserm Gelede? schmückt sich Dein Weib nicht mit unserm Rande? Nun stehst Du unter uns und willst nicht arbeiten dafür was Du genossen? Folgst Du uns nun nicht, zeigst Du Dich nicht gleich als unsern rüstigen Kampan, so laße ich Dich gebunden in unsere Höhle werfen und meine Gesellen ziehen nach Deiner Wohnung, zünden sie an und ermorden Dein Weib und Deine Knaben. Doch ich werde wohl diese Maßregel, die nur eine Folge Deiner Halsstarrigkeit seyn würde, nicht ergreifen dürfen. Nun! — wähle! — es ist Zeit, wir müssen fort!" — Andres sah nun wohl ein, daß die mindeste Weigerung seiner geliebten Giorgina und dem Knaben das Leben kosten würde; die verrätherischen, bössigen Denner im Innern zur Hölle verfluchend, beschloß er daher, in seinen Willen sich scheinbar zu fügen, rein von Diebstahl und Mord zu bleiben und das tiefere Eindringen in die Schlupfwinkel der Bande nur dazu zu benutzen, bei der ersten günstigen Gelegenheit ihre Aufhebung und Einziehung zu bewirken. Nach diesem im Stillen gefaßten Entschlusse erklärte er dem Denner, wie roch seines innern Wiberstrebens doch die Dankbarkeit für Giorgina's Rettung ihn verpflichtete, etwas zu wagen, und er wolle daher die Expedition mitmachen, wobei er nur bitte, ihn als einen Reuling, so

viel möglich mit dem thätigen Antheil daran zu verschonen. Denner lobte seinen Entschlusse, indem er hinzusetzte, wie er keineswegs verlange, daß er förmlich zur Bande übertreten solle, vielmehr müsse er Revierjäger bleiben; denn so wäre er ihm und der Bande schon jetzt von großem Nutzen gewesen, was denn auch künftig der Fall seyn würde.

Es war auf nichts geringeres abgesehen, als die Wohnung eines reichen Pächters, die von dem Dorfe abgelegen, unfern dem Walde, stand, zu überfallen und auszuplündern. Man mußte, daß der Pächter außer dem vielen Gelde und den Kostbarkeiten, die er besaß, eben jetzt für verkauftes Getreide eine sehr bedeutende Summe eingenommen hatte, die er bei sich bewahrte, und um so mehr versprachen sich die Räuber einen reichen Fang. Die Windlichter wurden ausgelöscht und still zogen die Räuber durch die engen Schleichwege, bis sie dicht an dem Gebäude standen, welches einige von der Bande umringten. Andere dagegen stiegen über die Mauer und sprengten von innen das Hofthor; einige wurden auf Wache ausgestellt, und unter diesen befand sich Andres. Bald hörte er, wie die Räuber die Thüren erbrachen und ins Haus stürmten, er vernahm ihr Fluchen, ihr Geschrei, das Geheul der Gemüßhandelten. Es fiel ein Schuß; der Pächter, ein beherzter Mann, mochte sich zur Wehre setzen — dann wurde es stiller — aufgesprengte Schloßer klirrten, Räuber schleppten Kisten zum Hofthor heraus. Einer von des Pächters Leuten mußte in der Finsterniß entwischt und ins Dorf gerannt seyn; denn auf einmal tönte die Sturmglocke durch die Nacht, und bald darauf strömten Haufen mit hellauflodernden Lichtern die Straße herauf nach der Pächterwohnung. Nun fiel Schuß auf Schuß, die Räuber sammelten sich im Hofe und streckten alles nieder, was sich der Mauer näherte. Sie hatten ihre Windfackeln angezündet. Andres, der auf einer Anhöhe stand, konnte alles übersehen. Mit Entsetzen erblickte er unter den Bauern, Jäger in der Livree seines Herrn, des Grafen von Bach! — Was sollte er thun? — Sich zu ihnen zu begeben, war unmöglich, nur die schnellste Flucht konnte ihn retten; aber wie festgezaubert stand er da hinstarrend in den Pächterhof, wo das Gefecht immer mörderischer wurde; denn durch eine kleine Pforte an der andern Seite waren die Bachschen Jäger gedrungen und mit den Räubern handgemein geworden. Die Räuber mußten zurück, sie drängten sich sechtend durch das Thor nach der Gegend hin, wo Andres stand. Er sah Dennern, der unaufhörlich lud und schoß und niemals fehlte. Ein junger, reichgekleideter Mann von Bachschen Jägern umgeben, schien den Anführer zu machen; auf ihn legte Denner an, aber noch ehe er abrückte, stürzte er von einer Kugel getroffen mit einem dumpfen Schrei nieder. Die Räuber flohen — schon stürzten die Bachschen Jäger herbei, da sprang, wie von unwiderstehlicher Macht getrieben, Andres herbei und rettete Dennern, den er, stark wie er war, auf die Schultern warf und schnell forteilte. Ohne verfolgt zu werden, erreichte er glücklich den Wald. Nur einzelne Schüsse fielen hin und wieder und bald wurde es ganz still; ein Zeichen, daß es den Räubern, die nicht verwundet auf dem Plage liegen geblieben, geglückt war, in den Wald zu entkommen und daß es den Jägern und Bauern nicht rathsam schien, in das Dickicht einzubreden: „Setze mich nur nieder, Andres!" sprach Denner, „ich bin in den Fuß verwundet, und verdammt daß ich umstürzte, denn, unerachtet mich die Wunde sehr schmerzt, glaub' ich doch nicht einmal, daß sie bedeutend ist." Andres that es, Denner holte eine kleine Pflote aus der Tasche und als er sie öffnete, strahlte ein helles Licht heraus, bei

dem Andres die Wunde genau untersuchen konnte. Denner hatte Rechte; nur ein starker Streifschuß hatte den rechten Fuß getroffen, der stark blutete. Andres verband die Wunde mit seinem Schnupftuch, Denner ließ seine Pfeife ertönen, aus der Ferne wurde geantwortet und nun bat er den Andres, ihn sachte den schmalen Waldweg heraufzuführen, denn bald würden sie an Ort und Stelle seyn. Wirklich dauerte es auch nicht lange, so sahen sie den Schein von Windlichtern durch das dunkle Gebüsch brechen und hatten jenen Rasenplatz erreicht, von dem sie ausgegangen und wo sie die übriggebliebenen Räuber bereits versammelt fanden. Alle jauchzten vor Freude auf, als Denner unter sie trat und rühmten den Andres, der, tief in sich gefeiert, kein Wort vorzubringen vermochte. Es fand sich, daß über die Hälfte der Bande todt oder hart verwundet auf dem Plage liegen geblieben war; indessen hatten einige von den Räubern, die dazu bestimmt waren den Raub in Sicherheit zu bringen, mitten im Gefecht wirklich mehrere Kisten mit kostbarem Gerath, so wie eine ansehnliche Summe Geld, fortzuschaffen gewußt, so daß, unerachtet das Unternehmen schlimm ausgegangen, doch die Beute ansehnlich blieb. Als nun das Nöthige besprochen, wandte sich Denner, den man unterdessen ordentlich verbunden hatte, und der kaum irgend einen Schmerz mehr zu fühlen schien, zu Andres und sprach: „Ich habe Dein Weib vom Tode errettet, Du hast mich in dieser Nacht der Gefangenschaft entzogen und mich selblich auch von dem mir gewissen Tode befreit, wir sind quit! Du kannst in Deine Wohnung zurückkehren. In den nächsten Tagen, vielleicht schon morgen, verlassen wir die Gegend; Du magst daher ganz ruhig darüber seyn, daß wir Dir ähnliches, so wie heute, zumuthen werden. Du bist ja so ein gottesfürchtiger Narr und uns nicht brauchbar. Es ist indessen billig, daß Du Theil am heutigen Raube nimmest und überdem für meine Rettung belohnt werdest. Nimm daher diesen Beutel mit Gold und behalte mich in gutem Andenken; denn über's Jahr hoffe ich bei Dir einzusprechen.“ „Gott der Herr soll mich behüten,“ erwiderte Andres heftig, „daß ich auch nur einen Pfennig von Eurem schändlichen Raube nehmen sollte. Habt Ihr mich doch nur durch die abscheulichsten Drohungen gezwungen mitzugehen, welches ich ewiglich bereuen werde. Wohl mag es Sünde gewesen seyn, daß ich Dich, Du schändlicher Böfewicht! der gerechten Strafe entzogen habe; aber Gott im Himmel mag es mir nach seiner Langmuth verzeihen. Es war, als flehe in dem Augenblick meine Giorgina um Dein Leben, da Du das ihrige errettet, und ich konnte nicht anders, als daß ich Dich mit Gefahr meines Lebens und meiner Ehre, ja das Wohl und Weh meines Weibes und meines Kindes auf's Spiel setzend, der Gefahr entriß. Denn sprich, was wäre aus mir, wenn man mich verwundet, ja was wäre aus meinem armen Weibe, meinem Knaben geworden, wenn man mich erschlagen unter Deiner verruchten Mörderbande gefunden hätte? — Aber sey überzeugt, daß, wenn Du die Gegend nicht verlässest, wenn nur ein einziger hier geschickter Raub oder Mord mir kund wird, ich augenblicklich nach Fulda gehe und der Obrigkeit Deine Schlupfwinkel verrathe.“ — Die Räuber wollten über den Andres herfallen, um ihn für seine Neben zu züchtigen; Denner verbot es ihnen jedoch, indem er sagte: „Laßt doch den albernern Kerl schwagen, was thut das uns? Andres,“ fuhr Denner fort, „Du bist in meiner Gewalt, so wie Dein Weib und Dein Knabe. Du so wohl, als diese, sollen aber ungeschädet bleiben, wenn Du mir versprichst, Dich ruhig in Deiner Wohnung zu halten und über Deine Mitwisserschaft von dem Vorfall

dieser Nacht gänzlich zu schweigen. Das legte ich Dir um so mehr, als meine Rache Dich treffen und überdem die Obrigkeit Dir selbst wohl die Hilfe bei der That, so wie, daß Du schon lange meinem Reichthum genossenst, nicht so hinrichten würde. Dagegen verspreche ich Dir noch einmal, daß ich die Gegend gänzlich räumen will und niemand von mir und meiner Bande hier kein Unternehmen mehr ausgeführt werden soll.“ Nachdem Andres mitgebrungen diese Bedingungen des Räuberzuges eingegangen war und feierlich versprochen hatte zu schweigen, wurde er von zwei Räubern durch verwachsene Fußsteige auf den breiten Waldweg geführt, und es war längst heller Morgen worden, als er in sein Haus trat und die vor Sorge und Angst todtentleiche Giorgina umarmte. Er sagte ihr im Allgemeinen, daß sich ihm Denner als der vornehmste Böfewicht offenbart, und er daher alle Gemeinschaft mit ihm abgebrochen habe; nie solle er mehr die Schwelle betreten. „Aber das Juwelenstückchen!“ unterbrach ihn Giorgina. Da fiel es dem Andres eine schwere Last auf's Herz. An die Kleinodien, die Denner bei ihm zurückgelassen, hatte er nicht gedacht, und es erklärlich schien es ihm, daß Denner auch nicht ein Wort darüber entfallen war. Er ging mit sich zu Rath, was er wohl mit diesem Kästchen anfangen solle. Ihm dachte er daran, es nach Fulda zu bringen und die Obrigkeit zu übergeben; wie sollte er aber den Kästchen beschönigen, ohne sich wenigstens bringende Gefahr auszusetzen, das dem Denner einmal gegeben Wort zu brechen? — Er beschloß endlich, diesen Kästchen getreulich zu bewahren, bis der Zufall ihm Gelegenheit darbieten würde, es Dennern wieder zuzuführen, oder besser noch, es, ohne sein Wort zu brechen, an die Obrigkeit zu bringen. —

Der Ueberfall der Pächterwohnung hatte nicht geringen Schreck in der ganzen Gegend verursacht, denn es war das kühnste Wagniß, das die Räuber seit ihrem unternommen und ein sicherer Beweis, daß die Räuber, welche sich erst durch gemeine Diebereien, dann durch das Anhalten und Berauben einzelner Reisenden that, bedeutend verstärkt haben mußte. Nur dem Zufall, daß der Neffe des Grafen von Bach, von mehreren Leuten seines Oheims begleitet, eben in dem Dorf, das unfern der Pächterwohnung lag, übernachtete und auf den ersten Lärm den Bauern, die gegen die Räuber auszogen, zu Hilfe eilte, hatte der Pächter die Rettung seines Lebens und des größten Theils seiner Baarheit zu verdanken. Drei von den Räubern, die auf dem Platze geblieben waren, lebten noch den andern Tag und gaben Hoffnung, von ihren Wunden zu genesen. Man hatte sie sorgfältig verbunden und in das Dorfgefängniß gesperrt; als man indessen am frühen Morgen des dritten Tages sie abführen wollte, fand man sie durch zwei Stiche ermordet, ohne daß man hätte errathen können, wie das zugegangen. Jede Hoffnung der Rettung der Gefangenen näheren Aufschluß über die Räuber zu erhalten, war daher vereitelt. Andres schauerte im Innern, als er das Alles erzählten hörte, als er vernahm, wie mehrere Bauern und Jäger des Grafen von Bach zum Theil getödtet, zum Theil schwer verwundet worden. Starke Patrouillen von Fußhaischen Reitern durchstreiften den Wald, und sprachen öfters bei dem jeden Augenblick mußte Andres befürchten, daß man Denner selbst, oder wenigstens einen von der Bande einbringen, und dieser ihn dann als Beweismittel der kühnen Frevelthat erkennen und angeben würde. Zum erstenmal in seinem Leben fühlte er die folternde Qual des bösen Gewissens, und doch hatte ihn die Liebe zu seinem Weibe, zu dem Knaben, gezogen

gen, dem freistlichen Ansinnen Denners nachzugeben.

Alle Nachforschungen blieben fruchtlos, es war unmöglich den Räubern auf die Spur zu kommen, und Andres überzeugete sich bald, daß Denner Wort gehalten und die Gegend mit seiner Binde verlassen hatte. Das Geld, welches er noch von Denner's Geschenken übrig behalt, so wie die goldene Kadel legte er zu den Kleinodien in das Kistchen; denn er wollte nicht noch mehr Sünde auf sich laden und von geraubtem Gelde sich gütlich thun. So kam es denn, daß Andres bald wieder in die vorige Dürftigkeit und Armuth gerieth, aber immer mehr erbeiterte sich sein Inneres, je längere Zeit verstrich, ohne daß irgend etwas sein ruhiges Leben verunstaltet hätte. Nach zwei Jahren gebar ihm sein Weib noch einen Knaben, ohne jedoch, wie das erstemal zu erkennen, weinwohl sie sich herzlich nach jener bessern Kost und Pflege sehnte, die ihr damals so wohl gethan. Andres saß eins in der Abenddämmerung traulich mit seinem Weibe zusammen, die den jüngstgebornen Knaben an der Brust hatte, während der Aeltere sich mit dem großen Hund herumalberte, der, als Liebling seines Herrn, wohl in der Stube seyn durfte. Da kam der Knecht hinein, und sagte, wie ein Mensch, der ihm ganz verächtlich vorkomme, schon seit beinahe einer Stunde um das Haus herumstrolche. Andres war im Begriff mit seiner Büchse hinauszugehen, als er vor dem Hause seinen Namen rufen hörte. Er öffnete das Fenster und erkannte auf den ersten Blick den verhassten Ignaz Denner, der sich wieder in den grauen Kaufmannshabit geworfen hatte, und ein Kesselisen unter dem Arme trug. „Andres“, rief Denner, „Du mußt mir diese Nacht Herberge geben in Deinem Hause, morgen ziehe ich weiter.“ „Was? Du unverschämter verruchter Bösewicht?“ rief Andres in vollem Zorn, „Du wagst es, Dich wieder hier sehen zu lassen? Habe ich Dir nicht treulich Wort gehalten, nur damit Du Dein Versprechen erfüllen und auf immer diese Gegend verlassen solltest? Du darfst nicht mehr meine Schwelle betreten — entferne Dich schnell, oder ich schieße Dich mörderischen Suben nieder! — Doch warte, ich will Dir Dein Gold, Dein Geschnitztes, womit Du Satan mein Weib verbunden wolltest, hinabwerfen; dann magst Du schnell fortziehen. Ich lasse Dir drei Tage Zeit, spüre ich aber dann nur auf irgend eine Weise Deine und Deiner Hand Gegenwart, so eile ich schnell nach Fulda und entrede alles, was ich weiß, der Obrigkeit. Magst Du nun Deine Drohungen gegen mich und mein Weib erfüllen wollen, ich verlasse mich auf den Beistand Gottes, und werde Dich Hölswicht mit meinem guten Gewehr zu treffen wissen.“ Nun holte Andres schnell das Kistchen herbei, um es hinabzuwerfen; als er aber an's Fenster trat, war Denner verschwunden, und unerachtet die Doggen die ganze Gegend rings ums Haus durchspüren mußten, war es doch nicht möglich ihn aufzufinden. Andres sah nun wohl ein, wie er, Denner's Bosheit angesetzt, nun in großer Gefahr schwebte; er war daher allnächtlich auf seiner Hut, indessen blieb alles ruhig und Andres überzeugete sich, daß Denner nur allein den Wald durchstreichen hatte. Um indessen seinen ängstlichen Zustand zu enden, ja um sein Gewissen zu beruhigen, daß ihn mit Vorwürfen quälte, beschloß er nun nicht länger zu schweigen, sondern dem Rath in Fulda sein ganzes unverschuldetes Verhältniß mit Denner zu berichten und zugleich das Kistchen mit den Kleinodien abzuliefern. Andres wußte wohl, daß er ohne Strafe nicht abkommen würde, jedoch verließ er sich auf sein reines Bekenntniß eines Fehltritts, zu dem ihn der verruchte Ignaz Denner wie der Satan selbst, verlockt und gezwungen, so wie auf die Fürsprache seines Herrn, des Grafen von Bach, der dem treuen Diener ein günstiges

Zeugniß nicht versagen konnte. Er hatte mit seinem Knechte mehrmals den Wald durchstreift und nie war ihm etwas Verdächtiges aufgefallen; für sein Weib war daher jetzt keine Gefahr vorhanden und er wollte nun ungesäumt nach Fulda gehen, um seinen Vorsatz auszuführen. Am dem Morgen, als er sich zur Reise bereit gemacht, kam ein Bote von dem Grafen von Bach, der ihn augenblicklich auf das Schloß seines Herrn mitgehen hieß. Statt nach Fulda wanderte er also fort mit dem Boten nach dem Schloß, nicht ohne Hangigkeit, was wohl dieser ganz ungewöhnliche Ruf seines Herrn zu bedeuten haben werde. Als er in dem Schloß angekommen, mußte er gleich in das Zimmer des Grafen treten. „Freue Dich, Andres“, rief dieser ihm entgegen, „Dich hat ein ganz unerwartetes Glück getroffen. Erinnerst Du Dich wohl noch unsers alten mürrißchen Hauswirts in Neapel, des Pflegevaters Deiner Giorgina? Der ist gestorben; aber auf dem Sterbebette hatte ihn noch das Gewissen gerührt wegen der abscheulichen Behandlung des armen verwaisten Kindes, und deshalb hat er ihr zweitausend Dukaten vermacht, die bereits in Wechselbriefen in Frankfurt angekommen sind und die Du bei meinem Bankier heben kannst. Willst Du Dich gleich nach Frankfurt aufmachen, so lasse ich Dir auf der Stelle das nöthige Certificat ausfertigen, damit Dir das Geld ohne Anstand ausgezahlt werde.“ Den Andres machte die Freude sprachlos, und der Graf von Bach ergötzte sich nicht wenig an dem Entzücken seines treuen Dieners. Andres beschloß, als er sich gefaßt hatte, seinem Weibe eine unvermuthete Freude zu bereiten; er nahm daher seines Herrn gnädiges Anerbieten an, und machte sich, nachdem er die Urkunde zu seiner Legitimation erhalten, auf den Weg nach Frankfurt.

Seinem Weibe ließ er sagen, wie ihn der Graf mit wichtigen Aufträgen verschickt habe, und er daher einige Tage ausbleiben werde. — Als er in Frankfurt angekommen, wies ihn der Bankier des Grafen, bei dem er sich meldete, an einen andern Kaufmann, der mit der Auszahlung des Legats beauftragt seyn sollte. Andres fand ihn endlich und erhielt die ansehnliche Summe wirklich ausgezahlt. Immer nur an Giorgina denkend, immer darnach trachtend, ihre Freude recht vollkommen zu machen, kaufte er für sie allerlei schöne Sachen und auch eine goldene Kadel, der ganz gleich, welche ihr Denner geschenkt hatte, und da er nun das schwere Kesselisen nicht wohl als Fußgänger fortbringen konnte, verschaffte er sich ein Pferd. So trat er nun, nachdem er sechs Tage abwesend gewesen, wohlgemuth seine Rückreise an. Bald hatte er den Forst und seine Wohnung erreicht. Er fand das Haus fest verschlossen. Laut rief er den Knecht, seine Giorgina, niemand antwortete: die Hunde winselten im Hause eingesperrt. Da ahnete er großes Unglück und schlug heftig an die Thür und schrie laut: „Giorgina!“ — „Giorgina!“ — Nun rauschte es am Bodensfenster, Giorgina schaute heraus und rief: „Ach Gott! Andres, bist Du es? Gepriesen sey die Nacht des Himmels, daß Du nur wieder da bist.“ Als Andres nun durch die geöffnete Thür eintrat, fiel ihm sein Weib todtbleich und laut heulend in die Arme. Regungslos stand er da; endlich faßte er sein Weib, die mit erschlasten Gliedern zu Boden sinken wollte, und trug sie in die Stube. Aber wie mit eisigen Krallen packte ihn das Entsetzen bei dem gräßlichen Anblick. Die ganze Stube voller Blutflecke an dem Boden, an den Wänden, sein jüngster Knabe mit zerschnittener Brust todt auf seinem Bettchen! — „Wo ist George, wo ist George?“ schrie Andres auf in wilder Verzweiflung, aber in dem Augenblick hörte er, wie der Knabe die Treppe herabtrippelte und nach dem Vater rief. —

Zerbrochene Gläser, Flaschen, Teller lagen umher. Der große schwere Tisch, sonst an der Wand stehend, war in die Mitte des Zimmers gerückt, eine sonderbar geformte Kehlpfanne, mehrere Phiolen und eine Schüsself mit geronnenem Blut standen auf demselben. Andres nahm sein armes Knäblein aus dem Bette. Giorgina verstand ihn, sie holte Tücher herbei, in die sie den Leichnam wickelten und im Garten begruben. Andres schnitt ein kleines Kreuz aus Eichenholz und setzte es auf den Grabhügel. Kein Wort, kein Laut entfloß den Lippen der unglücklichen Eltern. In dumpfem, düsterem Schweigen hatten sie die Arbeit vollendet und saßen nun vor dem Hause in der Abenddämmerung, den starren Blick in die Ferne gerichtet. Erst den andern Tag konnte Giorgina den Verlauf dessen, was sich in Andres Abwesenheit zugetragen, erzählen. Am vierten Tage, nachdem Andres sein Haus verlassen, hatte der Knecht zur Mittagszeit wieder allerlei verdächtige Gestalten durch den Wald wandern gesehen, und Giorgina deshalb des Mannes Rückkehr herzlich gewünscht. Mitten in der Nacht wurde sie durch lautes Toben und Schreien dicht vor dem Hause aus dem Schlafe geweckt, der Knecht stürzte herein und verkündete voller Schreck, daß das ganze Haus von Räubern umringt und an eine Gegenwehr gar nicht zu denken sey. Die Doggen wütheten, aber bald schien es, als würden sie beschwichtigt und man rief laut: Andres! — Andres! — Der Knecht faßte sich ein Herz, öffnete ein Fenster und rief herab, daß der Revierjäger Andres nicht zu Hause sey. „Nun, es thut nichts,“ antwortete eine Stimme von unten herauf, „öffne nur die Thür, denn wir müssen bei Euch einkehren, Andres wird bald nachfolgen.“ Was blieb dem Knecht übrig, als die Thür zu öffnen; da strömte der helle Haufe der Räuber herein und begrüßte Giorgina als die Frau ihres Cameraden, dem der Hauptmann Freiheit und Leben zu danken habe. Sie verlangten, daß Giorgina ihnen ein tüchtiges Essen bereiten möge, weil sie Nachts ein schweres Stück Arbeit vollbracht, das aber herrlich gelungen sey. Sittend und bebend machte Giorgina in der Küche ein großes Feuer an und bereitete das Mahl, wozu sie Wildpret, Wein und allerlei andere Ingredienzien von einem der Räuber empfing, der der Küchen- und Kellermeister der Bande zu seyn schien. Der Knecht mußte den Tisch decken und das Geschirr herbeibringen. Er nahm den Augenblick wahr und schlich sich fort zu seiner Frau in die Küche. „Ach wißt Ihr wohl,“ sing er voller Entsetzen an, „was für eine That die Räuber in dieser Nacht verübt haben? Nach langer Abwesenheit und nach langer Vorbereitung haben sie vor etlichen Stunden das Schloß des Herrn Grafen von Bach überfallen, und nach tapferer Gegenwehr, mehrere seiner Leute und ihn selbst getödtet, das Schloß aber angezündet.“ Giorgina schrie unaufhörlich: „Ach mein Mann, wenn mein Mann nur auf dem Schlosse gewesen wäre — Ach, der arme Herr!“ — Die Räuber tobten und sangen unterdessen in der Stube und ließen sich den Wein wohlschmecken, bis ihnen das Mahl aufgetragen wurde. Der Morgen fing schon an zu dämmern als der verhasste Denner erschien; nun wurden die Kisten und Felleisen, die sie auf ihren Packpferden mitgebracht hatten, geöffnet. Giorgina hörte, wie sie vieles Geld zählten und wie die Silbergeschirre klirren; es schien alles verzeichnet zu werden. Endlich als es schon lichter Tag geworden, brachen die Räuber auf, nur Denner blieb zurück. Er nahm eine freundliche, leutselige Miene an, und sprach zu Giorgina: „Ihr seyd wohl recht erschrocken worden, liebe Frau; denn Euer Mann scheint Euch nicht gesagt zu haben, daß er schon seit geraumer Zeit unser Camerad geworden. Es thut mir in der That leid, daß er nicht zu Hause ge-

kommen ist; er muß einen andern Weg eingeschlagen und uns verfehlt haben. Er war mit uns auf dem Schlosse des Böfewichts, des Grafen von Bach, der nur vor zwei Jahren auf alle nur mögliche Weise vertrieben hat, und an dem in voriger Nacht wir Rache nahen.“ Er fiel kämpfend von Cures Mannes Hand, erschlug Euch nur, liebe Frau, und sagt dem Andres, daß er mich nun so bald nicht wieder sehen würde, da die Räuber sich auf einige Zeit trennt. Heute Abend verlass ich Euch.“ — Ihr habt lauter hübsche Kinder, liebe Frau! Das ist ja wieder ein herrlicher Knabe.“ Mit diesen Worten nahm er den Kleinen von Giorgina's Arm und wußte mit ihm so freundlich zu spielen, daß das Kind lachte und jauchzte und gern bei ihm blieb, bis er es wieder der Mutter zurückgab. Schon war es Abend geworden, als Denner zu Giorgina sagte: „Ihr merkt wohl, daß ich, unerbittlich kein Weib und keine Kinder habe, welches mir manchmal recht nahe geht, doch gar zu gern mit kleinen Kindern spiele und tänzle. Geht mir doch Euren Kleinen auf die wenigen Augenblicke, die ich noch bei Euch verbringen kann. Nicht wahr, der Kleine ist jetzt gerade vier Wochen alt?“ Giorgina bejahte das, und gab, jauchzend nicht ohne inneres Widerstreben, den Kleinen dem Denner hin, der sich mit ihm vor die Hausthür setzte und Giorgina bat, ihm nun das Abendessen zu bereiten, weil er in einer Stunde fortmüßte. Kaum war Giorgina in die Küche getreten, als sie sah, wie Denner mit dem Kinde auf dem Arm in die Stube gieng. Bald darauf verbreitete sich ein seltsam riechender Dampf durch das Haus, der aus der Stube zu quillen schien. Giorgina wurde von unbeschreiblicher Angst ergriffen; sie lief schnell nach der Stube und fand die Thür von innen verriegelt. Es war ihr, als höre sie das Kind lächeln. „Rette, rette mein Kind aus den Klauen des Böfewichts!“ so schrie sie, eine gräßliche That ahnend, dem Knecht entgegen, der eben in das Haus trat. Dieser ergriff schnell die Art und sprengte die Thür. Dicker, finsterner Dampf schlug ihnen entgegen. Mit einem Sprunge war Giorgina im Zimmer; der Knabe lag nackt über einer Schüsself, in die sein Blut tröpfelte. Sie sah nur noch, wie der Knecht mit der Art ausholte, um den Denner zu treffen, wie dieser dem Schläge auswich, den Knecht weiter lief und mit ihm rang. Es war ihr, als höre sie jetzt mehrere Stimmen dicht vor dem Fenster, bewußtlos sank sie zu Boden. Als sie wieder erwachte, war es schon Nacht geworden, aber ganz betäubt, vermochte sie nicht die erstarrten Glieder zu regen. Endlich wurde es Tag, und nun sah sie mit Entsetzen, wie das Blut im Zimmer schwamm. Stücke von Denners Kleidern lagen überall umher — ein ausgerissener Schopf von des Knechts Haaren — die Art blutig daneben — der Knabe vom Tische herabgeschleudert mit zerhackener Brust. Auf's Neue wurde Giorgina ohnmächtig, sie glaubte zu sterben, aber sie erwachte wie aus dem Todesstunnen, als es schon Mittag geworden. Sie raffte sich mühsam auf, sie rief laut den Georg; als aber niemand antwortete, glaubte sie, auch Georg sey ermordet. Die Verzweiflung gab ihr Kräfte, sie stoch aus dem Zimmer in den Hof und schrie laut: „Georg! — Georg!“ Da antwortete es mit matter, kläglichlicher Stimme vom Bodenfenster herab: „Mutter, ach liebe Mutter, bist Du denn da? Komm herauf zu mir! mich hungert sehr!“ — Schnell sprang jetzt Giorgina hinauf und fand den Kleinen, der vor Angst bei dem Lärm im Hause in die Bodenkammer gekrochen war und nicht gewagt hatte, herauszukommen. Mit Entzücken drückte Giorgina den Kleinen an die Brust. Sie verschloß das Haus und wartete nun von Stunde zu Stunde in der Bodenkammer auf Andres, den sie auch verloren glaubte. Der Knabe hatte von oben herab gesehen, wie mehrere Männer ist

Haus gingen und mit Denner'n einen todtten Menschen heraustragen. — Endlich bemerkte auch Giordina das Geld und die schönen Sachen, die Andres mitgebracht hatte. „Ach, so ist es doch wahr!“ schrie sie entsetzt auf, „so bist Du doch —“ Andres ließ sie nicht ausreden, sondern erzählte ausführlich, welches Glück sie betroffen, und wie er in Frankfurt gewesen sey, wo er sich ihre Grschafft habe auszahlen lassen. Der Neffe des ermordeten Grafen von Bach war nun Besitzer der Güter worden; bei diesem wollte sich Andres melden, getreulich alles Geschehene erzählen, Denner's Schlupfwinkel entdecken und bitten ihn seines Dienstes zu entlassen, der ihm so viel Noth und Gefahr bringe. Giordina durfte mit dem Knaben im Hause nicht zurückbleiben. Andres beschloß daher, seine besten, leicht fortzuschaffenden Sachen auf einen kleinen Reiterwagen zu packen, das Pferd vorzuspannen und so mit seinem Weibe und Kinde eine Gegend auf immer zu verlassen, die ihm nur die schrecklichsten Erinnerungen erregen und überdem niemals Ruhe und Sicherheit gewähren konnte. Der dritte Tag war zur Reise bestimmt, und eben packten sie einen Kasten, als ein starkes Pferdegetrappel immer näher und näher kam. Andres erkannte den Bachschen Förster, der bei dem Schlosse wohnte; hinter ihm ritt ein Commando kaiserlicher Dragoner. „Nun, da finden wir ja den Bösewicht gerade bei der Arbeit, seinen Raub in Sicherheit zu bringen,“ rief der Commissarius des Gerichts, der mitgekommen. Andres erstarrte vor Staunen und Schreck. Giordina war halb ohnmächtig. Sie fielen über ihn her, banden ihn und sein Weib mit Stricken und warfen sie auf den Reiterwagen, der schon vor dem Hause stand. Giordina jammerte laut um den Knaben und flehte um Gotteswillen, daß man ihn ihr mitgeben möge. „Dumst Du Deine Brut auch noch ins höllische Verderben bringen kannst?“ sprach der Commissarius, und riß den Knaben mit Gewalt aus Giordina's Armen. Schon sollte es fortgehen, da trat der alte Förster, ein rauher, aber biederer Mann, noch einmal an den Wagen und sagte: „Andres, Andres, wie hast Du Dich denn von dem Satan verlocken lassen, solche Frevelthaten zu begehen? Immer warst Du ja sonst so fromm und ehrlich!“ „Ach, lieber Herr!“ schrie Andres auf im höchsten Jammer, „so wahr Gott im Himmel lebt, so wie ich bereit seig zu sterben hoffe, ich bin unschuldig. Ihr habt mich ja gekannt von früher Jugend her; wie sollte ich, der ich niemals Unrecht gethan, solch ein abscheulicher Bösewicht geworden seyn? — Denn ich weiß wohl, daß Ihr mich für einen verruchten Räuber und Theilnehmer an der Frevelthat haltet, die auf dem Schlosse meines geliebten unglücklichen Herrn verübt worden ist. Aber ich bin unschuldig bei meinem Leben und meiner Seligkeit!“ „Nun,“ sagte der alte Förster, „wenn Du unschuldig bist, so wird das an den Tag kommen, mag auch noch so viel wider Dich sprechen. Deines Knaben und des Beistehens, was Du zurücklässest, will ich mich getreulich annehmen, so daß, wenn Deine und Deines Weibes Anschuld erwiesen, Du den Jungen frisch und munter und Deine Sachen unverfehrt wiederfinden sollst. Das Geld nahm der Commissarius des Gerichts in Beschlag. Unterwegs frug Andres Giordina, wo sie denn das Kästchen verwahrt habe; sie gestand, wie es ihr jetzt leid thue, daß sie es dem Denner überliefert, da es jetzt der Obrigkeit hätte übergeben werden können. In Fulda trennte man den Andres von seinem Weibe und warf ihn in ein tiefes, finstres Gefängniß. Nach einigen Tagen wurde er zum Verhör geführt. Man beschuldigte ihn der Theilnahme an dem im Bachschen Schlosse verübten Raubmorde und erwähnte ihm die Wahrheit zu gestehen, da schon alles wieder ihn so gut als ausgemittelt sey. An-

des erzählte nun getreulich Alles, was sich mit ihm zgetragen, von dem ersten Eintritt des abscheulichen Denner in sein Haus bis zu dem Augenblick seiner Verhaftung. Er klagte sich selbst voll Reue des einzigen Vergehens an, daß er, um Weib und Kind zu retten, bei der Plünderung des Pächters zugegen war, und den Denner von der Gefangennehmung befreite, und behauptete seine gänzliche Unschuld Rücksichts des letzten von der Dennerschen Bande verübten Raubmordes, da er zu eben derselben Zeit in Frankfurt gewesen sey. Jetzt öffneten sich die Thüren des Gerichtssaals und der abscheuliche Denner wurde hereingeführt. Als er den Andres erblickte, lachte er auf in teuflischem Hohn und sprach: „Nun, Kamerad, hast Du Dich auch erwischen lassen? Hat Dir Deines Weibes Gebet denn nicht herausgeholfen?“ Die Richter forderten Denner'n auf, sein Bekenntniß Rücksichts des Andres zu wiederholen und er sagte aus, daß eben der Bachsche Revierjäger Andres, der jetzt vor ihm stehe, schon seit fünf Jahren mit ihm verbunden und das Jägerhaus sein bester und sicherster Schlupfwinkel gewesen sey, Andres habe immer den ihm gebührenden Antheil vom Raube erhalten, wiewohl er nur zweimal thätig bei den Raubereien mitgewirkt. Einmal nehmlich bei der Beraubung des Pächters, wo er ihn, den Denner, aus der dringlichsten Gefahr errettet, und dann bei dem Unternehmen gegen den Grafen Moys von Bach, der eben durch einen glücklichen Schuss des Andres getödtet worden sey. — Andres gerieth in Wuth, als er diese schändliche Lüge hörte. „Was?“ schrie er, „Du verruchter teuflischer Bösewicht, Du wagst es, mich der Ermordung meines lieben armen Herrn anzuklagen, die Du selbst verübt? — Ja! ich weiß es, nur Du selbst bist solcher That fähig; aber Deine Rache verfolgt mich, weil ich aller Gemeinschaft mit Dir entsagt habe, weil ich drohte, Dich als einen verruchten Räuber und Mörder niederzuschießen, so wie Du meine Schwelle betreten würdest. Darum hast Du mit Deiner Bande mein Haus überfallen, als ich abwesend war; darum hast Du mein armes unschuldiges Kind und meinen braven Knecht ermordet! — Aber Du wirst der schrecklichen Strafe des gerechten Gottes nicht entgehen, sollte ich auch Deiner Bosheit unterliegen.“ Nun wiederholte Andres sein voriges Bekenntniß unter den heiligsten Behauptungen der Wahrheit; aber Denner lachte höhnißch und meinte, warum er denn aus allzugroßer Furcht vor dem Tode noch erst das Gericht zu belügen sich unterfange, und daß es sich schlecht mit der Frömmigkeit, von der er so viel Aufhebens mache, vereinbare, daß er Gott und die Heiligen zur Bekräftigung seiner falschen Aussagen anrufe. — Die Richter wußten in der That nicht, was sie von dem Andres, dessen Miene und Sprache die Wahrheit seiner Aussage zu bekräftigen schien, so wie von Denner's kalter Festigkeit denken sollten. — Nun wurde Giordina vorgeführt, die in namenlosem Jammer laut weinend auf den Mann zustürzte. Sie wußte nur Unzusammenhängendes zu erzählen, und unerachtet sie den Denner des entsetzlichen Mordes ihres Knaben anklagte, schien Denner doch keinesweges entrüstet, sondern behauptete, wie er schon früher gethan, daß Giordina nie etwas von den Unternehmungen ihres Mannes gewußt habe, sondern ganz unschuldig sey. Andres wurde in sein Gefängniß zurückgeführt. Einige Tage nachher sagte ihm der ziemlich gutmüthige Gefangenwärter, daß sein Weib, da sowohl Denner, als die übrigen Räuber fortwährend ihre Unschuld behauptet, sonst auch nichts wider sie ausgemittelt worden, der Haft entlassen sey. Der junge Graf von Bach, ein edelmüthiger Herr, der sogar an seiner, des Andres, Schuld zu zweifeln scheine, habe Caution gestellt, und der alte Förster Giordina in einem schönen Wagen abgeholt. Vergebens

habe Giordina gebeten, ihren Mann sehen zu dürfen; das sey ihr vom Gericht gänzlich abgeschlagen worden. Den armen Andres tröstete diese Nachricht nicht wenig, da mehr als sein Unglück ihm seines Weibes elender Zustand im Gefängniß zu Herzen ging. Sein Prozeß verschlimmerte sich indessen von Tage zu Tage. Es war erwiesen, daß eben, wie Denner es angegeben, seit fünf Jahren Andres in einen gewissen Wohlstand gerieth, dessen Quelle nur die Theilnahme an den Räubereien seyn konnte. Ferner gestand Andres selbst seine Abwesenheit vom Hause während der auf dem Wachschen Schlosse verübten That, und seine Angabe wegen seiner Erbschaft und seines Aufenthalts in Frankfurt blieb verdächtig, weil er den Namen des Kaufmanns, von dem er das Geld ausgezahlt erhalten haben wollte, durchaus nicht anzugeben wußte. Der Bankier des Grafen von Wachs, so wie der Hauswirth in Frankfurt, bei dem Andres eingekerkert war, versicherten einstimmig, wie sie sich des beschriebenen Revierjägers gar nicht erinnern könnten; der Gerichtshalter des Grafen von Wachs, der das Certificat für den Andres ausgefertigt hatte, war gestorben, und niemand von den Wachschen Dienern wußte etwas von der Erbschaft, da der Graf nichts davon geäußert, Andres aber auch davon geschwiegen, weil er, aus Frankfurt zurückkehrend, sein Weib mit dem Gelde überraschen wollte. So blieb alles, was Andres vorbrachte, um nachzuweisen, daß er zur Zeit des Raubes in Frankfurt gewesen, und das Geld ehrlich erworben sey, unausgemittelt. Denner blieb dagegen bei seiner früheren Behauptung und ihm stimmten sämtliche Räuber, die eingefangen worden, in allem bei. Alles dieses hätte aber die Richter noch nicht so von der Schuld des unglücklichen Andres überzeugt, als die Aussage von zwei Wachschen Jägern, die bei dem Schein der Flammen ganz genau den Andres erkannt und gesehen haben wollten, wie von ihm der Graf niedergestreckt wurde. Nun war Andres in den Augen des Gerichts ein verstockter heuchlerischer Böfewicht, und gestützt auf das Resultat aller jener Ausfagen und Beweise wurde ihm die Tortur zuerkannt, um seinen starren Sinn zu beugen, und ihn zum Geständniß zu bringen. Schon über ein Jahr schmachtete Andres im Kerker, der Gram hatte seine Kräfte aufgezehrt, und sein sonst robuster starker Körper war schwach und ohnmächtig geworden. Der schreckliche Tag, an dem die Pein ihm das Geständniß einer That, welche er niemals begangen, abdringen sollte, kam heran. Man führte ihn in die Folterkammer, wo die entsetzlichen mit sünreicher Grausamkeit erfundenen Instrumente lagen, und die Henkerknechte sich bereiteten, den Unglücklichen zu martern. Nochmals wurde Andres ermahnt, die That, deren er so bringend verdächtig, ja deren er durch das Zeugniß jener Jäger überführt worden, zu gestehen. Er behauptete wiederum seine Unschuld, und wiederholte alle Umstände seiner Bekanntschaft mit Dennern in denselben Worten, wie er es im ersten Verhör gethan. Da ergriffen ihn die Knechte, banden ihn mit Stricken und marterten ihn, indem sie seine Glieder ausrenkten und Stacheln einbohrten in das gedehnte Fleisch. Andres vermochte nicht die Quaal zu ertragen: vom Schmerz gewaltsam zerrissen, den Tod wünschend, gestand er alles was man wollte, und wurde ohnmächtig in den Kerker zurückgeschleppt. Man stärkte ihn, wie es nach erlittener Tortur gewöhnlich, mit Wein, und er fiel in einen zwischen Wachen und Schlafen hinbrütenden Zustand. Da war es ihm, als löseten sich die Steine aus der Mauer, und als fielen sie krachend herab auf den Boden des Kerkers. Ein blutrother Schimmer drang durch, und in ihn trat eine Gestalt hinein, die, ungeachtet sie Denner's Jüge hatte, ihm doch nicht Denner zu

seyn schien. Glühender funkelten die Augen, schimmernd starrte das struppige Haar auf der Stirn empor, und tiefer senkten sich die flüsternden Augenbrauen in die tiefen Muskel herab, die über der krummgebogenen Stirn nase lag. Auf gräßlich seitfame Weise war das Gesicht verschrunpft und verzerrt, und die Kleidung fremd und abentheuerlich, wie er Dennern niemals gesehen. Ein feuerrother mit Gold stark verbrämter weiser Mantel hing in bauschichten Falten der Gestalt über die Schultern, ein breiter niedergekremppter spanischer Hut mit herabhängender rother Feder saß schief auf dem Kopf, ein langer Stoßregen hing an der Seite, und unter dem linken Arm trug die Gestalt ein kleines Kistchen. Es schritt der gespenstische Unhold auf Andres zu in bebendem dumpfen Tone sprechend: „Nun, Camerad, wie hat Dir die Folter geschmeckt? Du hast das Alles bloß Deinem Eigensinn zu verdanken! hättest Du Dich als ein Bande gehörig bekannt, so wärest Du nun schon gerettet. Versprichst Du aber, Dich mir und meiner Rettung auszu ergeben, und gewinnst Du es über Dich, von diesen Tropfen zu trinken, die aus Deines Kindes Blut gekocht sind, so bist Du augenblicklich aller Quaal entleibt. Du fühlst Dich gesund und kräftig und für Deine weitere Rettung will ich dann sorgen.“ — Andres blickte vor Schreck, Angst und Ermattung nicht sprechend; er sah, wie seines Kindes Blut in der Phiole, die ihm die Gestalt hinhielt, in rothen Flämmchen spielte; lächelnd betete er zu Gott und den Heiligen, daß sie ihn retten möchten aus den Klauen des Satans, der ihn verfolgte, und um die erriege Seligkeit bringen wollte, die er zu erlangen hoffe, sollte er auch eines schimpflichen Todes sterben. Nun lachte die Gestalt, daß es im Kerker bergellete, und verschwand im dicken Dampf. Andres erwachte endlich aus dumpfer Betäubung, er vermochte sich aufzurichten vom Lager; aber wie ward ihm, als er sah, daß das Stroh, was unter seinem Haupte gelegen, sich stärker und stärker zu rühren begann und endlich weggeschoben wurde. Er gewahrte, daß ein Stein aus dem Fußboden von unten herausgedrängt werden und hörte mehrmals seinen Namen leise rufen. Er erkannte Denner's Stimme und sprach: „Was willst Du von mir? Laß mich ruhen, ich habe mit Dir nichts zu schaffen!“ „Andres,“ sprach Denner, „ich bin durch mehrere Gewölbe gedrungen, um Dich zu retten, denn wenn Du auf den Richtplatz kommst, vom dem ich gerettet wurde, bist Du verloren. Bloss um Deines Weibes willen, die mir mehr angehört, als Du wohl denken magst, helfe ich Dir. Du bist ein muthloser Feigling. Was hat Dir nun Dein erbärmliches Lügnergefruchtete Weib, daß Du vom Wachschen Schloß nicht zu rechter Zeit nach Hause zurückkehrtest und ich mich zu lange bei Deinem Weibe aufhielt, ist Schuld, daß man mich auffand. Du — nimm die Feile und die Säge, befreie Dich in kühnlicher Nacht von den Ketten und durchsäge das Schloss der Kerkerthüre; schleiche durch den Gang! Die linke Thür linker Hand wird offen seyn, und draußen wirst Du einen von uns finden, der Dich weiter geleitet. Halte Dich gut!“ Andres nahm die Säge und die Feile, die ihm Denner hinreichte und hob dann den Stein wieder in die Oeffnung. Er war entschlossen das zu thun, wozu ihn die innere Stimme des Gewissens aufzuforderte. — Als es Tag geworden und der Gefangenwärter hereintrat, da sagte er, wie er sehnlich wünsche vor den Richter geführt zu werden, indem er Wichtiges zu entdecken habe. Noch an demselben Vormittage wurde sein Verlangen erfüllt, weil man nicht anders glaubte, als daß Andres neue, bisher noch unbekannt gebliebene, Prozeduren der Bande gesehen werde. Andres überreichte dem Richter die von Dennern erhaltenen Instrumente, und erzählte den Vorgang der Nacht. „Anorachtet ich ganz

und wahrhaftig unschuldig leide, so soll mich doch Gott befehlen, daß ich darnach trachten sollte, meine Freiheit auf unerlaubte Weise zu erlangen; denn das würde mich ja dem verruchten Denner, der mich in Schande und Tod geführt hat, in die Hände liefern und ich dann erst durch mein sündliches, freveliches Unternehmen die Strafe verdienen, die ich jetzt unschuldig leiden werde." So beschloß Andres seinen Vortrag. Die Richter schienen erstaunt und von Mitleid für den Unglücklichen durchdrungen, wiewohl sie durch die mannigfachen Thatsachen, die wider ihn sprachen, zu sehr von seiner Schuld überzeugt waren, um sein jetziges Benehmen nicht auch für zweifelhaft zu halten. Die Aufrichtigkeit des Andres und vorzüglich der Umstand, daß nach jener Anzeige der von Denner beabsichtigten Flucht, in der Stadt und zwar in der nächsten Umgebung des Gefängnisses wirklich noch einige von der Bande ertappt und angegriffen wurden, hatte jedoch den wohlthätigen Einfluß auf ihn, daß er aus dem unterirdischen Kerker, in dem er gesperrt gewesen, herausgenommen wurde, und eine sichte Gefängnistube neben der Wohnung des Gefängniswärters erhielt. Da brachte er seine Zeit mit Gedanken an sein treues Weib, an seinen Knaben, und mit gottseligen Betrachtungen hin, und bald fühlte er sich ermüdet, das Leben auch auf schmerzliche Weise, wie eine Bürde abzuwerfen. Nicht genug konnte sich der Gefängniswärter über den frommen Verbrecher wundern und er mußte nothgedrungen beinahe an seine Unschuld glauben.

Eselich, nachdem beinahe noch ein Jahr verfloßen, war der schwierige, verwickelte Proceß wider Denner und seine Mitschuldigen geschlossen. Es hatte sich gefunden, daß die Bande bis an die Grenze von Italien ausgebreitet war und schon seit geraumer Zeit überall raubte und mordete. Denner sollte gehängt, und dann sein Körper verbrannt werden. Auch dem unglücklichen Andres war der Strang zuerkant; seiner Reue halber, und da er durch das Bekenntniß der ihm von Denner gerathenen Flucht die Entdeckung des Anschlags der Bande, durchzubrechen, veranlaßt hatte, durfte jedoch sein Körper herabgenommen, und auf der Gerichtsstätte verscharrt werden.

Der Morgen, an dem Denner und Andres hingerichtet werden sollten, war angebrochen; da ging die Thür des Gefängnisses auf, und der junge Graf von Bach trat hinein zum Andres, der auf den Knien lag und still betete. „Andres," sprach der Graf, „Du mußt sterben. Gerichte Dein Gewissen noch durch ein offenes Geständniß! Sage mir, hast Du Deinen Herrn getödtet? Hast Du wirklich der Mörder meines Oheims?" — Da stürzten dem Andres die Thränen aus den Augen, und er wiederholte nochmals Alles, was er vor Gericht ausgesagt, ehe ihm die unheimliche Quaal der Tortur eine Lüge ausgepreßte. Er rief Gott und die Heiligen an, die Wahrheit seiner Aussage und seine gänzliche Unschuld an dem Tode des geliebten Herrn zu bekräftigen.

„So ist hier," fuhr der Graf von Bach fort, „ein unerklärliches Geheimniß im Spiele. Ich selbst, Andres, war von Diner Unschuld überzeugt, unerachtet vieles wider Dich sprach; denn ich mußte ja, daß Du von Jugend auf der treueste Diener meines Oheims gewesen bist, und ihn selbst einmal in Neapel mit Gefahr Deines Lebens aus Häubhänden errettet hast. Allein nur noch gestern haben mir die beiden alten Jäger meines Oheims Franz und Nikolaus geschworen, daß sie Dich leibhaftig unter den Räubern gesehen und genau bemerkt hätten, wie Du selbst meinen Oheim niederstrecktest." Andres wurde von den peinlichsten, schrecklichsten Gefühlen durchbohrt; es war ihm, als wenn der Satan selbst seine Gestalt angenommen habe, um ihn zu verderben; denn auch Denner

hatte ja sogar im Kerker davon gesprochen, daß er den Andres wirklich gesehen, und so schien selbst die falsche Beschuldigung vor Gericht auf innerer wahrer Ueberzeugung zu beruhen. Andres sagte dieß Alles unverhohlen, indem er hinzufügte, daß er sich der Schickung des Himmels ergebe, nach welcher er den schmachvollen Tod eines Verbrechers sterben solle, daß aber, sey es auch lange Zeit nachher, seine Unschuld gewiß an den Tag kommen werde. Der Graf von Bach schien tief erschüttert; er konnte kaum noch dem Andres sagen, daß, nach seinem Wunsche, der Tag der Hinrichtung seinem unglücklichen Weibe verschwiegen geblieben sey, und daß sie sich nebst dem Knaben bei dem alten Förster aufhalte. Die Rathhausglocke erklang dumpf und schauerlich in abgemessenen Pulsen. Andres wurde angekleidet und der Zug ging mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten unter dem Zustromen unzähligen Volkes nach der Richtstätte. Andres betete laut und rührte durch sein frommes Betragen alle die ihn sahen. Denner hatte die Miene des trotzig verstockten Bösewichts. Er schaute munter und kräftig um sich, und lachte oft den armen Andres tückisch und schadenfroh an. Andres sollte zuerst hingerichtet werden; er bestieg gefaßt mit dem Henker die Leiter, da kreischte ein Weib auf und sank ohnmächtig einem alten Mann in die Arme. Andres blickte hin, es war Giordina; laut erkiefte er vom Himmel Hülfe und Stärke. „Dort, dort sehe ich Dich wieder, mein armes unglückliches Weib, ich sterbe unschuldig!" rief er, indem er den Blick sehnsuchtsvoll zum Himmel erhob. Der Richter rief dem Henker zu, er möge sich fördern, denn es entstand ein Murren unter dem Volke und es flogen Steine nach Denner, der ebenfalls schon die Leiter bestiegen hatte, und die Zuschauer verböhnte ob ihres Mitleids mit dem frommen Andres. Der Henker legte dem Andres den Strick um den Hals, da scholl es aus der Ferne her: „halt — halt — um Christus willen halt! — Der Mann ist unschuldig! — Ihr richtet einen Unschuldigen hin!" — „halt — halt!" schrien tausend Stimmen, und kaum vermochte die Wache zu steuern dem Volk, das hinzudrang und den Andres von der Leiter herabreißen wollte. Näher sprengte nun der Mann zu Pferde, der erst gerufen hatte, und Andres erkannte auf den ersten Blick in dem Fremden den Kaufmann, der ihm in Frankfurt Giordina's Erbschaft ausgezahlt hatte. Seine Brust wollte zerpringen vor Freude und Seligkeit, kaum konnte er sich aufrecht erhalten als er von der Leiter herabgestiegen. Der Kaufmann sagte dem Richter, daß zu derselben Zeit, als der Raubmord im Bachschen Schlosse verübt worden, Andres in Frankfurt, also viele Meilen davon entfernt, gewesen sey, und daß er dies vor Gericht auf die unzweifelhafteste Weise durch Urkunden und Zeugen darthun wolle. Da rief der Richter: „Die Hinrichtung des Andres kann keinesweges geschehen; denn dieser höchst wichtige Umstand beweiset, wenn er ausgemittelt wird, die völlige Unschuld des Angeklagten. Man führe ihn sogleich nach dem Gefängnisse zurück." Denner hatte alles von der Leiter herab ruhig angesehen; als aber der Richter diese Worte gesprochen, da rollten seine glühenden Augen, er knirschte mit den Zähnen, er heulte in wilder Verzweiflung, daß es gräßlich, wie der namenlose Jammer des wüthenden Wahnsinns, durch die Lüfte hallte: „Satan, Satan! Du hast mich betrogen — weh mir! weh mir! es ist aus — aus — Alles verloren!" Man brachte ihn von der Leiter herab, er fiel zu Boden und röchelte dumpf: „Ich will alles bekennen — ich will alles bekennen!" Auch seine Hinrichtung wurde verschoben und er ins Gefängniß zurückgeführt, wo ihm jedes Entspringen unmöglich gemacht worden. Der Graf



seiner Wächter war die beste Schutzwehr gegen die Schlaubeit seiner Verbündeten. — Wenige Augenblicke nachher, als Andres bei dem Gefangenwärter angekommen, lag Giorgina in seinen Armen. „Ach Andres, Andres,“ rief sie, „nun habe ich Dich ganz wieder, da ich weiß, daß Du unschuldig bist; denn auch ich habe an Deiner Redlichkeit, an Deiner Frömmigkeit geworfelet!“ — Ungeachtet man Giorginen den Tag der Hinrichtung verschwiegen, war sie doch von unbeschreiblicher Angst, von seltsamer Ahnung getrieben, nach Judas geeilt, und gerade auf die Richtstätte gekommen, als ihr Mann die verhängnisvolle Leiter bestieg, die ihn zum Tode führen sollte. Der Kaufmann war die ganze lange Zeit der Untersuchung über auf Reisen in Frankreich und Italien gewesen, und jetzt über Wien und Prag zurückgekehrt. Der Zufall, oder vielmehr eine besondere Schickung des Himmels, wollte, daß er gerade in dem entscheidendsten Augenblick auf dem Richtplatz ankam, und den armen Andres von dem schmachvollen Tode des Verbrechers rettete. Im Gasthose erfuhr er die ganze Geschichte des Andres und es fiel ihm gleich schwer aufs Herz, daß Andres wohl derselbe Revierjäger seyn könne, der vor zwei Jahren eine Erbschaft, die seinem Weibe von Neapel aus zugefallen, erbob. Schnell eilte er fort und überzeugte sich, als er nur Andres sah, sogleich von der Wahrheit seiner Vermuthung. Durch die eifrigen Bemühungen des wackern Kaufmanns und des jungen Grafen von Wach wurde Andres Aufenthalt in Frankfurt bis auf die Stunde ausgemittelt, dadurch aber seine völlige Unschuld an dem Raubmord darzuthun. Denner selbst gestand nun die Richtigkeit der Angabe des Andres über das Verhältniß mit ihm, und meinte nur, der Satan müsse ihn geblendet haben; denn in der That hätte er geglaubt, Andres sechte auf dem Wachschen Schloß an seiner Seite. Für die erzwungene Theilnahme an der Ausplünderung des Pächterhofes, so wie die gesetzwidrige Rettung Denners, hatte, nach dem Ausspruch der Richter, Andres genug gebüßt durch das lange harte Gefängniß und durch die ausgestandene Marter und Todesangst; er wurde daher durch Urtheil und Recht von jeder weiteren Strafe freigesprochen, und eilte mit seiner Giorgina auf das Wachsche Schloß, wo ihm der edle wohlthätige Graf im Nebengebäude eine Wohnung einräumte, von ihm nur die geringen Jagddienste fordernd, die des Grafen persönliche Liebhaberei nothwendig machte. Auch die Gerichtskosten bezahlte der Graf, so daß Andres und Giorgina in dem ungekränkten Besitz ihres Vermögens blieben.

Der Prozeß wider den verruchten Ignaz Denner nahm jetzt eine ganz andere Wendung. Die Begebenheit auf der Richtstätte schien ihn ganz umgewandelt zu haben. Sein höhrender teuflischer Stolz war gebeugt, und aus seinem zerknirschten Innern brachen Geständnisse hervor, die den Richtern das Haar sträubten. Denner klagte sich selbst mit allen Zeichen tiefer Reue des Bündnisses mit dem Satan an, das er von seiner frühen Jugendzeit unterhalten, und so wurde vorzüglich hierauf die fernere Untersuchung mit dem Zutritt dazu verordneter Geistlichkeit gerichtet. Ueber seine früheren Lebensverhältnisse erzählte Denner so viel Sonderbares, daß man es für das Erzeugniß wahnsinniger Ueberspannung hätte halten müssen, wenn nicht durch die Erkundigungen, die man in Neapel, seinem angeblichen Geburtsort, einziehen ließ, alles bestätigt worden wäre. Ein Auszug aus den von dem geistlichen Gericht in Neapel verhandelten Akten ergab über Denners Herkunft folgende merkwürdige Umstände.

Vor langen Jahren lebte in Neapel ein alter wunderlicher Doktor, Trabacchio mit Namen, den man seiner geheimnißvollen stets glücklichen Curen wegen insgemein

den Wunder-Doktor zu nennen pflegte. Es schien, als wenn das Alter nichts über ihn vermöge; denn er blieb rasch und jugendlich dabei, unerachtet mehrere Jahre borne ihm nachrechnen konnten, daß er an die sechzig Jahre alt seyn müßte. Sein Gesicht war auf eine seltsame graufige Weise verzerrt und verschrunpft, und sein Blick heile er oftmals schwere hartnäckige Uebel. In seinen schwarzen Anzug warf er gewöhnlich einen weichen rothen Mantel mit goldnen Treffen und Erbsen, unter dessen haushüchlichen Falten der lange Stoffrock vorragte. So lief er mit einer Kiste seiner Arzneien, die er selbst bereitete, durch die Straßen von Neapel zu seinen Kranken, und jeder wich ihm scheu aus. Nur in der äußersten Noth wandte man sich an ihn, aber niemals suchte er es aus einen Kranken zu besuchen, hatte er dabei auch nicht sonderlichen Gewinn zu hoffen. Mehrere Kinder starben ihm schnell; immer waren sie ausnehmend schön und insgemein Landbirnen gewesen. Er sperrete sie nicht und erlaubte ihnen nur unter Begleitung einer ihm ekelhaft häßlichen Frau die Wesse zu hören. Diese Frau war unbeflehtlich; jeder noch so listig angelegte Betrug junger Lustlinge, den schönen Frauen des Doktor Trabacchio näher zu kommen, blieb fruchtlos. Der Doktor Trabacchio von Reichthum sich zu begreifen ließ, stand doch seine Sinnahme mit dem Reichthum an Geld und Kleinodien, den er in seinem Hause aufgeschoben hatte, und den er niemanden verhehlte, in keinem Verhältniß. Dabei war er zu Zeiten freigebig bis zur Verschwendung, und hatte die Gewohnheit jedesmal, wenn ihm eine Frau gestorben, ein Gastmahl zu geben, dessen Aufwand doppelt so viel betrug, als die reichste Sinnahme, die er seine Praxis ein ganzes Jahr hindurch verschaffte. In seiner letzten Frau hatte er einen Sohn erzeugt, der eben so einsperrete wie seine Weiber; niemand durfte ihn zu sehen. Nur bei dem Gastmahl, das er nach dem Tode dieser Frau gab, saß der kleine dreijährige Knabe an seiner Seite, und alle Gäste waren über die Schönheit und die Klugheit des Kindes, das man, vertrieben durch körperliches Ansehen nicht sein Alter, seinem Vornamen nach wenigstens für zwölfjährig hätte halten können. Eben bei diesem Gastmahl äußerte der Doktor Trabacchio, daß, da nunmehr sein Wunsch, einen Sohn zu haben, erreicht sey, er nicht mehr heirathen werde. Dies übermäßiger Reichthum, aber noch mehr sein gewaltvolles Wesen, seine wunderbaren Curen, die bis zu den glaublichen gingen, da bloß einigen von ihm bereiteten und eingefloßten Tropfen, ja oft bloß seiner Berührung seinem Blick, die hartnäckigsten Krankheiten weichen, geben endlich Anlaß zu allerlei seltsamen Gerüchten, die sich in Neapel verbreiteten. Man hielt den Doktor Trabacchio für einen Alchymisten, für einen Teufelskünstler, ja man gab ihm endlich Schuld, daß er mit dem Satan im Bündniß stehe. Die letzte Sage umfland eine seiner seltsamen Begebenheit, die sich mit einigen Wundheulern in Neapel zutrug. Diese lehrten einst seit der Nacht von einem Gastmahl zurück und gerietten, da sie im Weinrausch den Weg verfehlt, in eine einsamen waldartige Gegend. Da rauschte und raschelte es vor ihnen, und sie wurden mit Entsetzen gewahrt, daß ein glühend-leuchtendrother Hahn, ein zackicht durschnitten auf dem Kopfe tragend, mit ausgebreiteten Flügeln hochschritt, und sie mit menschlichen funkelnden Augen anstarrte. Sie drängten sich in eine Ecke, der Hahn schritt vorüber, und ihm folgte eine große Figur im allerschönen goldverbrämten Mantel. So wie die Gestalten vorüber waren, sagte einer von den Wundheulern leise: „Das ist der Wunderdoktor Trabacchio.“ Alle, wüßten gar nicht

den durch den entseßlichen Spuk, ermuthigten sich und folgten dem angeblichen Doktor mit dem Hahn, dessen Leuchten den genommenen Weg zeigte. Sie sahen, wie die Gestalten wirklich auf das Haus des Doktors, das auf einem fernen, leeren, öden Plage stand, zuschritten. Vor dem Hause angekommen, tauschte der Hahn in die Höhe, und schlug mit den Flügeln an das große Fenster über dem Balkon, das sich klirrend öffnete; die Stimme eines alten Weibes meckerte: „Kommt — kommt nach Haus — kommt nach Haus — warm ist das Bett, und Stöckchen wartet lange schon — lange schon!“ Da war es, als stiege der Doktor auf einer unsichtbaren Leiter empor, und rauschte nach dem Hahn durch das Fenster, welches zugeschlagen wurde, daß es die einsame Straße entlang klirrte und dröhnste. Alles war im schwarzen Dunkel der Nacht verschwunden und die Edelleute fanden kumm und starr vor Graufen und Entsetzen. Dieser Spuk, Ueberzeugung der Edelleute, daß die Gestalt, der der teuflische Hahn vorleuchtete, niemand anders, als der verrufene Doktor Trabacchio gewesen, war für das geistliche Gericht, dem Alles zu Ohren kam, gemäß dem satanischen Wundermann sorglich in aller Stille nachzuspüren. Man brachte in der That heraus, daß in dem Zimmer des Doktors sich oft ein rother Hahn befand, mit dem er auf wunderliche Weise zu sprechen und zu disputiren schien, als sprächen Gelehrte über wichtigste Gegenstände ihres Wissens. Das geistliche Gericht war im Begriff den Doktor Trabacchio einzusperren als einen verruchten Herenmeister; aber das weltliche Gericht kam dem geistlichen zuvor und ließ den Doktor durch die Sperrren aufheben und ins Gefängniß schleppen, da er eben von dem Besuch eines Kranken heimkehrte. Da der Alte war schon früher aus dem Hause geholt worden, den Knaben hatte man nicht finden können. Die Thüren der Zimmer wurden verschlossen und versiegelt, Machen ringsum das Haus gestellt. — Folgendes war der Grund dieses gerichtlichen Verfahrens. Seit einiger Zeit hatten mehrere angesehene Personen in Neapel und in der umliegenden Gegend, und zwar nach der Artzney einmüthigem Urtheil an Gift. Dies hatte viele Untersuchungen veranlaßt, die fruchtlos blieben, bis endlich ein junger Mensch in Neapel, ein bekannter Lüftling und Verschwenker, dessen Dheim vergiftet worden, die gräßliche That mit dem Zusatz eingestand, daß er das Gift von dem alten Weibe, der Haushälterin Trabacchio's, gekauft habe. Man spürte der Alten nach, und ertappte sie, als sie eben ein festverschlossenes kleines Kistchen forttragen wollte, in dem man kleine Violelen fand, die mit den Namen von allerlei Arzneymitteln versehen waren, unerachtet sie flüssiges Gift enthielten. Die Alte wollte nichts eingestehen; als man ihr indessen mit der Tortur drohte, da bekannte sie, daß der Doktor Trabacchio schon seit vielen Jahren jenes künstliche Gift, das unter dem Namen Aqua Toffana bekannt sey, bereite, und daß der geheime Verkauf dieses Giftes, der durch sie bewirkt worden, beständig seine reichste Erwerbquelle gewesen. Jener sey es nur zu gewis, daß er mit dem Satan im Bündniß stehe, der in verschiedenen Gestalten bei ihm einklopfe. Jedes seiner Weiber habe ihm ein Kind geboren, ohne daß es jemand außer dem Hause geahnet. Das Kind habe er denn allemal, nachdem es neun Wochen, oder neun Monate alt worden, unter besonderen Zurücksetzungen und Feiertlichkeiten auf un menschliche Weise geschlachtet, indem er ihm die Brust aufgeschnitten und das Herz herausgenommen. Jedesmal sey der Satan bei dieser Operation, bald in dieser, bald in jener Gestalt, meistens aber als Fledermaus mit menschlicher Larve, erschienen, und habe mit breiten Flügeln das Kohlfener angefaßt, bei dem Trabacchio aus des Kindes Herzblut köstliche Tropfen bereitet, die jeder Siedehit kräftig wi-

derständen. Die Weiber hätte Trabacchio bald nachher auf diese oder jene heimliche Weise getödtet, so daß der schärfste Blick des Arztes wohl nie auch die kleinste Spur der Ermordung habe auffinden können. Nur Trabacchio's letztes Weib, die ihm einen Sohn geboren, der noch lebe, sey des natürlichen Todes gestorben. —

Der Doktor Trabacchio gestand alles unverbolen ein und schien eine Freude daran zu finden, das Gericht mit den schauerlichen Erzählungen seiner Unthaten und vorzüglich der näheren Umstände seines entseßlichen Bündnisses mit dem Satan in Verwirrung zu setzen. Die Geistlichen, welche dem Gericht bewohnten, gaben sich alle nur ersinnliche Mühe, den Doktor zur Reue und zur Erkenntniß seiner Sünden zu bringen; aber es blieb vergebens, da Trabacchio sie nur verhöhnte und verlachte. Weibe, die Alte und Trabacchio, wurden zum Scheiterhaufen verurtheilt. — Man hatte unterdessen das Haus des Doktors untersucht und alle seine Reichthümer hervorgeholt, die, nach Abzug der Gerichtskosten, an die Hospitaler vertheilt werden sollten. In Trabacchio's Bibliothek fand man nicht ein einziges verdächtiges Buch, und noch viel weniger gab es Geräthschaften, die auf die satanische Kunst, die der Doktor getrieben, hätten hindeuten sollen. Nur ein verschlossenes Gemölde, dessen viele durch die Mauer herausragende Röhren das Laboratorium verriethen, widerstand, als man es öffnen wollte, aller Kunst und aller Gewalt. Ja, wenn Schloffer und Maurer unter der Aufsicht des Gerichts sich eifrig bemühten, endlich durchzubrechen, so daß wohl der Zweck erreicht worden wäre, da kreischten im Innern des Gemölbes entseßliche Stimmen, es rauschte auf und nieder, wie mit eiskalten Flügeln schlug es an die Gesichter der Arbeiter, und ein schneidender Zugwind piff in gellenden gräßlichen Tönen durch den Gang, so daß von Graufen und Entsetzen ergriffen alle flohen, und am Ende niemand mehr sich an die Thür des Gemölbes wagen wollte, aus Furcht wahnsinnig zu werden vor Angst und Schrecken. Den Geistlichen, die sich der Thür nahten, ging es nicht besser und es blieb nichts übrig, als die Ankunft eines alten Dominikaners aus Palermo zu erwarten, dessen Standhaftigkeit und Frömmigkeit bisher alle Künste des Satans weichen mußten. Als dieser Mönch sich nun in Neapel befand, war er bereit den teuflischen Spuk in Trabacchio's Gemölde zu bekämpfen, und verfügte sich hin, ausgerüstet mit Kreuz und Weihwasser, begleitet von mehreren Geistlichen und Gerichtsperonen, die aber weit von der Thür entfernt blieben. Der alte Dominikaner ging betend auf die Thür los; aber da erhob sich heftiger das Rauschen und Brausen, und die entseßlichen Stimmen verworfener Geister lachten gellend heraus. Der Geistliche ließ sich jedoch nicht irre machen; er betete kräftiger das Cruzifix emporhaltend und die Thür mit Weihwasser besprengend. „Man gebe mir ein Brecheisen!“ rief er laut; zitternd reichte es ihm ein Maurerbursche hin, aber kaum setzte es der alte Mönch an die Thür, als sie mit furchtbar erschütterndem Knall aufsprang. Blaue Flammen leckten überall an den Wänden des Gemölbes herauf und eine betäubende erstickende Hitze strömte aus dem Innern. Demunerachtet wollte der Dominikaner hineintreten; da stürzte der Boden des Gemölbes ein, daß das ganze Haus erdröhnste, und Flammen prasselten aus dem Abgrunde hervor, die wüthend um sich griffen und alles rings umher erfaßten. Schnell mußte der Dominikaner mit seiner Begleitung fliehen, um nicht zu verbrennen oder verschüttet zu werden. Kaum waren sie auf der Straße, als das ganze Haus des Doktor Trabacchio in Flammen stand. Das Volk lief zusammen und jauchzte und jubelte, als es des verruchten Herenmeisters Wohnung brennen sah, ohne auch nur das min-

diese zur Rettung zu thun. Schon war das Dach eingestürzt, das imwendige Holzwerk flammte zu den Wänden heraus, und nur die starken Balken des obern Stockes widerstanden noch der Gewalt des Feuers. Aber vor Entsetzen schrie das Volk auf, als es Trabacchio's zwölfsjährigen Sohn mit einem Kistchen unter dem Arm einen dieser glimmenden Balken entlang schreiten sah. Nur einen Moment dauerte diese Erscheinung, sie verschwand plötzlich in den hochaufliegenden Flammen. — Der Doktor Trabacchio schien sich herzlichlich zu freuen, als er diese Begebenheit erfuhr und ging mit verwehener Frechheit zum Tode. Als man ihn an den Pfahl band, lächelte er hell auf und sagte zu dem Henker, der ihn mordlustig recht fest anschnürte: „Sieh Dich vor, Geselle, daß diese Stricke nicht an Deinen Häufen brennen.“ Dem Mönch, der sich ihm zuletzt noch nahn wollte, rief er mit furchterlicher Stimme zu: „Fort! — zurück von mir! Glaubst Du denn, daß ich so dumm seyn werde, Euch zu Gefallen einen schmerzlichen Tod zu leiden? — noch ist meine Stunde nicht gekommen.“ — Nun fing das angezündete Holz an zu prasseln; kaum erreichte aber die Flamme den Trabacchio, als es hell aufloderte, wie Strohsfeuer, und von einer fernen Höhe ein gelles, des Hohnlächelns sich hören ließ. Alles schaute hin und Grausen ergriff das Volk, als es den Doktor Trabacchio lebhaft in dem schwarzen Kleide, dem goldverbrämten Mantel, den Stiefeln an der Seite, den niedergelrempten spanischen Hut mit der rothen Feder auf dem Kopfe, das Kistchen unter dem Arm, ganz wie er sonst durch die Straßen von Neapel zu laufen pflegte, erblickte. Reiter, Schirren, hundert andere aus dem Volk stürzten hin nach dem Hügel, aber Trabacchio war und blieb verschwunden. Die Alte gab ihren Geist auf unter den entschlichsten Quaal, unter den gräßlichsten Verwünschungen ihres verruchten Herrn, mit dem sie unzählige Verbrechen getheilt. —

Der sogenannte Ignaz Denner war nun kein anderer, als eben der Sohn des Doktors, der sich damals durch die höllischen Künste seines Vaters mit einem Kistchen der seltensten und geheimnißvollsten Kostbarkeiten aus den Flammen rettete. Schon seit der frühesten Jugend unterrichtete ihn der Vater in den geheimen Wissenschaften, und seine Seele war dem Teufel verschrieben, noch ehe er sein volles Bewußtseyn erlangt. Als man den Doktor Trabacchio in's Gefängniß warf, blieb der Knabe in dem geheimnißvollen verschlossenen Gemölde unter den verworfenen Geistern, die des Vaters höllischer Zauber hineingebracht; da aber endlich dieser Zauber der Macht des Dominikaners weichen mußte, ließ der Knabe die verborgenen mechanischen Kräfte wirken, und Flammen entzündeten sich, die in wenigen Minuten das ganze Haus in Brand steckten, während der Knabe selbst unversehrt durch das Feuer fort zum Thore hinaus in den Wald eilte, den ihm der Vater bezeichnet hatte. Nicht lange dauerte es, so erschien auch Doktor Trabacchio, und floh schnell mit dem Sohne, bis sie wohl an drei Tagereisen von Neapel in die Ruinen eines alten römischen Gebäudes kamen, wo der Eingang zu einer weiten geräumigen Höhle versteckt lag. Hier wurde der Doktor Trabacchio von einer zahlreichen Räuberbande, mit der er längst in Verbindung gestanden, und der er durch seine geheime Wissenschaft die wesentlichsten Dienste geleistet, mit lautem Jubel empfangen. Die Räuber wollten ihn mit nichts geringem lohnen, als mit der Krönung zum Räuberkönige, wodurch er sich zum Oberhaupt aller Banden, die in Italien und dem südlichen Deutschland verbreitet waren, aufgeschwungen hätte. Der Doktor Trabacchio erklärte diese Würde nicht annehmen zu können, da er der besondern Constellation wegen, die über ihn walte,

nunmehr ein ganz unketes Leben führen müßte, und keinem Verhältniß gebunden werden könne; doch wollte er noch immer den Räubern mit seiner Kunst in Wissenschaft beistehen, und sich dann und wann lassen. Da beschloßen die Räuber, den zwölfsjährigen Trabacchio zum Räuberkönige zu wählen, und damit war der Doktor höchlich zufrieden, so daß der Tag von Stund an unter den Räubern blieb, und als er funfzehn Jahr alt worden, schon als wirklicher Oberhaupt mit ihnen auszog. Sein ganzes Leben war nun an ein Gewebe von Greuelthaten und Thaten künsten, in welche ihn der Vater, der sich erstallt haben ließ und zuweilen Wochenlang einsam mit seinem Sohne in der Höhle blieb, immer mehr einwirkte. Die kräftigen Maßregeln des Königs von Neapel gegen die Räuberbanden, die immer lecker und vorwagender wurden, noch mehr aber die entstandenen Zwistigkeiten der Räuber hoben endlich das gefährliche Bündniß aus ein em Oberhaupt auf, und den Trabacchio ließ der sich durch seinen Stolz und durch seine Grausamkeit verhasst gemacht hatte, konnten seine vom Vater erlernte Teufelskünste nicht vor den Dolchen seiner untergebenen schützen. Er floh nach der Schwiz, gab sich den Namen Ignaz Denner, und besuchte als reicher Kaufmann die Messen und Jahrmärkte in Deutschland, bis sich aus den zerstreuten Gliedern jener großen Bande eine kleinere bildete, die den vormaligen Räuberkönig zu ihrem Oberhaupt wählte. Trabacchio versicherte, wie sein Vater noch zur Stund lebe, ihn nur im Gefängniß besucht, und Rettung von der Gerichtsstätte versprochen habe. Nur dadurch, daß, wie er einmal einsehe, göttliche Schidung den Andres vom Tode errette, sey die Macht seines Vaters entkräftet worden, und er wolle nun als reuiger Sünder allen Teufelskünsten abschwören und geduldig die gerechte Todesstrafe erdulden.

Andres, der alles dieses aus dem Munde des Sohnes von Bach erfuhr, zweifelte keinen Augenblick, daß er wohl eben Trabacchio's Bande gewesen, die eben im Neapolitanischen seinen Herrn anfiel, so wie er überzeugt war, daß der alte Doktor Trabacchio nicht im Gefängniß ihn wie der leibhafte Satan erlösen und verlocken wollte zum bösen Beginnen. Kam sah er nicht recht ein, in weicher großer Gefahr er gestanden habe, seit der Zeit, als Trabacchio in sein Haus getreten, wiewohl er noch immer nicht begreifen konnte, warum denn der Verruchte so ganz und gar auf ihn und sein Glück gemünzt hatte, da der Vortheil, den er aus seinem Aufenthalt in dem Jägerhause zog, nicht so bedeutend seyn konnte. Andres befand sich nach den entsetzlichen Stürmen nun in ruhiger glücklicher Lage, allein zu erschauern hatten jene Stürme getöbt, um nicht in seinem ganzen Leben dumpf nachzuballen. Außer dem, daß Andres sonst ein starker, kräftiger Mann, durch den Schmerz durch das lange Gefängniß, ja durch den unglücklichen Schmerz der Tortur körperlich zu Grunde gerathen, sich und krank daher schwankte und kaum noch die Jagd treiben konnte, so welkte auch Gierzina, diese südliche Natur von dem Graue, von der Angst, von dem Entsetzen, wie von brennender Gluth ausgezehrt wurde, zusehends hin. Keine Hilfe war für sie mehr vorhanden, sie starb wenige Monate nach ihres Vaters Rückkehr. Andres wollte verzweifeln und nur die wunder schöne kluge Knabe, der Mutter getreue Bild, vermochte ihn zu trösten. Um dieses willen that er alles, sein Leben zu erhalten, und sich so viel als möglich zu kräftigen, so daß er nach Verlauf von beiden zwei Jahren wohl an Gesundheit zugewonnen und manchen lustigen Jägergang in den Forst unternehmen konnte. — Der Prozeß wider den Trabacchio hatte endlich sein Ende erreicht und er war, so wie vor ihm

Zeit sein Vater, zum Tode durchs Feuer verdammt worden, den er in weniger Zeit erleiden sollte. —

Andres kam eines Tages, als die Abenddämmerung schon eingebrochen, mit seinem Knaben aus dem Forst zurück; schon war er dem Schlosse nahe, als er ein fahliges Gewimmer vernahm, das aus dem ihm nahen ausgetrockneten Feldgraben zu kommen schien. Er eilte näher und erblickte einen Menschen, der in elende schmutzige Lumpen gehüllt, im Graben lag und unter großen Schmerzen den Geist aufgeben zu wollen schien. Andres warf Hüfte und Büchsenfact ab, und zog mit Mühe den Unglücklichen heraus; aber als er nun dem Menschen in's Gesicht blickte, erkannte er mit Entsetzen den Trabacchio. Zurückschauend ließ er von ihm ab; aber da wimmerte Trabacchio dumpf: „Andres, Andres, bist Du es? um der Barmherzigkeit Gottes willen, der ich meine Seele empfohlen, habe Mitleid mit mir! Wenn Du mich rettetest, rettetest Du eine Seele von ewiger Verdammnis; denn bald ereilt mich ja der Tod, und noch nicht vollendet ist meine Buße!“ „Verdammt der Heuchler!“ schrie Andres auf, „Mörder meines Kindes, meines Weibes, hat Dich nicht der Satan wieder hergeführt, damit Du mich vielleicht noch verberbst? Ich habe mit Dir nichts zu schaffen. Stirb! und verodere wie ein Aas, Berruchter!“ Andres wollte ihn zurückstoßen in den Graben; da heulte Trabacchio in wildem Jammer: „Andres! Du rettetest den Vater Deines Weibes, Deiner Giorgina, die für mich betet am Throne des Höchsten!“ Andres schauderte zusammen, mit Giorgina's Namen fühlte er sich von schmerzlicher Wehmuth ergriffen. Mitleid mit dem Mörder seiner Ruhe, seines Glücks, durchdrang ihn, er fasste den Trabacchio, lud ihn mit Mühe auf und trug ihn nach seiner Wohnung, wo er ihn mit stärkenden Mitteln erquickte. Bald erwachte Trabacchio aus der Ohnmacht, in die er verfunken. —

In der Nacht vor der Hinrichtung ergriff den Trabacchio die entsetzliche Todesangst; er war überzeugt, daß ihn nichts von der namenlosen Marter des Feuerstols retten würde. Da fasste und rüttelte er in wahnwitziger Verzweiflung die Eisenstäbe des Gitterfensters und gerührt blieb sie in seinen Händen. Ein Strahl der Hoffnung fiel in seine Seele. Man hatte ihn in einen Thurm dicht neben dem trocknen Stadtgraben gesperrt; er schaute in die Tiefe und der Entschluß sich hinabzuwerfen, und so sich zu retten oder zu sterben, war auf der Stelle gefaßt. Der Ketten hatte er sich bald mit geringerer Anstrengung entledigt. Als er sich hinauswarf, vergingen ihm die Sinne, er erwachte als die Sonne hell strahlte. Da sah er, wie er zwischen Strauchwerk in hohes Gras gefallen, aber an allen Gliedern verstaucht und verrenkt, vermochte er sich nicht zu regen und zu röhren. Schweißfliegen und anderes Ungeziefer setzten sich auf seinen halbnackten Körper und stachen und leckten sein Blut, ohne daß er sie abwehren konnte. So brachte er einen martervollen Tag hin. Erst des Nachts gelang es ihm weiter zu kriechen und er war glücklich genug, an eine Stelle zu kommen, wo sich etwas Regenwasser gesammelt hatte, welches er begierig einschlürfte. Er stülpte sich gekräftigt und vermochte mühsam hinauszuklimmen und sich fortzuschleichen, bis er den Forst erreichte, der unsern von Fudra anhub und sich beinahe bis an das Bachesche Schloß erstreckte. So war er bis in die Gegend gekommen, wo ihn Andres mit dem Tode ringsand fand. Die entsetzliche Anstrengung der letzten Kraft hatte ihn ganz erschöpft und wenige Minuten später hätte ihn Andres sicherlich todt gefunden. Ohne daran zu denken, was künftig mit dem Trabacchio, der der Obrigkeit entflohen, werden sollte, brachte ihn Andres in ein einsames Zimmer und pflegte ihn auf alle nur mög-

liche Weise, aber so behutsam ging er dabei zu Werke, daß niemand die Anwesenheit des Fremden ahnte; denn selbst der Knabe, gewohnt dem Vater blindlings zu gehorchen, verschwieg getreulich das Geheimniß. Andres frug nun den Trabacchio, ob er denn gewiß und wahrhaftig Giorgina's Vater sey.“ „Allerdings bin ich das,“ erwiderte Trabacchio. „In der Gegend von Neapel entführte ich einst ein hübschönes Mädchen, die mir eine Tochter gebar. Nun weißt Du schon, Andres, daß eines der größten Kunststücke meines Vaters die Bereitung jenes köstlichen wunderbaren Liquors war, wozu das Hauptingredienz das Herzblut von Kindern ist, die neun Wochen, neun Monate, oder neun Jahre alt und von den Eltern dem Laboranten freiwillig anvertraut seyn müssen. Je näher die Kinder mit dem Laboranten in Beziehung stehen, desto wirkungsvoller entsteht aus ihrem Herzblut Lebenskraft, steile Verjüngung, ja selbst die Bereitung des künstlichen Goldes. Deshalb schlugtete mein Vater seine Kinder, und ich war froh, das Töchterlein, das mir mein Weib geboren, auf solche verruchte Weise höheren Zwecken opfern zu können. Noch kann ich nicht begreifen, auf welche Weise mein Weib die böse Absicht ahnte; aber sie war vor Ablauf der neunten Woche verschwunden und erst nach mehreren Jahren erfuhr ich, daß sie in Neapel gestorben sey und ihre Tochter Giorgina bei einem grämlichen, geizhalsigen Gastwirth erzogen würde. Eben so wurde mir ihre Verheirathung mit Dir und Dein Aufenthalt bekannt. Nun kannst Du Dir erklären, Andres, warum ich Deinem Weibe gewogen war und warum ich, ganz erfüllt von meinen verruchten Teufelskünsten, Deinen Kindern so nachstellte. — Aber Dir, Andres, Dir allein und Deiner wuntherbaren Rettung durch Gottes Allmacht verdanke ich meine tiefe Reue, meine innere Besserung. Uebrigens ist das Kistchen mit Kleinodien, das ich Deinem Weibe gab, dasjenige, welches ich auf des Vaters Geheiß aus den Flammen rettete, Du kannst es getrost aufbewahren für Deinen Knaben.“ „Das Kistchen,“ fiel Andres ein, „hat Euch ja Giorgina wieder gegeben an jenem schrecklichen Tage, da ihr den gräßlichen Mord verübet?“ „Allerdings,“ erwiderte Trabacchio; „allein ohne daß es Giorgina wußte, kam es wieder in Euern Besiz. Seht nur nach in der großen schwarzen Truhe, die in Euerm Hausflur steht, da werdet Ihr das Kistchen auf dem Boden finden.“ Andres suchte in der Truhe und fand das Kistchen wirklich ganz in dem Zustande wieder, wie er es damals zum erstenmal von Trabacchio in Verwahrung erhalten. —

Andres fühlte in sich unheimlichen Unmuth, ja er konnte sich des Wunsches nicht erwehren, daß Trabacchio todt gewesen seyn möge, als er ihn im Graben fand. Freilich schien Trabacchio's Reue und Buße wahrhaftig zu seyn; denn ohne seine Clause zu verlassen, brachte er seine Zeit nur damit hin, in andächtigen Büchern zu lesen, und seine einzige Ergötzlichkeit war die Unterhaltung mit dem kleinen Georg, den er über alles zu lieben schien. Andres beschloß in dessen doch auf seiner Hut zu seyn und eröffnete bei erster Gelegenheit das ganze Geheimniß dem Grafen von Bach, der über das seltene Spiel des Schicksals nicht wenig verwundert war. So vergingen einige Monate, der Spätherbst war eingetreten und Andres mehr auf der Jagd als sonst. Der Kleine blieb gewöhnlich bei dem Großvater und einem alten Jäger, der um das Geheimniß wußte. Eines Abends war Andres von der Jagd zurückgekehrt, als der alte Jäger hineintrat und nach seiner treuerzigen Weise ansag: „Herr, Ihr habt einen bösen Kumpen im Hause. Zu dem kommt der — Gott sey bei uns! durch's Fenster und geht wieder ab in Rauch und Dampf.“ Dem Andres wurde es bei dieser

Nede zu Muth, als hätte ihn ein Blitzstrahl getroffen. Er wußte nur zu genau, was das zu bedeuten hatte; als ihm der alte Jäger weiter erzählte, wie er schon mehrere Tage hintereinander in später Abenddämmerung in Trabacchio's Zimmer seltsame Stimmen gehört, die wie im Zank durch einander geplappert, und heute zum zweitenmal habe es ihm, indem er Trabacchio's Thüre schnell geöffnet, erschienen, als rausche eine Gestalt im rothen goldverbrämten Mantel zum Fenster hinaus. In vollem Zorn eilte Andres herauf zum Trabacchio, hielt ihm vor, was sein Jäger ausgesagt und kündigte ihm an, daß er sich's gefallen lassen müsse, in's Schloßgefängniß gesperrt zu werden, wenn er nicht allen bösen Tritten entsage. Trabacchio blieb ruhig, und erwiderte im wehmüthigen Ton: „Ach, lieber Andres! nur zu wahr ist es, daß mein Vater, dessen Stündlein noch immer nicht gekommen, mich auf unerhörte Weise peinigt und quält. Er will daß ich mich ihm wieder zuwende, und der Frömmigkeit, dem Heil meiner Seele entsage, allein ich bin standhaft geblieben, und glaube nicht, daß er wiederkehren wird, da er gesehen, daß er nicht mehr über mich Macht hat. Bleibe ruhig, lieber Sohn Andres! und laß mich bei Dir als ein frommer Christ versöhnt mit Gott sterben!“ In der That schien auch die feindliche Gestalt auszubleiben, indessen war es, als würden Trabacchio's Augen wieder glühender, er lächelte zuweilen so seltsam höhnisch wie sonst. Während der Bestrafung, die Andres jeden Abend mit ihm zu halten pflegte, schien er oft krampfhaft zu erzittern; zuweilen strich eine seltsam pfeifende Zugluft durch das Zimmer, welche die Blätter der Gebetbücher raschelnd umschlug, ja die Bücher selbst dem Andres aus den Händen warf. „Gottloser Trabacchio, verruchter Satan, Du bist es, der hier höllischen Spuk treibt! Was willst Du von mir? hebe Dich weg, denn Du hast keine Macht über mich; hebe Dich weg!“ — So rief Andres mit starker Stimme! Da lachte es höhnisch durch das Zimmer hin, und schlug wie mit schwarzen Fittigen an das Fenster. Und doch war es nur der Regen, der an das Fenster geschlagen, und der Herbstwind, der durch das Zimmer gebläut, wie Trabacchio meinte, als das Unwesen wieder einmal recht arg war und Georg vor Angst weinte.

„Nein,“ rief Andres: „Euer gottloser Vater könnte hier nicht so herumspuken, wenn Ihr aller und jeder Gemeinschaft mit ihm entsagt hätte. Ihr müßt fort von mir. Eure Wohnung ist Euch längst bereitet. Ihr müßt fort in's Schloßgefängniß; dort möget Ihr Euren Spuk treiben wie Ihr wollt.“ Trabacchio weinte heftig, er bat um aller Heiligen willen ihn im Hause zu dulden und Georg, ohne zu begreifen, was das Alles wohl bedeute, stimmte in seine Bitten ein. „So bleibt denn noch morgen hier,“ sagte Andres, „ich will sehen, wie es mit der Bestrafung gehen wird, wenn ich heimkomme von der Jagd.“ Am andern Tage gab es herrliches Herbstwetter, und Andres versprach sich eine reiche Beute. Als er von dem Anstand zurückkehrte, war es ganz finster geworden. Er fühlte sich im innersten Gemüth besonders bewegt; seine merkwürdigen Schicksale, Giorgina's Bild, sein ermordeter Knabe traten ihm so lebendig vor Augen, daß er tief in sich gekehrt, immer langsamer und langsamer den Jägern nachschlenderte, bis er sich endlich unversehens auf einem Nebenwege allein im Forst befand. Im Begriff zurückzukehren in den breiten Waldbweg, wurde er ein blendendes Licht gewahr, welches durch das dichtste Gebüsch flackerte. Da ergriff ihn eine wunderbare, verworrene Ahnung großer Greuelthat, die verübt werde: er drang durch das Dickicht, er war dem Feuer nahe, da stand des alten Trabacchio Gestalt im goldverbrämten Mantel, den Stoßbecken an der Seite, den niedergekrempelten Hut

mit rother Feder auf dem Kopfe, das Arzweisküchen vor dem Arm. Mit glühenden Augen blickte die Gestalt in das Feuer, das wie in roth und blau flammenden Schlangen unter einer Retorte hervorloderte. Vor dem Feuer lag Georg nackt ausgebreitet auf einer Art Rest, und der verruchte Sohn des satanischen Doktors hatte das funkelnde Messer erhoben zum Todesstoß. Andres schrie auf vor Entsetzen; aber so wie der Mörder sich umblickte, sauste schon die Kugel aus Andres' Büchse, und Trabacchio stürzte mit zerschmettertem Gehirn über das Feuer hin, das im Augenblick erlosch. Die Gestalt des Doktors war verschwunden. Andres sprang hinaus, hob den Leichnam bei Seite, band den armen Georg los und trug ihn schnell fort in's Haus. Dem Knaben fehlte nichts; nur die Todesangst hatte ihn ohnmächtig gemacht. Den Andres trieb es heraus in den Wald, er wollte sich von Trabacchio's Tode überzeugen und den Leichnam gleich verscharrten; er weckte daher den alten Jäger, der in tiefen, wahrscheinlich von Trabacchio bewirkten Schlaf gesunken, und beide gingen mit Patene, Hacke und Spaten an die nicht weit entlegene Stelle. Da lag der blutige Trabacchio; aber so wie Andres sich näherte, richtete er sich mit halbem Leibe auf, starrte ihn geblöht an und röchelte dumpf: „Mörder, Mörder des Vaters Deines Weibes, aber meine Teufel sollen Dich quälen!“ „Fahre zur Hölle, Du satanischer Bösewicht,“ rief Andres, der dem Entsetzen, das ihn übermannen wollte, widerstand; „fahre hin zur Hölle, Du, der Du den Hundsberrfältig verdienst hast, dem ich den Tod gab, weil er verruchten Mord an meinem Kinde, an dem Kinde seiner Tochter verübten wollte! Du hast nur Bisse und Frömmigkeit geübt, um schändlichen Verraths mitleiden, aber nun bereitet der Satan manche Qual Direr Seele, die Du ihm verkaufst. Da sank Trabacchio leidend zurück und immer dumpfer und dumpfer wann er gab er seinen Geist auf. Nun graben die beiden Männer ein tiefes Loch, in das sie Trabacchio's Körper warfen. „Sein Blut komme nicht über mich!“ sprach Andres, „aber ich konnte nicht anders, ich war dazu angewiesen von Gott, meinen Georg zu retten und hundsberrfältige Frenzel zu rächen. Doch will ich für seine Seele beten, und ein kleines Kreuz auf sein Grab stellen.“ Am andern Tage's Andres dieses Vorhaben ausführen wollte, fand er die Erde aufgewühlt, der Leichnam war verschwunden. Ob das nun von wilden Thieren, oder was sonst bewirkt, blieb im Zweifel. Andres ging mit seinem Knaben und dem alten Jäger zum Grazen von Bach und berichtete treulich die ganze Begebenheit. Der Graf von Bach billigte die That des Andres, der zur Rettung seines Sohnes einen Räuber und Mörder niedergestrichelt hatte, und ließ den ganzen Verlauf der Sache niederschreiben und im Archiv des Schlosses aufbewahren.

Die schreckliche Begebenheit hatte den Andres tief im Innersten erschüttert, und wohl mochte er sich denken, wenn die Nacht eingebrochen, schlaflos auf dem Lager wälzen. Aber wenn er so zwischen Wachen und Träumen hinbrütete, da hörte er es im Zimmer knistern und rauschen, und ein rother Schein fuhr hindurch und verschwand wieder. So wie er anfang zu horchen und zuschauen, da murmelte es dumpf: „Nun bist Du Mörder — Du hast den Schatz — Du hast den Schatz — gebeut über die Kraft, sie ist Dein!“ Dem Andres war es, als wolle ein unbekanntes Gefühl ganz eigener Wohlbehaglichkeit und Lebenslust in ihm aufleben; aber so wie die Morgenröthe durch die Fenster brach, da ermannte sich Andres und betete, wie er es zu thun gewohnt, kräftig und inbrünstig zu dem Herrn, der seine Seele erleuchtete. „Ich weiß was nun noch meines Amtes und Berufs ist, um den Versuchter zu bannen und die Seele abzuwenden von meinem Hause!“ — So sprach Andres,

nahm Trabacchio's Kisten und warf es, ohne es zu öffnen, in eine tiefe Bergschlucht. Nun genoß Andres eines ruhigen heitern Alters, das keine feindliche Macht zu zerstören vermochte.

## Die Jesuitenkirche in G.

In eine elende Postkutsche gepackt, die die Motten, wie die Ratten Prospero's Fahrzeug, aus Instinkt verlassen hatten, hielt ich endlich, nach halbschmerzlicher Fahrt, halbschmerzlicher, vor dem Wirthshause auf dem Markte in G. Alles Unglück, das mir selbst begegnen können, war auf meinen Wagen gefallen, der zerbrochen bei dem Postmeister der letzten Station lag. Vier magere, abgetriebene Pferde schleppten nach mehreren Stunden endlich mit Hilfe mehrerer Bauern und meines Bedienten das barfüßige Reisepferd herbei; die Sachverständigen kamen, schüttelten die Köpfe und meinten, daß eine Hauptreparatur nöthig sey, die zwei, auch wohl drei Tage dauern könne. Der Ort schien mir freundlich, die Gegend annehmlich, und doch erschraf ich nicht wenig über den mit gedrohten Aufenthalt. Warst Du, gütiger Leser! jemals genötigt, in einer kleinen Stadt, wo Du niemanden — niemanden kanntest, wo Du jedem fremd bliebst, drei Tage zu verweilen, und hat nicht irgend ein tiefer Schmerz den Drang nach gemüthlicher Mittheilung in Dir wogezogen, so wirst Du mein Unbehagen mit mir fühlen. In dem Wort geht ja erst der Geist des Lebens auf in Allen um uns her; aber die Kleinstädter sind wie ein in sich selbst verübtes, abgeschlossenes Dreieck eingesperrt und eingespungen, nur ihre eignen Stücke geben rein und richtig, jeder Ton des Fremden dissonirt ihren Ohren und bringt sie augenblicklich zum Schweigen. — Recht mißlaunig schritt ich in meinem Zimmer auf und ab; da fiel mir plötzlich ein, daß ein Freund in der Heimath, der ehemals ein paar Jahre hindurch in G. gewesen, oft von einem gelehrten, geistreichen Manne sprach, mit dem er damals viel umgegangen. Auch des Namens erinnerte ich mich: es war der Professor im Jesuiten-Collegio Moysius Walter. Ich beschloß hinzugehen und meines Freundes Bekanntschaft für mich selbst zu nutzen. Man sagte mir im Collegio, daß Professor Walter zwar eben lebte, aber in kurzer Zeit endigen werde, und stellte mir frei, ob ich wiederkommen oder in den äußern Sälen verweilen wolle. Ich wählte das letzte. Ueberall sind die Häuser, die Collegien, die Kirchen der Jesuiten in jenem italienischen Styl gebaut, der auf antike Form und Manier gestützt, die Annuth und Pracht dem heiligen Ernst, der religiösen Würde vorzieht. So waren auch hier die hohen, lustigen, hellen Säle mit reicher Architektur geschmückt, und sonderbar genug stachen gegen durchgehends Genientänze, oder paar Krüchte und Leckerbissen der Küche darstellten. — Der Professor trat ein, ich erinnerte ihn an meinen Freund, und nahm auf die Zeit meines gezwungenen Aufenthalts seine Gastlichkeit in Anspruch. Ganz, wie ihn mein Freund beschrieben, fand ich den Professor; hellgesprächig — weltgewandt — kurz, ganz in der Manier des höhern Geistlichen, der wissenschaftlich ausgebildet, oft genug über das Brevier hinweg in das Leben geschaut hat, um genau zu wissen, wie es darin berage. Als ich sein Zimmer auch mit moderner Eleganz eingerichtet fand, kam ich auf meine vorigen Bemerkungen in den Sälen zurück, die ich gegen den Professor laut werden ließ. „Es ist wahr,“ erwiderte er, „wir haben jenen düstern Ernst, jene sonderbare Majestät des niederschmetternden Tyrannen, die

im gothischen Bau unsere Brust beklemmt, ja wohl ein unheimliches Grauen erregt, aus unsern Gebäuden verbannt, und es ist wohl verdienstlich, unsern Werken die regsame Heiterkeit der Alten anzueignen.“ „Sollte aber,“ erwiderte ich, „nicht eben jene heilige Würde, jene hohe zum Himmel strebende Majestät des gothischen Baues recht von dem wahren Geist des Christenthums erzeugt seyn, der, überfinnlich, dem sinnlichen, nur in dem Kreis des Irdischen bleibenden Geiste der antiken Welt geradezu widerstrebt?“ — Der Professor lächelte. „Ei,“ sprach er, „das höhere Reich soll man erkennen in dieser Welt, und diese Erkenntniß darf geweckt werden durch heitere Symbole, wie sie das Leben, ja der aus jenem Reich ins irdische Leben herabgekommene Geist darbietet. Unsere Heimath ist wohl dort droben: aber so lange wir hier haufen, ist unser Reich auch von dieser Welt.“ — Ja wohl, dachte ich: in Allem was Ihr thatet, bewieset Ihr das Euer Reich von dieser Welt, ja nur allein von dieser Welt ist; ich sagte aber das, was ich dachte, keinesweges dem Professor Moysius Walter, welcher also fortfuhr: „Was Sie von der Pracht unserer Gebäude hier am Orte sagen, möchte sich wohl nur auf die Annehmlichkeit der Form beziehen. Hier, wo der Marmor unerschwinglich ist, wo große Meister der Malerkunst nicht arbeiten mögen, hat man sich, der neuern Tendenz gemäß, mit Surrogaten behelfen müssen. Wir thun viel, wenn wir uns zum polirten Gips versteigen, mehrentheils schafft nur der Maler die verschiedenen Marmorarten, wie es eben jetzt in unserer Kirche geschieht, die, Dank sey es der Freigebigkeit unserer Patronen, neu dekorirt wird.“ Ich äußerte den Wunsch die Kirche zu sehen: der Professor führte mich hinab, und als ich in den forinthischen Säulengang, der das Schiff der Kirche formte, eintrat, fühlte ich wohl den nur zu freundlichen Eindruck der zierlichen Verhältnisse. Dem Hochaltare links war ein hohes Gerüste errichtet, auf dem ein Mann stand, der die Wände in Giallo antik übermalte. „Nun, wie geht es, Berthold?“ rief der Professor hinauf. Der Maler wandte sich nach uns um, aber gleich fuhr er wieder fort zu arbeiten, indem er mit dumpfer beinahe unmerklicher Stimme sprach: „Biel Plage — trummies, verworrenes Zeug — kein Lineal zu brauchen — Thiere — Affen — Menschengesichter — Menschengesichter — o ich elender Thor!“ Das letzte rief er laut mit einer Stimme, die nur der tiefste im Innersten wühlende Schmerz erzeugt; ich fühlte mich auf die seltsamste Weise angeregt, jene Worte und der Ausdruck des Gesichts, der Blick, womit er zuvor den Professor anschaute, brachten mir das ganze zerrissene Leben eines unglücklichen Künstlers vor Augen. Der Mann mochte kaum über vierzig Jahr alt seyn; seine Gestalt, war sie auch durch den unförmlichen, schmutzigen Maleranzug entstellt, hatte was unbeschreiblich edles, und der tiefe Gram konnte nur das Gesicht entfärben, das Feuer, was in den schwarzen Augen strahlte, aber nicht auslöschen. Ich frug den Professor, was es mit dem Maler wohl für eine Bewandniß hätte. „Es ist ein fremder Künstler,“ erwiderte er, „der sich gerade zu der Zeit hier einfand, als die Reparatur der Kirche beschlossen worden. Er unternahm die Arbeit, die wir ihm antrugen, mit Freuden, und in der That war seine Ankunft ein Glücksfall für uns; denn weder hier, noch in der Gegend weit umher hätten wir einen Maler aufreiben können, der für alles, dessen es hier zu malen bedarf, so tüchtig gewesen wäre. Uebrigens ist es der gutmüthigste Mensch von der Welt, den wir alle recht lieben, und so kommt es denn, daß er in unserm Collegio gut aufgenommen wurde. Außer dem ansehnlichen Honorar, das er für seine Arbeit erhält, verköstigen wir ihn; dieß ist aber für uns ein sehr

geringer Aufwand, denn er ist beinahe zu mäßig, welches freilich seinem kränklichen Körper zusagen mag.“

„Aber,“ fiel ich ein, „er schien heute so mürrisch — so aufgeregt.“ — „Das hat seine besondere Ursache,“ erwiderte der Professor, „doch lassen Sie uns einige schöne Gemälde der Seiten-Altäre anschauen, die vor einiger Zeit ein glücklicher Zufall uns verschaffte. Nur ein einziges Original, ein Dominichino, ist dabei, die anderen sind von unbekanntem Meistern der italienischen Schule, aber sind Sie vorurtheilsfrei, so werden Sie gestehen müssen, daß jedes den berühmtesten Namen tragen dürfte.“

Ich fand es ganz so, wie der Professor gesagt hatte. Es war seltsam, daß das einzige Original gerade zu den schwächern Stücken gehörte, war es nicht wirklich das schwächste, und daß dagegen die Schönheit mancher Gemälde ohne Namen mich unwiderstehlich hinriß. Ueber das Gemälde eines Altars war eine Decke herabgelassen; ich frug nach der Ursache. „Dies Bild,“ sprach der Professor, „ist das schönste was wir besitzen, es ist das Werk eines jungen Künstlers der neueren Zeit — gewiß sein letztes, denn sein Flug ist gehemmt — Wir mußten in diesen Tagen das Gemälde aus gewissen Gründen verhängen lassen, doch bin ich vielleicht morgen oder übermorgen im Stande, es Ihnen zu zeigen.“ — Ich wollte weiter fragen, indessen schritt der Professor rasch durch den Gang fort, und das war genug, um seine Unlust zu zeigen, mir weiter zu antworten. Wir gingen in das Collegium zurück, und gern nahm ich des Professors Einladung an, der mit mir Nachmittags einen nahegelegenen Lustort besuchen wollte. Spät kehrten wir heim, ein Gewitter war aufgestiegen, und kaum langte ich in meiner Wohnung an, als der Regen herabströmte. Es mochte wohl schon Mitternacht seyn, da klärte sich der Himmel auf, und nur noch entfernt murrmete der Donner. Durch die geöffneten Fenster wehte die laue, mit Wohlgerüchen geschwängerte Luft in das dumpfe Zimmer, ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, unerachtet ich müde genug war, noch einen Gang zu machen; es glückte mir, den mürrischen Hausknecht, der schon seit zwei Stunden schnarchen mochte, zu erwecken, und ihn zu bedeuten, daß es kein Wahnsinn sey, noch um Mitternacht spazieren zu gehen. Bald befand ich mich auf der Straße. Als ich bei der Jesuitenkirche vorüberging, fiel mir das blendende Licht auf, das durch ein Fenster strahlte. Die kleine Seitensforte war nur angelehnt, ich trat hinein und wurde gewahr, daß vor einer hohen Blende eine Wachsfackel brannte. Näher gekommen, bemerkte ich, daß vor der Blende ein Netz von Bindfaden aufgespannt war, hinter dem eine dunkle Gestalt eine Leiter hinauf und hinunter sprang, und in die Blende etwas hineinzuzichnen schien. Es war Berthold, der den Schatten des Netzes mit schwarzer Farbe genau überzog. Neben der Leiter auf einer hohen Staffelei stand die Zeichnung eines Altars. Ich erstaunte über den sinnreichen Einfall. Bist Du, günstiger Leser, mit der edlen Malerkunst was wenigens vertraut, so wirst Du ohne weitere Erklärung sogleich wissen, was es mit dem Netz, dessen Schattenstriche Berthold in die Blende hineinzeichnete, für eine Verwandtniß hat. Berthold sollte in die Blende einen hervorspringenden Altar malen. Um die kleine Zeichnung richtig in das Große zu übertragen, mußte er beides, den Entwurf und die Fläche, worauf der Entwurf ausgeführt werden sollte, dem gewöhnlichen Verfahren gemäß mit einem Netz überziehen. Nun war es aber keine Fläche, sondern eine halbrunde Blende, worauf gemalt werden sollte; die Gleichung der Quadrate, die die krummen Linien des Netzes auf der Höhlung bildeten, mit den geraden des Entwurfs und die Berichtigung der architektonischen Verhältnisse, die sich herauspringend darstellen sollten, war daher nicht anders zu finden, als auf jene einfache

geniale Weise. Wohl hütete ich mich vor die Fabel zu treten, und mich so durch meinen Schlußfaden zu verrathen, aber nahe genug zur Seite stand ich, um den Maler genau zu beobachten. Er schien mir ganz anders, vielleicht war es nur Wirkung des Lichtscheinens, aber sein Gesicht war geröthet, seine Augen bligten wie vor innerm Wohlbehagen, und als er seine Linien fertig gezeichnet, stellte er sich mit in die verschiedensten Haltungen vor die Blende hin, und saß, die Arbeit beschauend, ein muntres Liedchen. Nun wandte er sich um und riß das aufgepannte Netz herunter. Er fiel ihm meine Gestalt in's Auge. „He da! he da!“ rief er laut: „seyd Ihr es, Christian?“ — Ich trat auf ihn zu, erklärte ihm was mich in die Kirche gelockt, und, den sinnreichen Einfall mit dem Schattennetz bewundernd, gab ich mich als Kenner und Ausübender der edlen Malerkunst zu erkennen. Ohne mir darauf weiter zu antworten, sprach Berthold: „Christian, ich weiß weiter nichts, als ein Faulenzger; treu wollte er gehalten bei mir die ganze Nacht hindurch, und nun läßt er gewiß irgendwo auf dem Dhr! — Mein Werk muß vorrücken, denn morgen malt sich's vielleicht hier in der Blende teuflisch schlecht — und allein kann ich doch jetzt nichts machen.“ Ich erbot mich ihm behilflich zu seyn. Er lachte laut auf, faßte mich bei beiden Schaltern und rief: „Das ist ein excellenter Spaß, was wird Christian sagen, wenn er morgen merkt, daß er ein Gesel ist, und ich seiner gar nicht bedürftig bin! Nun so kommt, fremder Geselle und Bruder, höllst mich erst fein bauen.“ Er zündete einige Kerzen an, war tiefen durch die Kirche, schleppten Böcke und Stühle herbei, und bald stand ein hohes Gerüst in der Blende. „Nun frisch zugereicht,“ rief Berthold, indem er hinaufstieg. Ich erstaunte über die Schnelligkeit, mit der Berthold die Zeichnung in's Große übertrug; fast zu er seine Linien, niemals gefehlt, immer richtig und rein. An dergleichen Dinge in früherer Zeit gewohnt, half ich dem Maler treulich, indem ich, bald oben, bald unter ihm stehend, die langen Lineale in die angegebenen Punkte einsetzte und festhielt, die Rollen spitz hielt und ihm zureichte u. s. w. „Ihr seyd ja gar ein anderer Geselle,“ rief Berthold ganz fröhlich, „und Ihr,“ erwiderte ich, „in der That einer der besten Architekten-Maler, die es geben mag; habt Ihr denn bei Eurer fertigen, letzten Faust nie andere Malerei getrieben, als diese? — Zerzeiht meine Frage.“ „Was meint Ihr denn eigentlich?“ sprach Berthold. „Nun,“ erwiderte ich, „ich meine das Ihr zu etwas bestem taugt, als Kirchenwände mit Marmorfäulen zu bemalen. Architektur-Malerei bleibt doch immer etwas untergeordnetes; der Historien-Maler, der Landschaftler steht unbedingt höher. Geist und Fantasie, nicht in die engen Schranken geometrischer Linien gebannt, erheben sich in freiem Fluge. Selbst das einzige fantastische Eurer Malerei, die sinnestäuschende Perspektive, hängt von genauer Berechnung ab, und so ist die Wirkung das Erzeugniß, nicht des genialen Gebannts, sondern nur mathematischer Spekulation.“ Der Maler hatte, während ich dies sprach, den Pinsel abgeworfen, und den Kopf in die Hand gestützt. „Unbekannter Freund,“ fing er jetzt mit dumpfer, feierlicher Stimme an: „Du frevelst, wenn Du die verschiedenen Zweige der Kunst in Rangordnung stellen willst, wie die Vasallen eines stolzen Königs. Und noch größerer Frevel ist es, wenn Du nur die Verwegenen achtest, welche taub für die Kirren der Sklavenkette, süßlos für den Druck des Jochs, sich frei, ja selbst sich Gott wähen, und Herrschen und herrschen wollen über Licht und Leben.“ — „Komm, Du die Fabel von dem Prometheus, der Schicksal wollte, und das Feuer vom Himmel stahl, um seine Ge-“

ten Figuren zu beleben? — Es gelang ihm, lebendig  
schreiten die Gestalten daher, und aus ihren Augen  
strahlte jenes himmlische Feuer, das in ihrem Innern  
brannte; aber rettungslos wurde der Frevler, der sich an-  
gemäße Göttliches zu fassen, verdammt zu ewiger, fürch-  
terlicher Qual. Die Brust, die das Ueberirdischen aufgegangen,  
zerfällte der Geier, den die Nacht geboren, und der  
sich nun näherte von dem eignen Innern des Vermessen-  
nen. Der das Himmlische gewollt, fühlte ewig den irdi-  
schen Schmerz. — Der Maler stand in sich ver-  
sunken da. „Aber,“ rief ich: „Berthold, wie begehnen  
Sie das Alles auf Ihre Kunst? Ich glaube nicht, daß  
irgend jemand es so vermessenen Frevler halten kann,  
Menschen zu bilden, sey es durch Malerei oder Plas-  
tik.“ Wie in bitterm Hohn lachte Berthold auf: „Da  
du — Kinderpiel ist kein Frevler! — Kinderpiel ist's  
wie sie's machen, die Leute die getroffen ihre Pinsel in die  
Farbentöpfe stecken und eine Leinwand beschmieren, mit  
der nachlässigen Geier, Menschen darzustellen; aber  
es kommt so heraus, als habe, wie es in jenem Krauer-  
spiele sieht, irgend ein Handlanger der Natur versucht,  
Menschen zu bilden, und es sey ihm mißlungen. — Das  
sind keine freudliche Sünden, das sind nur arme un-  
schuldige Narren! Aber Herr! — wenn man nach dem  
Höchsten strebt — nicht Fleischlust, wie Titian —  
sein das Höchste der göttlichen Natur, der Prometheus-  
funken im Menschen — Herr! — es ist eine Klippe —  
ein schmaler Strich, auf dem man steht — der Ab-  
grund ist offen! — über ihm schwebt der kühne Segler  
und ein teuflischer Trug läßt ihn unten — unten das  
erschließen, was er oben über den Sternen erschauen woll-  
te.“ — Tief seufzte der Maler auf, er fuhr mit der  
Hand über die Stirn, und blickte dann in die Höhe.  
„Aber was schwachte ich mit Euch, Geselle, da drunten  
für telles Zeug, und male nicht weiter? — Schaut her,  
Geselle, das nenne ich treu und ehrlich gezeichnet. Wie  
herrlich ist die Regel! — alle Linien einen sich zum be-  
stimmten Zweck, zu bestimmter deutlich gedachter Wir-  
kung. Nur das Gemessene ist rein menschlich; was drü-  
ber geht, vom Nebel. Das Uebermenschliche muß Gott  
oder Teufel seyn; sollten beide nicht in der Mathemati-  
k von Menschen übertroffen werden? Sollt' es nicht  
denkbar seyn, daß Gott uns ausdrücklich erschaffen hätte,  
um das, was nach gemessenen, erkennbaren Regeln dar-  
zustellen ist, kurz, das rein Communicable, zu besorgen  
für seinen Hausbedarf, so wie unsrerseits wieder  
Sägmäsheln und Spinnmaschinen bauen, als mechani-  
sche Werkmeister unseres Bedarfs. Professor Walter  
behauptete neulich, daß gewisse Thiere bloß erschaffen  
wären, um von andern gefressen zu werden, und das lä-  
me doch am Ende zu unserm Nutzen heraus, so wie z. B.  
die Kägen den angeborenen Instinkt hätten, Mäuse zu  
fressen, damit diese uns nicht den Zucker, der zum  
Frühstück bereit läge, wegnapern sollten. Am Ende  
hat der Professor Recht — Thiere und wir selbst sind  
gut eingerichtete Maschinen, um gewisse Stoffe zu ver-  
arbeiten und zu verketten für den Tisch des unbekannt-  
en Königs — Nun frisch — frisch, Geselle — reiche mir  
die Töpfe! — Alle Töne hab' ich geklärt beim lieben  
Sonnenschein abgestimmt, damit mich der Fackelschein  
nicht trüge, sie stehen numerirt im Winkel. Reich mir  
Numero eins, mein Junge! — Grau in Grau! — Und  
was wäre das trockne, mühselige Leben, wenn der Herr  
das Himmel's uns nicht so manches bunte Spielzeug in  
die Hände gegeben hätte! — Wer artig ist, trachtet nicht  
wie der neunziger Hube, den Kästen zu zerbrechen, in  
dem es argelt, wenn er die äußere Schraube dreht. —  
Man sagt, es ist ganz natürlich, daß es drinnen klingt;  
beim ich drehe ja die Schraube! — Indem ich die Ge-

bäl richtig aus dem Augenpunkt ausgezeichnet, weiß ich  
bestimmt, daß es sich dem Beschauer plastisch darstell-  
Numero zwei heraufgereicht, Junge! — Nun male ich  
es aus in den regelrecht abgestimmten Farben — es er-  
scheint vier Ellen zurücktretend. Das weiß ich alles ge-  
wis; o! man ist erstaunlich klug — Wie kommt es,  
daß die Gegenstände in der Ferne sich verkleinern? Die  
einzige dumme Frage eines Chinesen könnte selbst den  
Professor Hyltwein in Verlegenheit setzen; doch könnte  
er sich mit dem orgelnden Kasten helfen und sprechen, er  
habe manchmal an der Schraube gedreht, und immer  
dieselbe Wirkung erfahren — Violet Numero eins,  
Junge! — ein anderes Lineal — dicken ausgewaschenen  
Pinsel! Ach, was ist all' unser Ringen und Streben  
nach dem Höheren anderes, als das unbeholfene, bewußt-  
lose Handthieren des Säuglings, der die Amme vertest,  
die ihn wohlthätig nährt! — Violet Numero zwei —  
frisch Junge! — das Ideal ist ein schöner, läugneri-  
scher Traum vom göhrenden Blute erzeugt. — Die  
Töpfe weg, Junge — ich steige herab. — Der Teufel  
narrt uns mit Puppen, denen er Engelsittige anae-  
leimt.“ — Nicht möglich ist es mir, alles das wörtlich  
zu wiederholen, was Berthold sprach, indem er rasch  
fortmalte, und mich ganz wie seinen Handlanger brauch-  
te. In der angegebenen Manier fuhr er fort, die Wes-  
schränktheit alles irdischen Beginmens auf das bitterste  
zu verhöhnen; ach ich schaute in die Tiefe eines auf den  
Tod verwundeten Gemüths, dessen Klage sich nur in  
schneidender Ironie erhebt. Der Morgen dämmerte, der  
Schein der Fackel verblaßte vor den hereinbrechenden  
Sonnenstrahlen. Berthold malte eifrig fort, aber er  
wurde stiller und stiller und nur einzelne Laute — zuletzt  
nur Seufzer, entflohen der gepreßten Brust. Er hatte  
den ganzen Altar mit gehöriger Farbenabstufung ange-  
legt, und schon jetzt, ohne weiter ausgeführt zu seyn,  
sprang das Gemälde wunderbar hervor. „In der That  
herrlich — ganz herrlich,“ rief ich voll Bewunderung  
aus. „Meinen Sie,“ sprach Berthold mit matter Stim-  
me; „daß etwas daraus werden wird? — Ich gab mir  
wenigstens alle Mühe richtig zu zeichnen; aber nun  
kann ich nicht mehr.“ — „Keinen Pinselstrich weiter,  
lieber Berthold!“ sprach ich: „es ist beinahe ungläublich,  
wie Sie mit einem solchen Werk in wenigen Stunden so  
weit vorrücken konnten; aber Sie greifen sich zu sehr an,  
und verschwinden Ihre Kraft.“ — „Und doch,“ erwies-  
berte Berthold, „sind das meine glücklichsten Stunden.  
— Vielleicht schwachte ich zu viel, aber es sind ja nur  
Worte, in die sich der das Innere zerreißen Schmerz  
auflöst.“ — „Sie scheinen sich sehr unglücklich zu fühlen,  
mein armer Freund,“ sprach ich: „irgend ein furcht-  
bares Ereigniß trat feindlich zerstörend in Ihr Leben!“  
— Der Maler trug langsam seine Geräthschaften in die  
Capelle, löschte die Fackel aus, kam dann auf mich zu,  
faßte meine Hand und sprach mit gebrochener Stimme:  
„Könnten Sie einen Augenblick Ihres Lebens ruhigen,  
heiteren Geistes seyn, wenn Sie sich eines gräßlichen, nie  
zu sühnenden Verbrechens bewußt wären?“ — Erstarrt  
blieb ich stehen. Die hellen Sonnensstrahlen fielen in  
des Malers leichenblasse, zerstörtes Gesicht, und er war  
beinahe gespenstisch anzusehen, als er fortwankte durch  
die kleine Pforte in das Innere des Collegiums. —  
Kaum erwarten konnte ich am folgenden Tage die  
Stunde, die mir Professor Walter zum Wiedersehen  
bestimmt hatte. Ich erzählte ihm den ganzen Auftritt  
der vorigen Nacht, der mich nicht wenig aufgereggt hatte;  
ich schilderte mit den lebendigsten Farben des Malers  
wunderliches Benehmen, und verschwieg kein Wort, das  
er gesprochen, selbst das nicht, was ihn selbst betroffen.  
Je mehr ich aber auf des Professors Theilnahme hoffte,  
desto gleichgültiger schien er mir, ja er lächelte selbst



über mich auf eine höchst widrige Weise, als ich nicht nachließ, von Berthold zu reden und in ihn zu bringen, mir ja alles, was er von dem Unglücklichen wußte, zu sagen. „Es ist ein wunderlicher Mensch, dieser Maler,“ fing der Professor an: „sanft — gutmüthig — arbeitsam — nüchtern, wie ich Ihnen schon früher sagte, aber schwachen Verstandes; denn sonst hätte er sich nicht durch irgend ein Ereigniß im Leben, sey es selbst ein Verbrechen, das er beging, herabstimmern lassen vom herrlichen Historienmaler zum dürftigen Wandpinstler.“ Der Ausdruck Wandpinstler ärgerte mich so wie des Professors Gleichgültigkeit überhaupt. Ich suchte ihm darzutun, daß noch jetzt Berthold ein höchst achtungswerther Künstler, und der höchsten, regsamsten Theilnahme werth sey. „Nun,“ fing der Professor endlich an: „wenn Sie einmal unser Berthold in solch hohem Grade interessiert, so sollen Sie Alles, was ich von ihm weiß, und das ist nicht wenig, ganz genau erfahren. Zur Einleitung dessen, lassen Sie uns gleich in die Kirche gehen! Da Berthold die ganze Nacht hindurch mit Anstrengung gearbeitet hat, wird er heute Vormittag rasten. Wenn wir ihn in der Kirche fänden, wäre mein Zweck verfehlt.“ Wir gingen nach der Kirche, der Professor ließ das Tuch von dem verhängten Gemälde herunternehmen und in zauberischem Glanze ging vor mir ein Gemälde auf, wie ich es nie gesehen. Die Composition war wie Raphaels Styl, einfach und himmlisch erhaben! — Maria und Elisabeth in einem schönen Garten auf einem Rasen sitzend, vor ihnen die Kinder Johannes und Christus mit Blumen spielend, im Hintergrunde seitwärts eine betende männliche Figur! — Maria's holdes, himmlisches Gesicht, die Hebe und Frömmigkeit ihrer ganzen Figur erfüllten mich mit Staunen und tiefer Bewunderung. Sie war schön, schöner als je ein Weib auf Erden, aber so wie Raphaels Maria in der Dresdener Gallerie verkündete ihr Blick die höhere Macht der Gottes-Mutter. Ach! mußte vor diesen wunderbaren, von tiefem Schatten umflossenen Augen nicht in des Menschen Brust die ewigdurthende Sehnsucht aufgehen? Sprachen die weichen halbgeöffneten Lippen nicht tröstend, wie in den holden Engelsmelodien, von der unendlichen Seligkeit des Himmels? — Nieder mich zu werfen in den Staub vor ihr, der Himmels-Königin, trieb mich ein unbeschreibliches Gefühl — keines Wortes mächtig konnte ich den Blick nicht abwenden von dem Bilde ohne Gleichen. Nur Maria und die Kinder waren ganz ausgeführt, an der Figur Elisabeths schien die letzte Hand zu fehlen, und der betende Mann war noch nicht übermalt. Näher getreten erkannte ich in dem Gesicht dieses Mannes Berthold's Züge. Ich ahnte was mir der Professor gleich darauf sagte: „Dieses Bild,“ sprach er, „ist Berthold's letzte Arbeit, das wir vor mehreren Jahren aus N. in Oberschlesien, wo es von einem unserer Collegen in einer Versteigerung gekauft wurde, erhielten. Auerachtet es nicht vollendet ist, ließen wir es doch statt des elenden Altarblatts, das sonst hier stand, einfügen. Als Berthold angekommen war und dies Gemälde erblickte, schrie er laut auf und stürzte bewußtlos zu Boden. Nachher vermied er sorgfältig es anzublicken, und vertraute mir, daß es seine letzte Arbeit in diesem Fache sey. Ich hoffte ihn nach und nach zur Vollendung des Bildes zu überreden, aber mit Entsetzen und Abscheu wies er jeden Antrag der Art zurück. Um ihn nur einigermaßen heiter und kräftig zu erhalten, mußte ich das Bild verhängen lassen, so lange er in der Kirche arbeitet. Fiel es ihm nur von ungefähr in's Auge, so lief er wie von unwiderstehlicher Macht getrieben hin, warf sich laut schluchzend nieder, bekam seinen Paroxysmus, und war auf

mehrere Tage unbrauchbar.“ — „Armer — unglücklicher Mann!“ rief ich aus, „welch' ein Zufelsfaust griff so grimmig zerstörend in dein Leben?“ „D!“ sprach der Professor: „die Hand sammt dem Arm ist ihm an den Leib gewachsen — Ja ja! — selbst war gewiß sein eigener Dämon — sein Leben der in sein Leben mit der Höllenfaust hineinstechend. Wenigstens geht das aus seinem Leben sehr deutlich hervor.“ Ich bat den Professor, mir doch nur so gleich Alles zu sagen, was er über des unglücklichen Malers Leben wußte. „Das würde viel zu weitläufig seyn, und viel zu viel Athem kosten,“ erwiderte der Professor. „Verderben wir uns den heitern Tag mit dem trüben Zeuge! Lassen Sie uns frühstücken, und dann nach der Mühle gehen, wo uns ein köstliches zubereitetes Mittagsmahl erwartet.“ Ich vertugte auf, in den Professor zu dringen, und nach der Mühle hin- und herreden kam es endlich heraus, daß nach der Ankunft Berthold's sich ein Jüngling, der dem Collegio studirte, mit voller Eile an ihn anschickte, daß diesem Berthold nach und nach die Bruchstücke seines Lebens vertraute, die der junge Mann sorgfältig aufschrieb und dem Professor Walter das Manuskript übergab. „Es war,“ sprach der Professor: „ein Enthusiast, wie Sie, mein Herr, mit Ihren schlaubhülsen! Aber das Ausschreiben der wunderlichen Begebenheiten des Malers diente ihm in der That zu trefflicher Stylübung. Mit vieler Mühe erhielt ich von dem Professor das Versprechen, daß er mir bald nach geübter Lustpartie das Manuskript anbringen wolle. Sey es, daß es die gespannte Nerven an oder war der Professor wirklich selbst daran Schick, kurz, niemals hab' ich mehr Vangeweile empfunden, als den Tag. Schon die Gesichte des Professors wußte ich Berthold's war mit fatal: aber seine Gesichte, die er mit den Collegen, die an dem Maler Theil nahmen, führte, überzeugten mich, daß, trotz aller Besonnenheit, aller Weltgewandtheit, sein Sinn für's Höhere gänzlich verschlossen, und er der krasseste Materialist werden es geben konnte. Das System von dem festen und gefressen werden, wie es Berthold anfing, hatte er wirklich adoptirt. Alles geistige Streben, Gesinnungs- und Schaffungskraft leitete er aus gewissen Conjecturen der Geweide und des Magens her, und dabei kramte er noch mehr närrische abnorme Einfälle aus. Er behauptete z. B. sehr ernsthaft, daß jeder Gedanke durch die Begattung zweier Fäserchen im menschlichen Gehirn erzeugt würde. Ich begriff, auf welche Weise der Professor mit solchen tollen Dingen den armen Berthold in verzeuflender Ironie alle günstige Einwirkung des Höheren ansocht, quälte, und in die noch blutenden Wunden spize Dolche einsetzte. Entsetzt am Abend gab mir der Professor ein paar beschriebene Bogen mit den Worten: „Hier, lieber Enthusiast, ist das Studenten-Nachwerk. Es ist nicht übergeschrieben, aber höchst sonderbar und wider alle Regel nicht von dem Herrn Verfasser, ohne es weiter anzudeuten, sondern von Malers wörtlich in der ersten Person ein. Vielleicht mache ich Ihnen mit dem Aufsatze, über den ich mich Amtswegen verfügen kann, ein Geschenk, da ich weiß, daß sie kein Schriftsteller sind. Der Verfasser der Pöfellestücke in Gallot's Manier hätte es eben nach dem tollen Manier arg zugeschnitten und gleich wieder verschluckt, welches ich nicht von Ihnen zu erwarten habe.“ Der Professor Alexius Walter wußte nicht, daß er wirklich den reisenden Enthusiasten vor sich hatte, wiewohl er es hätte merken können, und so gab ich Dir, mein günstiger Leser! des Jesuiten — Enthusiasten kurze Erzählung von dem Maler Berthold. Die Erzählung wie er sich mir zeigte, wird dadurch ganz richtig

Du, o mein Leser! wirst dann auch gewahren, wie des Schicksals wunderliches Spiel uns oft zu verderblichem Verthum treibt.

„Laßt Euern Sohn nur getrost nach Italien reisen! Schon jetzt ist er ein wahrer Künstler, und es fehlt ihm hier in D. keinesweges an Gelegenheit, noch den trefflichsten Originalen jeder Art zu studiren, aber dennoch darf er nicht hier bleiben. Das freie Künstlerleben muß ihm in dem heitern Kunstlande aufgehen, sein Studium wird dort sich erst lebendig gestalten, und den eignen Gedanken erzeugen. Das Copiren allein hilft ihm nun nichts mehr. Mehr Sonne muß die aufspringende Pflanze erhalten, um zu gedeihen und Blüth' und Frucht zu tragen. Euer Sohn hat ein reines wahrhaftiges Künstlergemüth, darum sey ihm alles Uebrig' unbesorgt!“ So sprach der alte Maler Stephan Birchner zu Bertholds Eltern. Die raffen alles zusammen was ihr künftiger Haushalt entbehren konnte, und statten den Jüngling aus zur langen Reise. So ward Bertholds begehrt' Wunsch, nach Italien zu gehen, erfüllt.

„Als mir Birchner den Entschluß meiner Eltern verstand, sprang ich hoch auf vor Freude und Ertzjücken. — Wie im Traum ging ich umher die Tage hindurch, bis zu meiner Abreise. Es war mir nicht möglich auf der Gallerie einen Pinsel anzusehen. Der Inspektor, alle Künstler, die in Italien gewesen, mußten mir erzählen, von dem Lande wo die Kunst gedeiht. Baldlich war Tag und Stunde gekommen. Schmerzlich war der Abschied von den Eltern, die von düst'rer Ahnung gequält, daß sie mich nicht wiedersehen würden, mich nicht lassen wollten. Selbst der Vater, sonst ein entschlossener fester Mann, hatte Mühe, Fassung zu erlangen. „Italien — Italien wirst Du sehen,“ riefen die Kunstbeider, da lobtete von tiefer Wehmuth nur flüster entzündet das Verlangen auf und rasch schritt ich fort — vor der Eltern Hause schien mir die Bahn des Künstlers zu beginnen.“

Berthold, in jedem Fache der Malerei vorbereitet, hatte sich doch vorzüglich der Landschaftsmalerei ergeben, die er mit Liebe und Eifer trieb. In Rom glaubte er reiche Nahrung für diesen Zweig der Kunst zu finden, es war dem nicht so. Gerade in dem Kreis der Künstler und Kunstfreunde, in dem er sich bewegte, wurde ihm unaussprechlich vorgebet, daß der Historienmaler allein auf der höchsten Spitze stehe, und ihm alles Uebrig' untergeordnet sey. Man rieth ihm, wolle er ein bedeutender Künstler werden, doch nur gleich von seinem Fache abzugehen und sich dem Höheren zuzuwenden, und dies, verbunden mit dem nie sonst gefühlten Eindruck, den Raphaels mächtige Fresko-Gemälde im Vatikan auf ihn machten, bestimmten ihn wirklich die Landschaft zu verlassen. Er zeichnete nach jenen Raphaels, er kopirte kleine Delgemälde anderer berühmter Meister; alles fiel bei seiner tüchtigen Praktik recht wohl und schicklich aus, aber nur zu sehr fühlte er, daß das Lob der Künstler und Kenner ihn nur tröstete, aufmuntern sollte. Er sah es ja selbst, daß seinen Zeichnungen, seinen Copien alles Leben des Originals fehle. Raffaels, Correggios himmlische Gedanken begeisterten (so glaubte er) zum eignen Schaffen, aber so wie er sie in der Fantasie fest halten wollte, verschwanden sie wie im Nebel, und alles, was er auswendig zeichnete, hatte, wie jedes nur undeutlich, verworren Gedachte, kein Reges, keine Bedeutung. Ueber dieses vergebliche Ringen und Streben schlich trüber Unmuth in seine Seele, und oft entran er den Freunden, um in der Gegend von Rom Baumgruppen — einzelne landschaftliche Partien heimlich zu zeichnen und zu malen. Aber auch dies gerieth nicht mehr wie sonst, und zum erstenmal

zweifelte er an seinem wahren Künstlerberuf. Die schönsten Hoffnungen schienen untergehen zu wollen. „Ach mein hochberehrt' Freund und Lehrer,“ schrieb Berthold an Birchner, „Du hast mir Großes zugetraut, aber — hier, wo es erst recht licht werden sollte in meiner Seele, bin ich inne worden, daß das, was Du wahrhaftiges Künstlergenie nanntest, nur etwa Talent — äußere Fertigkeit der Hand war. Sage meinen Eltern, daß ich bald zurückkehren werde, um irgend ein Handwerk zu erlernen, das mich künftig ernähre u. s. w.“ Birchner schrieb zurück: „D. könnte ich doch bei Dir seyn, mein Sohn! um Dich aufzurichten in Deinem Unmuth. Aber glaube mir, Deine Zweifel sind es gerade, die für Dich, für Deinen Künstlerberuf sprechen. Der, welcher in freiem unwandelbarem Vertrauen auf seine Kraft immer fortzuschreiten gedenkt, ist ein blöder Thor, der sich selbst täuscht; denn ihm fehlt ja der eigentliche Impuls zum Streben, der nur in dem Gedanken der Mangelhaftigkeit ruht. Harre aus! — Bald wirst Du Dich erkräftigen, und dann ruhig, nicht durch das Urtheil, durch den Rath der Freunde, die Dich zu verstehen vielleicht gar nicht im Stande, gezügelt, den Weg fortwandeln, den Dir Deines Ichs eigne Natur vorgeschrieben. Ob Du Landschaftler bleibest, ob Du Historienmaler werden willst, wirst Du dann selbst entscheiden können, und an keine feindliche Absonderung der Zweige eines Stammes denken.“

Es begab sich, daß gerade zu der Zeit, als Berthold diesen tröstenden Brief von seinem alten Lehrer und Freunde erhielt, sich Philipp Hackert's Ruhm in Rom verbreitet hatte. Einige von ihm dort aufgestellte Stücke von wunderbarer Unmuth und Klarheit bewährten des Künstlers Ruf, und selbst die Historienmaler gefanden, es läge auch in dieser reinen Nachahmung der Natur viel Großes und Vortreffliches. Berthold schöpft Athem — er hörte nicht mehr seine Lieblingskunst verhöhnen, er sah einen Mann, der sie trieb, hochgestellt und verehrt; wie ein Funke fiel es in seine Seele, daß er nach Neapel wandern und unter Hackert studiren müsse. Ganz jubelnd schrieb er an Birchner und an seine Eltern, daß er nun nach hartem Kampf den rechten Weg gefunden habe, und bald in seinem Fache ein tüchtiger Künstler zu werden hoffe. Freundlich nahm der ehrliche deutsche Hackert den deutschen Schüler auf, und bald strebte dieser dem Lehrer in regem Schwunge nach. Berthold erlangte große Fertigkeit, die verschiedenen Baum- und Gesträucharten der Natur getreu darzustellen; auch leistete er nicht Geringes in dem Dunstigen und Duftigen, wie es auf Hackertschen Gemälden zu finden. Das erwarb ihm vieles Lob, aber auf ganz eigene Weise schien es ihm bisweilen, als wenn seinen, ja selbst den Landschaften des Lehrers, etwas fehle, das er nicht zu nennen wußte, und daß ihm doch in Gemälden Claude Lorrains, ja selbst in Salvator Rosa's rauhen Wüsteneien entgegengrat. Es erhoben sich allerlei Zweifel gegen den Lehrer in ihm, und er wurde vorzüglich ganz unmuthig, wenn Hackert mit angestrengter Mühe todt's Bild malte, das ihm der König zugeschiekt. Doch überwand er bald dergleichen, wie er glaubte, freveliche Gedanken und fuhr fort, mit frommer Hingebung und deutschem Fleiß nach seines Lehrers Muster zu arbeiten, so daß er in kurzer Zeit es ihm beinahe gleich that. So kam es denn, daß er auf Hackerts ausdrücklichen Anlaß eine große Landschaft, die er treu nach der Natur gemalt hatte, zu einer Ausstellung, die mehrertheils aus Hackertschen Landschaften und Stillleben bestand, hergeben mußte. Alle Künstler und Kenner bewunderten des Jünglings treue saubere Arbeit und priesen ihn laut. Nur ein ältlicher, sonderbar gekleideter Mann sagte selbst zu Hackerts Gemälden kein

Wort, sondern lächelte nur bedeutsam, wenn die Lobeserhebungen der Menge recht ausgelassen und toll daher brauseten. Berthold bemerkte deutlich, wie der Fremde als er vor seiner Landschaft stand, mit einer Miene des tiefsten Bedauerns den Kopf schüttelte und dann sich entfernen wollte. Berthold, etwas aufgelaßt durch das allgemeine Lob, das ihm zu Theil geworden, konnte sich des innern Aergers über den Fremden nicht erwehren. Er trat auf ihn zu und fragte, indem er die Worte schärfer betonte, als gerade nöthig: „Ihr scheint mit dem Bilde nicht zufrieden, mein Herr, unerachtet es doch wahrer Künstler und Kenner nicht ganz übel finden wollen? Sagt mir gefälligst, woran es liegt, damit ich die Fehler nach Euerm gütigen Rath abändere und bessere?“ Mit scharfem Blicke schaute der Fremde Berthold an, und sprach sehr ernst: „Jüngling, aus Dir hätte viel werden können.“ Berthold erschrak bis ins Innerste vor des Mannes Blick und seinen Worten; er hatte nicht den Muth, etwas weiter zu sagen, oder ihm zu folgen, als er langsam zum Saale hinausschritt. Hacket trat bald darauf selbst hinein, und Berthold elkte, ihm den Vorfall mit dem wunderlichen Mann zu erzählen. „Ach!“ rief Hacket lachend: „laß Dir das nicht zu Herzen gehen! Das war ja unser brummiger Aler, dem nichts recht ist, der alles tadelt; ich begegnete ihm auf dem Vorfaal. Er ist auf Maltha von griechischen Eltern geboren, ein reicher wunderlicher Kauz, gar kein übler Maler; aber alles was er macht, hat ein fantastisches Ansehen, welches wohl daher rührt, weil er über jede Darstellung durch die Kunst ganz tolle absurde Meinungen und sich ein künstlerisches System gebaut hat, das den Teufel nichts taugt. Ich weiß recht gut, daß er gar nichts auf mich hält, welches ich ihm gern verzeihe, da er mir wohlervordenen Ruhm nicht streitig machen wird.“ Dem Berthold war es zwar, als habe der Malthefer irgend einen wunden Fleck seines Innersten schmerzhaft berührt, aber so wie der wohlthätige Wundarzt, um zu forschen und zu heilen; indessen schlug er sich das bald aus dem Sinn und arbeitete fröhlich fort, wie zuvor.

Das große, wohlgeungene, allgemein bewunderte Bild hatte ihm Muth gemacht, das Gegenstück zu beginnen. Einen der schönsten Punkte in Neapels reicher Umgebung wählte Hacket selbst aus, und so wie jenes Bild den Sonnenuntergang darstellte, sollte diese Landschaft im Sonnenaufgang gehalten werden. Berthold bekam viel fremde Bäume, viele Weinberge, vorzüglich aber viel Nebel und Dufst zu malen.

Auf der Platte eines großen Steins, eben in jenem von Hacket gewählten Punkte, saß Berthold eines Tages, den Entwurf des großen Bildes nach der Natur vollendend. „Wohl getroffen, in der That!“ sprach es neben ihm. Berthold blickte auf, der Malthefer sah in sein Blatt hinein, und fügte mit satirischem Lächeln hinzu: „Nur eins habt Ihr vergessen, lieber junger Freund! Schaut doch dort herüber nach der grün verankerten Mauer des fernen Weinbergs! Die Thüre steht halb offen; das müßt Ihr ja anbringen mit gehörigem Schlag Schatten — die halbgeöffnete Thüre macht erstaunliche Wirkung!“ „Ihr spottet,“ erwiderte Berthold, „ohne Ursache, mein Herr! Solche Zufälligkeiten sind keinesweges so verächtlich wie Ihr glaubt, und deshalb mag sie mein Meister wohl anbringen. Erinnert Euch doch nur des aufgehängten weißen Tuchs in der Landschaft eines alten niederländischen Malers, das nicht fehlen darf, ohne die Wirkung zu verderben. Aber Ihr scheint überhaupt kein Freund der Landschaftsmalerei, der ich mich nun einmal ganz ergeben habe mit Leib und Seele, und darum bit' ich Euch, laßt mich ruhig fortarbeiten.“ „Du bist in großem Irrthum be-

fangen, Jüngling,“ sprach der Malthefer. „Nur einmal, sage ich, aus Dir hätte viel werden können; sichtlich zeugen Deine Werke das rastlose Streben nach dem Höheren, aber nimmer wirst Du Dein Ziel erreichen, denn der Weg, den Du eingeschlagen, führt nicht dahin. Merk wohl auf, was ich Dir sagen werde! Wie leicht glückt es mir, die Flamme in Deinem Innern, Du, Unverständiger! zu überbauen trachtest, ungeachtet daß sie hell aufleuchtet und dich erleuchtet; dann weißt Du den wahren Geist, der in Dir lebt, zu erkennen vermögen. Hältst Du mich denn für so tödlich, daß ich die Landschaft dem historischen Gemälde unterordne, daß ich das gleiche Ziel, nach dem beide, Landschaftler und Historienmaler, streben sollen, erkenne? — Auffassung der Natur in der tiefsten Bedeutung des höhern Sinnes, das alle Wesen zum höhern Leben entzündet, das ihr heilige Zweck aller Kunst. Kann denn das bloße genaue Abschreiben der Natur jemals dahin führen? — Ähnlich, wie Keif und gezwungen sieht die nachgemachte Handschrift in einer fremden Sprache aus, die der Schreiber nicht verstand und daher den Sinn der Worte, die er mühsam abschnörkelte, nicht zu deuten wußte. Sind die Landschaften Deines Meisters correcte Abschriften eines in ihm fremder Sprache geschriebenen Originals. — Der Geheilte vernimmt die Stimme der Natur, die in wunderbaren Lauten aus Baum, Grotte, Blume, Berg und Geräucher von unvorstelllichem Geheimniß spricht, die in seiner Brust sich zu freier Bewegung gestalten; dann kommt, wie der Geist selbst, die Gabe über ihn, diese Ahnung sichtlich in sein Werke zu übertragen. Ist Dir, Jüngling! denn bei der Beschaun der Landschaften alter Meister nicht ganz wunderbarlich zu Muth geworden? Gewiß hast Du nicht daran gedacht, daß die Blätter des Lorbeerbaums, daß die Pinien, die Palmen der Natur getrauert, daß der Hintergrund dufftiger, das Wasser klarer sein sollte; aber der Geist, der aus dem Ganzen weht, lockt Dich empor in ein höheres Reich, dessen Abglanz Du zu schauen wähltest. Daher studire die Natur zwar auch im mechanischen fleißig und sorgfältig, damit Du die Details der Darstellung erlangen mögest, aber halte die Plastik nicht für die Kunst selbst. Bist Du eingetrungen in den tiefen Sinn der Natur, so werden selbst in Deinem Innern ihre Bilder in hoher glänzender Pracht aufsteigen.“ — Der Malthefer schwieg; als aber Berthold tief ergriffen, gebücktes Hauptes, keines Wortes mächtig da stand, verließ ihn der Malthefer mit den Worten: „Ich hab' Dich durchaus nicht verwirren wollen in Deinem Beruf; aber ich weiß, daß ein hoher Geist in Dir schlummert: ich rief ihn an mit starken Worten, damit er erwache und freisch und frei seine Fittige regeln könne.“

Dem Berthold war es so, als habe der Malthefer ihm, was in seiner Seele gährte und brauste, Muth gegeben; die innere Stimme brach hervor, — kein! Was dieses Streben — dieses Mühen ist das unermüdete trübselige Umbertappen des Blinden, was — was mit Allem, was mich geblendet bis jetzt! — Er war nicht im Stande auch nur einen Strich weiter an dem Bild zu zeichnen. Er vertieft seinen Meißel, und streubte wider Unruhe umher und stiebte laut, daß die Arbeit Erkenntniß, von der der Malthefer gesprochen, ihm nicht gehen möge.

„Nur in süßen Träumen war ich glücklich —“ Da wurde Alles wahr, was der Malthefer gesprochen. Ich lag von zauberischen Düften umspielt im goldenen Gebüsch, und die Stimme der Natur ging vorüber in melodisch klingenden Wehen durch den dunklen Wald. — „Horch — horch auf — Geheilte! —“ Berthold die Uröne der Schöpfung, die sich gestalten zu wollen

seinem Sinn empfänglich.“ — Und indem ich die Klänge deutlicher und deutlicher erklingen hörte, war es, als sey ein neuer Sinn in mir erwacht, der mit wunderbarer Klarheit das erfaßte, was mir unerforschlich geschienen. — Wie in seltsamen Hieroglyphen zeichnete ich das mir aufgeschlossene Geheimniß mit Flammenzügen in die Lüste; aber die Hieroglyphen-Schrift war eine wunderherrliche Landschaft, auf der Baum, Gebüsch, Blume und Gewässer, wie in lautem wonnigem Klänge sich regten und bewegten.“

Doch eben nur im Traume kam solche Seligkeit über den armen Berthold, dessen Kraft gebrochen, und der im Innersten verwirrt war, als in Rom, da er Historienmaler werden wollte. Schritt er durch den dunklen Wald, so überfiel ihn ein unheimliches Grauen; trat er heraus und schaute in die fernen Berge, so griff es wie mit eisernen Krallen in seine Brust — sein Athem stockte — er wollte vergehen vor innerer Angst. Die ganze Natur, ihm sonst freundlich lächelnd, ward ihm zum bedrohlichen Ungeheuer, und ihre Stimme, die sonst in des Abendwindes Suseln, in dem Plätschern des Baches, in dem Klatschen des Gebüsches mit süßem Wort ihn begrüßte, verkündete ihm nun Untergang und Verderben. Endlich wurde er, je mehr ihn jene holden Träume trösteten, desto ruhiger, doch mied er es im Freien allein zu seyn, und so kam es, daß er sich zu ein paar muntern deutschen Malern gesellte, und mit ihnen häufig Ausflüge nach den schönsten Gegenden Neapels machte.

Einer von ihnen, wir wollen ihn Florentin nennen, hatte es in dem Augenblicke nicht sowohl auf tiefes Studium seiner Kunst, als auf heitern Lebensgenuß abgesehen, seine Wappe zeugte davon. — Gruppen tanzender Bauernmädchen — Proressionen — ländliche Feste — Alles das wußte Florentin, so wie es ihm aufstieg, mit sicherer leichter Hand schnell auf's Blatt zu werfen. Jede Zeichnung, war sie auch kaum mehr als Skizze, hatte Leben und Bewegung. Dabei war Florentin's Sinn keinesweges für das Höhere verschlossen; in der Gelehrtheit drang er mehr, als je ein moderner Maler, tief ein in den fremden Sinn der Gemälde aller Meister. In sein Materbuch hatte er die Fresko-Gemälde einer alten Klosterkirche in Rom, ehe die Mauern eingerissen wurden, in bloßen Umriszen hinein gezeichnet. Sie stellten das Martyrium der heiligen Katharina dar. Man konnte nichts herrlicheres, reiner aufgeföhstes sehen, als jene Umrisse, die auf Berthold einen ganz eignen Eindruck machten. Er sah Blüthe leuchten durch die finstre Dede, die ihn umfingen, und es kam ihm, daß er für Florentin's heiteren Sinn empfänglich wurde, und, da dieser zwar den Reiz der Natur, in ihr aber beständig mehr das menschliche Princip mit reger Lebendigkeit aufsaßte, eben dieses Princip für den Stützpunkt erkannte, an den er sich halten müsse, um nicht gestaltlos im leeren Raum zu verschwimmen. Während Florentin irgend eine Gruppe, der er begegnete, schnell zeichnete, hatte Berthold des Freundes Materbuch aufgeschlagen, und versuchte Katharina's wunderthobde Gestalt nachzubilden, welches ihm endlich so ziemlich glückte, wiewohl er, so wie in Rom, vergebens darnach strebte, seine Figuren dem Original gleich zu beleben. Er klagte dieß dem, wie er glaubte, an wahrer Künstlergenialität ihm weit überlegenen Florentin, und erzählte zugleich, wie der Malteser zu ihm über die Kunst gesprochen. „Si, lieber Bruder Berthold!“ sprach Florentin; „der Malteser hat in der That recht, und ich stelle die wahre Landschaft den tief bedeutsamen heiligen Historien, wie sie die alten Maler darstellen, völlig gleich. Na, ich halte sogar dafür, daß man erst durch das Darstellen der uns näher liegenden organischen Natur sich stärken müsse, um Licht zu finden in ihrem nächtlichen Reich. Ich rathe Dir,

Berthold, daß Du Dich gewöhnst Figuren zu zeichnen, und in ihnen Deine Gedanken zu ordnen; vielleicht wird es dann heller um Dich werden.“ Berthold that, so wie ihm der Freund geboten, und es war ihm, als zögen die finstern Wolkenschatten, die sich über sein Leben gelegt, vorüber.

„Ich mühte mich, das, was nur wie dunkle Ahnung tief in meinem Innern lag, wie in jenem Traume hieroglyphisch darzustellen, aber die Züge dieser Hieroglyphen-Schrift waren menschliche Figuren, die sich in wunderlicher Verschlingung um einen Lichtpunkt bewegten. — Dieser Lichtpunkt sollte die herrlichste Gestalt seyn, die je eines Bildners Fantasie aufgegangen; aber vergebens strebte ich, wenn sie im Traume von Himmelsstrahlen umflossen mir erschien, ihre Züge zu erfassen. Jeder Versuch, sie darzustellen, mißlang auf schmähtliche Weise, und ich verging in heißer Sehnsucht.“ — Florentin bemerkte den bis zur Krankheit aufgeregten Zustand des Freundes, er tröstete ihn so gut er es vermochte. Oft sagte er ihm, daß dieß eben die Zeit des Durchbruchs zur Erleuchtung sey; aber wie ein Träumer schlich Berthold einher, und alle seine Versuche blieben nur ohnmächtige Anstrengungen des kraftlosen Kindes.

Unfern Neapel lag die Villa eines Herzogs, die, weil sie die schönste Aussicht nach dem Vesuv und in's Meer hinein gewährte, den fremden Künstlern, vorzüglich den Landschaftern gütlich geöffnet war. Berthold hatte hier öfters gearbeitet, öfter noch in einer Grotte des Parks zur guten Zeit sich dem Spiel seiner fantastischen Träume hingeegeben. Hier in dieser Grotte sah er eines Tages, von glühender Sehnsucht, die seine Brust zerriß, gemartert, und weinte heiße Thränen, daß der Stern des Himmels seine dunkle Bahn erleuchten möge; da rauschte es im Gebüsch, und die Gestalt eines hochherrlichen Weibes stand vor der Grotte.

„Die vollen Sonnenstrahlen fielen in das Engelsgesicht. — Sie schaute mich an mit unbeschreiblichem Blick. — Die heilige Katharina — Nein, mehr als sie — mein Ideal, mein Ideal war es! — Wahnsinnig vor Entzücken stürzte ich nieder, da verschwebte die Gestalt freundlich lächelnd! — Erhöret war mein heißestes Gebet!“ —

Florentin trat in die Grotte, er erstaunte über Berthold, der mit verklärtem Blick ihn an sein Herz drückte. — Thränen stürzten ihm aus den Augen. — „Freund — Freund!“ stammelte er: „ich bin glücklich — selig — sie ist gefunden — gefunden!“ Rasch schritt er fort, in seine Werkstatt — er spannte die Leinwand auf, er fing an zu malen. Wie von göttlicher Kraft beseelt, zauberte er mit der vollen Gluth des Lebens das überirdische Weib, wie es ihm erschienen, hervor. — Sein Innerstes war von diesem Augenblicke ganz umgewendet. Statt des Trübnißs, der an seinem Herzmart gezebrt hatte, erhob ihn Trost und Heiterkeit. Er studirte mit Fleiß und Anstrengung die Meisterwerke der alten Maler. Mehrere Copien gelangen ihm vortreflich, und nun fing er an selbst Gemälde zu schaffen, die alle Kenner in Erstaunen setzten. An Landschaften war nicht mehr zu denken, und Dackert bekannte selbst, daß der Jüngling nun erst seinen eigentlichen Beruf gefunden habe. So kam es, daß er mehrere große Werke, Altarblätter für Kirchen, zu malen bekam. Er wählte mehrertheils heitere Gegenstände christlicher Legenden, aber überall strahlte die wunderherrliche Gestalt seines Ideals hervor. Man fand, daß Gesicht und Gestalt der Prinzessin Angiola L... zum Sprechen ähnlich sey, man äußerte dieß dem jungen Maler selbst, und Schläufköpfe gaben spöttisch zu verstehen, der deutsche Maler sey von dem Feuerblicke der wunderschönen Donna tief in's Herz getroffen. Berthold war hoch erzürnt über das alberne

Gewäch der Leute, die das Himmlische in das Ge-  
meirdische herabziehen wollten. „Glaubt Ihr denn,“  
sprach er, „dass solch' ein Wesen wandeln könne hier auf  
Erden? In einer wunderbaren Vision wurde mir das  
Höchste erschlossen; es war der Moment der Künstler-  
wähe.“ — Berthold lebte nun froh und glücklich, bis  
nach Bonapartes Siegen in Italien sich die französische  
Armee dem Königreich Neapel nahte, und die alle ru-  
higen glücklichen Verhältnisse furchtbar zerstörende Re-  
volution ausbrach. Der König hatte mit der Königin  
Neapel verlassen, die Citta war angeordnet. Der Gene-  
ral-Bikar schloß mit dem französischen General einen  
schmachvollen Waffenstillstand, und bald kamen die fran-  
zösischen Commissarien, um die Summe, die gezahlt wer-  
den sollte, in Empfang zu nehmen. Der General-Bikar  
entfloh, um sich der Wuth des Volks, das sich von ihm,  
von der Citta, von allen, die ihm Schutz gewähren konn-  
ten gegen den andringenden Feind, verlassen glaubte,  
zu entziehen. Da waren alle Bande der Gesellschaft aufge-  
löst; in wilder Anarchie verkündete der Pöbel Ordnung und  
Gesetz, und unter dem Geschrei: Viva la santa fede!  
rannten seine wahninnigen Horden durch die Straßen, die  
Häuser der Großen, von welchen sie sich an den Feind ver-  
kauft wähten, plündernd und in Brand steckend. Ver-  
gebens waren die Bemühungen Moliterno's und Rocca  
Romana's, Günstlinge des Volks und zu Anführern er-  
wählt, die Rasenden zu bändigen. Die Herzöge della  
Dorre und Clemens Filomarino waren ermordet, aber  
noch war des wüthenden Pöbels Blutdurst nicht gestillt.  
— Berthold hatte sich aus einem brennenden Hause nur  
halb angekleidet gerettet; er stieß auf einen Haufen des  
Volks, der mit angezündeten Fackeln und blinkenden Mes-  
sern nach dem Palaste des Herzogs von L. eilte. Ihn für  
ihres gleichen haltend, drängten sie ihn mit sich fort —  
Viva la santa fede! brüllten die Wahninnigen, und  
in wenigen Minuten waren der Herzog — die Bedien-  
ten, alles was sich widersetzte, ermordet, und der Palast  
loderte hoch in Flammen auf. — Berthold war immer  
fort und fort in den Palast hineingebrängt. — Dicker  
Rauch waltete durch die langen Gänge. — Er lief schnell  
durch die aufgesprungenen Zimmer, aufs neue in Gefahr,  
in den Flammen umzukommen — vergebens den Aus-  
gang suchend. — Ein schneidendes Angstgeschrei schallt  
ihm entgegen — er stürzt durch den Saal. — Ein Weib  
ringt mit einem Lazzarone, der es mit starker Faust er-  
faßt hat, und im Begriff ist ihm das Messer in die Brust  
zu stoßen. — Es ist die Prinzessin — es ist Bertholds  
Ideal! — Bewußtlos vor Entsetzen springt Berthold  
hinzu — den Lazzarone bei der Gurgel packen — ihn zu  
Boden werfen, ihm sein eignes Messer in die Rechte ste-  
cken — die Prinzessin in die Arme nehmen — mit ihr  
fliehen durch die flammenden Säle — die Treppen hinab —  
fort, fort, durch das dickste Volksgewühl! — Alles das ist die  
That eines Moments! — Keiner hielt den fliehenden  
Berthold auf; mit dem blutigen Messer in der Hand,  
vom Dampfe schwarz gefärbt, in zerrissenen Kleidern,  
sah das Volk in ihm den Mörder und Plünderer, und  
gönnte ihm seine Beute. In einem oden Winkel der  
Stadt unter einem alten Gemäuer, in das er, wie aus  
Instinkt, sich vor der Gefahr zu verbergen, gelaufen,  
sank er ohnmächtig nieder. Als er erwachte, kniete die  
Prinzessin neben ihm, und wusch seine Stirn mit kaltem  
Wasser. „D Dank!“ — lächelte sie mit wunderlieblich-  
cher Stimme, „Dank den Heiligen, daß Du erwacht  
bist, Du mein Retter, mein Alles!“ — Berthold rich-  
tete sich auf, er wäht zu träumen, er blickte mit star-  
ren Augen die Prinzessin an — ja sie war es selbst — die  
herrliche Himmelsgestalt, die den Götterfunken in seiner  
Brust entzündet. — Ist es möglich — ist es wahr —  
lebe ich denn?“ rief er aus. „Ja Du lebst,“ sprach die

Prinzessin — „Du lebst für mich; was Du nicht zu  
hoffen wagtest, geschah wie durch ein Wunder. Du  
kennst Dich wohl, Du bist der deutsche Maler Berthold.  
Du liebtest mich ja, und verherrlichtest mich in Deinen  
schönsten Gemälden. — Konnte ich denn Dein sein?  
— Aber nun bin ich es immerdar und ewig. — Laß uns  
fliehen, o laß uns fliehen!“ — Ein sonderbares Gefühl,  
wie wenn jähliger Schmerz süße Träume zerhört,  
durchzuckte Berthold bei diesen Worten der Prinzessin.  
Doch als das holde Weib ihn mit den vollen schmerzhaften  
Armen umfing, als er sie ungefühm an seinen Brust  
drückte, da durchbelebten ihn süße niegekannnte Schwär-  
me, und im Wahnsinn des Entzückens höchster Erdenthat  
er aus: — „O, kein Trugbild des Traumes — nein,  
es ist mein Weib, das ich umfange, es nie zu lassen —  
das meine glühende, dürstende Sehnsucht stillt!“

Aus der Stadt zu fliehen war unmöglich; denn vor  
den Thoren stand das französische Heer, dem das Volk  
war es gleich schlecht bewaffnet und ohne alle Anführer,  
zwei Tage hindurch den Einzug in die Stadt verhin-  
derte. Endlich gelang es Berthold, mit Angiola von  
Schlupfwinkel zu Schlupfwinkel, und dann aus der Stadt  
zu fliehen. Angiola, von heißer Liebe zu ihrem Mann  
entbrannt, verschmähte es in Italien zu bleiben; die Fa-  
milie sollte sie für todt halten, und so Bertholds Sein  
ihm gesichert bleiben. Ein diamantnes Halsband und kost-  
bare Ringe, die sie getragen, waren hinlänglich, in Rom  
(bis dahin waren sie langsam fortgepilgert) sich mit al-  
len nöthigen Bedürfnissen zu versehen, und so kam sie  
glücklich nach M. im südlichen Deutschland, wo Berthold  
sich niederzulassen und durch die Kunst sich zu ernähren  
gedachte. — War's denn nicht ein nie errathenes, nie ge-  
ahnetes Glück, das Angiola, das himmlisch-schöne Weib,  
das Ideal seiner wärmigsten Künstlerträume, sein wer-  
den mußte, unerachtet sich alle Verhältnisse des Lebens zu  
eine unübersteigbare Mauer zwischen ihm und der Lieb-  
ten aufstürzten? — Berthold konnte in der That  
dies Glück kaum fassen, und schmeigte in namenloser  
Wonne, bis lauter und lauter die innere Stimme ihm  
mahte, seiner Kunst zu gedenken. In M. beschloß er  
seinen Ruf durch ein großes Gemälde zu begründen, das  
er für die dortige Marienkirche malen wollte. Der ein-  
fache Gedanke, Maria und Elisabeth in einem idyllischen  
Garten auf einem Rasen sitzend, die Kinder Christum und  
Johannes vor ihnen im Grase spielend, sollte der große  
Vorwurf des Bildes sein, aber vergebens war alles  
Künnen nach einer reinen geistigen Anschauung des Un-  
möglichen. So wie in jener unglücklichen Zeit der Ver-  
schwammen ihm die Gestalten, und nicht die himm-  
lische Maria, nein, ein irdisches Weib, ach seine An-  
giola selbst stand, auf gräuliche Weise verzerrt, vor ihm  
seines Geistes Augen. — Er gedachte Trost zu bitten bei  
unheimlichen Gewalt, die ihn zu erfassen schien, er be-  
reitete die Farben, er fing an zu malen; aber seine Kraft  
war gebrochen, all' sein Bemühen, so wie damals, nur  
die ohnmächtige Anstrengung des unverständigen Kindes.  
Starr und leblos blieb was er malte, und selbst Angiola  
— Angiola, sein Ideal, wurde, wenn sie ihm sah und er  
sie malen wollte, auf der Leinwand zum todcen Weib-  
bilde, das ihn mit gläsernen Augen anstarrte. Da schlich  
sich immer mehr und mehr trüber Unmuth in seine  
Seele, der alle Freuden des Lebens weggerete. Er wollte  
— er konnte nicht weiter arbeiten, und so kam es, daß  
er in Dürftigkeit gerieth, die ihn desto mehr nieder-  
beugte, je weniger Angiola auch nur ein Wort der Küsse  
hören ließ.

„Der immermehr in mein Innerstes hereinzubrechende  
Gram, erzeugt von stets getäuschter Hoffnung, wenn ich  
immer vergebens Kräfte aufbot, die nicht mehr zu  
waren, versetzte mich bald in einen Zustand, der den

Wahnsinn gleich zu achten war. Mein Weib gebär mir einen Sohn, das vollendete mein Glend, und der lange verhaltene Groll brach aus in hell aufflammenden Haß. Sie, sie allein sauf mein Unglück. Nein — sie war nicht das Ideal, das mir erschien, nur mir zum rettungslosen Verderben hatte sie trügerisch jenes Himmelsweibes Gestalt und Gesicht geborgt. In wilder Verzweiflung fluchte ich ihr und dem unschuldigen Kinde. — Ich wünschte beider Tod, damit ich erlöst werden möge von der unerträglichen Quaal, die wie mit glühenden Messern in mir wühlte! — Gedanken der Hölle flogen in mir auf. Vergebens las ich in Angiola's leichenblaßem Gesicht, in ihren Thränen mein rasendes frevelhaftes Verbrechen, in ihren Thränen mein rasendes frevelhaftes Verbrechen, in ihren Thränen mein rasendes frevelhaftes Verbrechen. — Du hast mich um mein Leben betrogen, verrücktes Weib! brüllte ich auf, und stieß sie mit dem Fuße von mir, wenn sie ohnmächtig niedersank und meine Arme umfaßte. —

Berthold grausames, wahnsinniges Betragen gegen Weib und Kind erregte die Aufmerksamkeit der Nachbarn, die es der Obrigkeit anzeigten. Man wollte ihn verhaften, als aber die Polizeidiener in seine Wohnung traten, war er sammt Frau und Kind spurlos verschwunden. Berthold erschien bald darauf zu N. in Oberschlesien; er hatte sich seines Weibes und Kindes entledigt, und fing voll heitern Muthes an, das Bild zu malen, das er in N. vergebens begonnen hatte. Aber nur die Jungfrau Maria und die Kinder Christus und Johannes konnte er vollenden, dann fiel er in eine furchtbare Krankheit, die ihn dem Tode, den er wünschte, nahe brachte. Um ihn zu pflegen, hatte man alle seine Gerätschaften und auch jenes unvollendete Gemälde verkauft, und er zog, nachdem er nur einigermaßen sich wieder erkräftigt, als ein starrer elender Bettler von dannen. — In der Folge nährte er sich dürftig durch Wandmalerei, die ihm hie und da übertragen wurde.

Bertholds Geschichte hat etwas Entsetzliches und Grauenvolles, sprach ich zu dem Professor, „ich holte ihn, unachtet er es nicht geradezu ausgesprochen, für den ruchlosen Mörder seines unschuldigen Weibes und seines Kindes.“ „Es ist ein wahnsinniger Thor,“ erwiderte der Professor, „dem ich den Muth zu solcher That gar nicht zutraue. Ueber diesen Punkt löst er sich niemals deutlich aus, und es ist die Frage, ob er sich nicht bloß einbildet, an dem Tode seiner Frau und seines Kindes Schuld zu seyn; er malt eben wieder Marmor, erst in künftiger Nacht vollendet er den Altar, dann ist er bei guter Laune, und Sie können vielleicht mehr über jenen häßlichen Punkt von ihm heraus bekommen.“ — Ich muß gesehen, daß, dachte ich es mir lebhaft, um Mitternacht mit Berthold allein in der Kirche mich zu befinden, mir, nachdem ich seine Geschichte gelesen, ein leiser Schauer durch die Glieder lief. Ich meinte, er könnte mitunter was wenigens der Teufel seyn, trotz seiner Gutmüthigkeit und seines treuerzigen Wesens, und wollte mich deshalb lieber gleich Mittags im lieben heitern Sonnenschein mit ihm abscheiden.

Ich fand ihn auf dem Gerüste mürrisch und in sich geküht, Marmorabern sprengelnd; zu ihm heraufgestiegen, reichte ich ihm stillschweigend die Leuchte. Erstaut sah er sich nach mir um, „Ich bin ja Ihr Handlanger,“ sprach ich leise, das zwang ihm ein Lächeln ab. Nun fing ich an von seinem Leben zu sprechen, so daß er mir zuhören mußte, ich wisse Alles, und er schien zu glauben, er habe mir alles selbst in jener Nacht erzählt. Leise — leise kam ich auf die gräßliche Katastrophe, dann sprach ich plötzlich: „Also in heillosen Wahnsinn mordeten Sie Weib und Kind?“ Da ließ er Farbentopf und Pinsel fallen, und rief, mich mit gräßlichen Blick anstarrend und beide Hände hoch erhebend: „Nein sind diese Hände

von Blute meines Weibes, meines Sohnes! Noch ein solches Wort, und ich stürzte mich mit Euch hier vom Gerüste herab, daß unsere Schädel zerschellen auf dem steinernen Boden der Kirche!“ — Ich befand mich in dem Augenblick wirklich in seltsamer Lage, am besten schien es mir, mit ganz Fremdem hineinzufahren. „D sehen Sie doch, lieber Berthold,“ sprach ich so ruhig und kalt, als es mir möglich war, „wie das häßliche Dunkelgelb auf der Wand dort so verfliehet.“ Er schauete hin, und indem er das Gelb mit dem Pinsel verstrich, stieg ich leise das Gerüst herab, vertief die Kirche, und ging zum Professor, um mich über meinen bestraften Vorwitz tüchtig auslachen zu lassen.

Mein Wagen war reparirt, und ich verließ G., nachdem mir der Professor Meynus Walter feierlich versprochen, sollte sich etwas besonderes mit Berthold ereignen, mir es gleich zu schreiben.

Ein halbes Jahr mochte vergangen seyn, als ich wirklich von dem Professor einen Brief erhielt, in welchem er sehr weitläufig unser Beisammenseyn in G. rühmte. Ueber Berthold schrieb er mir folgendes: „Bald nach Ihrer Abreise trug sich mit unserm wunderlichen Maler viel sonderbares zu. Er wurde plötzlich ganz heiter, und vollendete auf die herrlichste Weise das große Altarblatt, welches nun vollends alle Menschen in Erstaunen setzt. Dann verschwand er, und da er nicht das mindeste mitgenommen, und man ein paar Tage darauf Hut und Stock unsern des D — Stromes fand, glauben wir alle, er habe sich freiwillig den Tod gegeben.“

### Das Sanctus.

Der Doktor schüttelte bedenklich den Kopf. — „Wie,“ rief der Kapellmeister heftig, indem er vom Stuhle aufsprang, „so sollte Bettina's Catarrh wirklich etwas zu bedeuten haben?“ — Der Doktor stieß ganz leise drei oder viermal mit seinem spanischen Noth auf den Fußboden, nahm die Dose heraus und steckte sie wieder ein ohne zu schnupfen, richtete den Blick starr empor, als zähle er die Kometen an der Decke, und hustete mißthönig ohne ein Wort zu reden. Das brachte den Kapellmeister außer sich, denn er wußte schon, solches Gebehrdenpiel des Doktors hieß in deutlichen, lebendigen Worten nichts anders, als: ein böser, böser Fall — und ich weiß mir nicht zu raten und zu helfen, und ich steure umher in meinen Versuchen, wie jener Doktor im Gilblas di Santillana. „Nun, so sag' er es denn nur geradezu heraus,“ rief der Kapellmeister erzürnt, „ohne so verdammt wichtig zu thun mit der simplen Heiserkeit, die sich Bettina zugezogen, weil sie unvorsichtiger Weise den Schawl nicht umwarf, als sie die Kirche verließ — das Leben wird es ihr doch eben nicht kosten, der Kleinen.“ „Mit nichts,“ sprach der Doktor, indem er nochmals die Dose herausnahm, jetzt aber wirklich schnupfte, „aber höchst wahrscheinlich wird sie in ihrem ganzen Leben keine Note mehr singen!“ Da fuhr der Kapellmeister mit beiden Händen sich in die Haare, daß der Puder weit umherflaute, und ramte im Zimmer auf und ab, und schrie wie besessen: „Nicht mehr singen? — nicht mehr singen? — Bettina nicht mehr singen? — Gestorben all' die herrlichen Canzonette — die wunderbaren Bolero's und Seguidilla's, die wie klingender Blumenhauch von ihren Lippen strömten? — Kein frommes Agnus, kein tröstendes Benedictus von ihr mehr hören? — O! o! — Kein Miserere, das mich reinbürstete von jedem irdischen Schmutz miserabler Gedanken — das in mir oft eine ganze reide

Welt makelloser Kirchenthema's aufgehen ließ? — Du lägst, Doktor, Du lägst! — Der Satan versucht Dich mich auf's Eis zu führen. — Der Dom-Organist, der mich mit schändlichem Reide verfolgt, seitdem ich ein achtsimmiges *qui tollis* ausgearbeitet zum Entzücken der Welt, der hat Dich bestochen! Du sollst mich in schöne Verzweiflung stürzen, damit ich meine neue Messe in's Feuer werfe, aber es gelingt ihm — es gelingt Dir nicht! — Hier — hier trage ich sie bei mir, Bettina's *Soli* (er schlug auf die rechte Rocktasche, so daß es gewaltig darin klatschte) und gleich soll herrlicher, als je, die Kleine sie mir mit hochherhabener Glockenstimme vorsingen." Der Kapellmeister griff nach dem Hute und wollte fort, der Doktor hielt ihn zurück, indem er sehr sanft und leise sprach: „Ich ehre Ihren werthen Enthusiasmus, holdseligster Freund! aber ich übertreibe nichts und kenne den Dom-Organisten gar nicht, es ist nun einmal so! Seit der Zeit, daß Bettina in der katholischen Kirche bei dem Amt die *Solos* in *Gloria* und *Credo* gesungen, ist sie von einer solch' seltsamen Heiserkeit oder vielmehr Stimmlosigkeit befallen, die meiner Kunst trotz und die mich, wie gesagt, befürchten läßt, daß sie nie mehr singen wird." „Gut denn," rief der Kapellmeister wie in resignirter Verzweiflung, „so gieb ihr *Opium* — *Opium*, und so lange *Opium* bis sie eines sanften Todes dahinscheidet, denn singt Bettina nicht mehr, so darf sie auch nicht mehr leben, denn sie lebt nur, wenn sie singt — sie existirt nur im Gesange, — himmlischer Doktor, ihu' mir den Gefallen, vergifte sie je eher desto lieber. Ich habe Connektionen im Criminal-Collegio, mit dem Präsidenten studirte ich in Halle, es war ein großer Hornist, wir bliesen *Bizinen* zur Nachtzeit mit einfallenden Chören obligater *Hündlein* und *Kater*! — Sie sollen Dir nichts thun des ehrlichen Mords wegen. — Aber vergifte sie — vergifte sie." — „Man ist," unterbrach der Doktor den sprudelnden Kapellmeister, „doch schon ziemlich hoch in Jahren, muß sich das Haar pudern seit geraumer Zeit und doch noch vorzüglich die Musik anlangend vel quasi ein *Hafenfuß*. Man schreie nicht so, man spreche nicht so verwegen vom sündlichen Mord und Todschlag, man lege sich ruhig hin dort in jenen bequemen Lehstuhl und höre mich gelassen an." Der Kapellmeister rief mit sehr weinerlicher Stimme: „Was werd' ich hören?" und that übrigens, wie ihm geheiß. „Es ist," fing der Doktor an, „in der That in Bettina's Zustand etwas ganz sonderbares und verwunderliches. Sie spricht laut, mit voller Kraft des Organs, an irgend eines der gewöhnlichen Halsübel ist gar nicht zu denken, sie ist selbst im Stande einen musikalischen Ton anzugeben, aber so wie sie die Stimme zum Gesange erheben will, lähmt ein unbegreifliches Etwas, das sich durch kein Stechen, Prickeln, Kitzeln oder sonst als ein affirmatives, krankhaftes Prinzip darthut, ihre Kraft, so daß jeder versuchte Ton ohne gepreßt-unrein, kurz katarhalisch zu klingen, matt und farblos dahin schwindet. Bettina selbst vergleicht ihren Zustand sehr richtig demjenigen im Traum, wenn man mit dem vollsten Bewußtseyn der Kraft zum Fliegen doch vergebens strebt in die Höhe zu steigen. Dieser negative krankhafte Zustand spottet meiner Kunst, und wirkungslos bleiben alle Mittel. Der Feind, den ich bekämpfen soll, gleicht einem körperlosen Spul, gegen den ich vergebens meine Streiche führe. Darin laßt Ihr Recht, Kapellmeister, daß Bettina's ganze Existenz im Leben durch den Gesang beengt ist, denn eben im Gesange kann man sich den kleinen *Paradiesvogel* nur denken, deshalb ist sie aber schon durch die Vorstellung, daß ihr Gesang und mit ihr sie selbst untergehe, so im Innersten aufgereg, und fast bin ich überzeugt, daß

eben diese fortwährende geistige Agitation ihr Leben befinden fördert und meine Bemühungen vertheidigt. Es ist, wie sie sich selbst ausdrückt, von Natur sehr appetitlos, und so glaube ich nachdem ich Monate lang ein Schiffbrüchiger, der nach jedem Splitter heftig nach diesem, jenem Mittel gegriffen und darüber ganz verzagt worden, daß Bettina's ganze Krankheit mehr psychisch als physisch ist." „Recht Doktor," rief der reisende Enthusiast, der so lange schwiegen war über einander geschlagenen Armen im Winkel gesessen, „mit einem Mal habt Ihr den richtigen Punkt getroffen, mein vortrefflicher Arzt! Bettina's krankhaftes Gefühl ist die physische Rückwirkung eines psychischen Eindrucks, eben deshalb aber desto schlimmer und gefährlicher. Ich, ich allein kann Euch Alles erklären, Ihr Herren!" „Was werd' ich hören?" sprach der Kapellmeister noch weinerlicher als vorher, der Doktor rückte seinen Stuhl näher heran zum reisenden Enthusiasten, und guckte ihm mit sonderbar lächelnder Miene in's Gesicht. Der reisende Enthusiast warf über den Blick in die Höhe und sprach, ohne den Doktor oder den Kapellmeister anzusehen: „Kapellmeister! ich sah einmal einen kleinen buntfarbenen Schmetterling, der sich zwischen den Saiten Eures Doppelclaviers eingeklemmt hatte. Das kleine Ding flatterte lustig auf und nieder, und mit den glänzenden Flügeln um sich schlagend berührte es bald die oben bald die untern Saiten, die dann leise, leise nur dem schärffsten Gehör die vernehmbarsten Töne und Akkorde klingen, so daß zuletzt das Thierchen nur in den Schwingungen wie in sanftwogenden Wellen zu schwimmen oder vielmehr von ihnen getragen zu werden schien. Aber oft kam es, daß eine stärker berührte Saite, erzüht in die Flügel des fröhlichen Schmetterlings schlug, so daß sie wund geworden den Schmutz des barten Blütenstaubs von sich streuten, doch blieben nicht achtend kreiste der Schmetterling fort und fort im heftigen Klingen und Singen, bis schärfer und schärfer die Saiten ihn verwundeten, und er lautlos hinab sank in die Oeffnung des Resonanzbodens." „Was wollen wir damit sagen?" frug der Kapellmeister. „*Not applicatio*, mein Vester!" sprach der Doktor. „Bei einer besonderen Anwendung ist hier nicht die Rede," fuhr der Enthusiast fort, „ich wollte, da ich obgleich Schmetterling wirklich auf des Kapellmeisters Clavichord spielen gehört habe, nur im Allgemeinen eine Idee andeuten, die mir damals einkam, und die alles das, was ich über Bettina's Uebel sagen werde, so ziemlich ableitet. Ihr könnet das Ganze aber auch für eine Allegorie ansehen, und es in das Stammbuch irgend einer reisenden Virtuosa hineinzeichnen. Es schien mir nemlich damals, als habe die Natur ein tausendhöriges Clavierwerk aus uns herum gebaut, in dessen Saiten wir herum handwerkten, ihre Töne und Akkorde für unsere eigne willkürlich hervorgebrachte haltend, und als würden wir erst zum Tode wund, ohne zu ahnden, daß der unharmonischste berührte Ton uns die Wunde schlug." „Sehr richtig," sprach der Kapellmeister. „D," rief der Doktor laut, „o nur Geduld, er wird gleich auf seinem Streifen sitzen und gestreckten Gallops in die Welt der Träume, Träume, psychischen Einflüsse, Sympathien, Wirkungskraften u. s. w. hineinreiten, bis er auf der Station des Magnetismus absteigt und ein Frühstück nimmt." „Bemach, Gemach, mein weiser Doktor," sprach der reisende Enthusiast, schmäht nicht auf Dinge, die Ihr, Reichem mögt Ihr Euch auch wie Ihr wollt, doch mit Demuth anerkennen und höchlich beachten müßt. Habt Ihr es denn nicht selbst eben erst ausgesprochen, daß Bettina's Krankheit von psychischer Anregung herbeigeführt aber vielmehr nur ein psychisches Uebel ist?" „Wie kommt's?"

unterbrach der Doktor den Entusiast, „aber Bettina mit dem unglückseligen Schmetterling zusammen?“ „Wenn man,“ fuhr der Entusiast fort, „nun alles haarklein auseinander sieben soll, und jedes Körnchen beugen und betrachten, so wird das eine Arbeit, die selbst langweilig Langeweile verbreitet! — Laßt den Schmetterling im Clavicordkasten des Kapellmeisters ruhen! — Uebrigens, sagt selbst, Kapellmeister! ist es nicht ein wahres Unglück, daß die hochheilige Musik ein integrierender Theil unserer Conversation geworden ist? Die herrlichsten Talente werden herabgezogen in das gemeine, dürftige Leben! Statt daß sonst aus heiliger Ferne wie aus dem wunderbaren Himmelsreiche selbst, Ton und Gesang auf uns herniederkrähte, hat man jetzt alles hübsch bei der Hand, und man weiß genau, wie viel Tassen Thee die Sängerin oder wie viel Gläser Wein der Bassist trinken muß, um in die gehörige Träumerei zu kommen. Ich weiß wohl, daß es Berzine giebt, die ergriffen von dem wahren Geist der Musik, sie untereinander mit wahrhafter Andacht üben, aber jene miserablen, geschmückten, geschneitelten — doch ich will mich nicht ärgern! — Als ich voriges Jahr hierher kam, war die arme Bettina gerade recht in der Mode — sie war, wie man sagt, recherché, es konnte kaum Thee getrunken werden ohne Zututh einer spanischen Romanze, einer italienischen Canzonetta oder auch wohl eines französischen Liedleins: Souvent l'amour, etc. zu dem sich Bettina hergeben mußte. Ich fandte in der That, daß das gute Kind mit sammt ihrem herrlichen Talent untergehen würde in dem Meer Adressen, das man über sie ausschüttete, das geschah nun nicht, aber die Katastrophe trat ein.“ „Was für eine Katastrophe?“ riefen Doktor und Kapellmeister. „Setzt, liebe Herren!“ fuhr der Entusiast fort, „eigentlich ist die arme Bettina — wie man so sagt, verzweifelt oder verberbt worden, und so hart es mir ankommt, es zu bekennen, ich — ich selbst bin der Herzensmeister, der das böse Werk vollbracht hat, und nun gleich dem Zauberklerik den Bann nicht zu lösen vermag.“ „Pöffen — Pöffen, und wir sitzen hier und lassen uns mit der größten Ruhe von dem ironischen Wösel nicht mystifiziren.“ So rief der Doktor, indem er aufsprang. „Aber zum Teufel, die Katastrophe — die Katastrophe,“ schrie der Kapellmeister. „Ruhig, Ihr Herren,“ sprach der Entusiast, „jetzt kommt eine Afsache, die ich verbürgen kann, haltet übrigens meine Herrerei für Scherz, unerachtet es mir zuweilen recht schwer auf's Herz fällt, daß ich ohne Wissen und Willen einer unbekanntem, physischen Kraft zum Medium des Entwickelns und Einwirkens auf Bettina gedient haben mag. Gleichsam als Leiter mein' ich, so wie in der elektrischen Reihe einer den andern ohne Selbstthätigkeit und eignen Willen prügelt.“ „Hop, hop,“ rief der Doktor, „seht wie das Stöckchen gar herrliche Courbetten verführt.“ „Aber die Geschichte — die Geschichte,“ schrie der Kapellmeister dazwischen! „Ihr erwähnt, Kapellmeister,“ fuhr der Entusiast fort, „schon zuvor, daß Bettina das leztmal, ehe sie die Stimme verlor, in der katholischen Kirche sang. Erinnert Euch, daß dies am ersten Ostersfeiertage vorigen Jahres geschah. Ihr hattet Euer schwarzes Schrenkleid angethan und dirigirte die herrliche Haydn'sche Messe aus dem D. Moll. In dem Sopran that sich ein Flor junger, anmuthig gekleideter Mädchen auf, die zum Theil fangen, zum Theil auch nicht; unter ihnen stand Bettina, die mit wunderbar starker, voller Stimme die kleinen Soli vortrug. Ihr wißt, daß ich mich im Tenor angestellt hatte, das Sanctus war eingetreten, ich fühlte die Schauer der tiefsten Andacht mich durchbeben, da tauschte es hinter mir störend, unwillkürlich drehte ich

mich um, und erblickte zu meinem Erstaunen Bettina, die sich durch die Reihen der Spielenden und Singenden drängte um den Chor zu verlassen.“ „Sie wollen fort?“ redete ich sie an. „Es ist die höchste Zeit,“ erwiderte sie sehr freundlich, „daß ich mich jetzt nach der \*\*\* Kirche begeben, um noch, wie ich versprochen, dort in einer Cantate mitzufingen, auch muß ich noch Vormittag ein paar Duets probiren, die ich heute Abend in dem Singethee bei \*\*\* vortragen werde, dann ist Souper bei \*\*\*. Sie kommen doch hin? es werden ein paar Chöre aus dem Händel'schen Messias und das erste Finale aus Figaro's Hochzeit gemacht.“ Während dieses Gesprächs erklangen die vollen Akkorde des Sanctus, und das Weibrauchopfer zog in blauen Wolken durch das hohe Gewölbe der Kirche. „Wissen Sie denn nicht,“ sprach ich, „daß es sündlich ist, daß es nicht straflos bleibt, wenn man während des Sanctus die Kirche verläßt? — Sie werden so bald nicht mehr in der Kirche singen!“ — Es sollte Scherz seyn, aber ich weiß nicht, wie es kam, daß mit einemmal meine Worte so feierlich klangen. Bettina erblaste und verließ schweigend die Kirche. Seit diesem Moment verlor sie die Stimme.“ — Der Doktor hatte sich während dieser Zeit wieder gesetzt, und das Kinn auf den Stockknopf gestützt, er blieb stumm, aber der Kapellmeister rief: „Wunderbar in der That, sehr wunderbar!“ „Eigentlich,“ fuhr der Entusiast fort, „kam mir damals bei meinen Worten nichts Bestimmtes in den Sinn und eben so wenig setzte ich Bettina's Stimmlosigkeit mit dem Vorfall in der Kirche nur in den mindesten Bezug. Erst jetzt, als ich wieder hierher kam und von Euch, Doktor, erfuhr, daß Bettina noch immer an der verdrießlichen Kränklichkeit leide, war es mir, als hätte ich schon damals an eine Geschichte gedacht, die ich vor mehreren Jahren in einem alten Buche las, und die ich Euch, da sie mir anmuthig und rührend scheint, mittheilen will.“ „Erzählen Sie,“ rief der Kapellmeister, „vielleicht liegt ein guter Stoff zu einer tüchtigen Oper darin.“ „Könnt' Ihr Kapellmeister,“ sprach der Doktor, „Träume — Ahnungen — magnetische Zustände in Musik setzen, so wird Euch geholfen, auf so was wird die Geschichte doch wieder herauslaufen.“ Ohne dem Doktor zu antworten, räusperte sich der reisende Entusiast und fing mit erhabener Stimme an: „Unabsehbar breitete sich das Feldlager Isabellen's und Ferdinand's von Arragonien vor den Mauern von Granada aus.“ „Herr des Himmels und der Erden,“ unterbrach der Doktor den Erzähler, „das fängt an als wollt' es in neun Tagen und neun Nächten nicht endigen, und ich sitze hier und die Patienten lamentiren. Ich scheere mich den Teufel um Cure maurischen Geschichten, den Gonzalvo von Cordova habe ich gelesen und Bettina's Seguidillas gehört, aber damit Basta, alles was recht ist — Gott befohlen!“ Schnell sprang der Doktor zur Thür hinaus, aber der Kapellmeister blieb ruhig sitzen, indem er sprach: „Es wird eine Geschichte aus den Kriegen der Mauren mit den Spaniern, wie ich merke, so was hätt' ich längst gar zu gern componirt. — Gefechte — Tumult — Romanzen — Aufzüge — Symbein — Choräle — Trommeln und Pauken — ach Pauken! — Da wir nun einmal so zusammen sind, erzählten Sie, liebenswürdiger Entusiast, wer weiß, welches Saamenkorn die erwünschte Erzählung in mein Gemüth wirft und was für Riesensilien daraus entsprossen.“ „Euch wird nun Kapellmeister!“ erwiderte der Entusiast, „alles einmal gleich zur Oper, und daher kommt es denn auch, daß die vernünftigen Leute, die die Musik behandeln wie einen starken Schnapps, den man nur dann und wann in kleinen Portionen genießt zur Magenstärkung, Euch manchmal für toll halten. Doch



erzählen will ich Euch, und seht möget Ihr, wandelt Euch die Luft an, manchmal ein paar Akkorde dazwischen werfen.“ — Schreiber dieses fühlt sich gedrungen, ehe er dem Enthusiasten die Erzählung nachschreibt, Dich günstigen Lesers zu bitten, Du mögest ihm der Kürze halber zu Gute halten, wenn er den dazwischen anschlagenden Akkorde den Kapellmeister vorzeichnet. Statt also zu schreiben: Hier sprach der Kapellmeister, heißt es bloß der Kapellmeister.

Unabsehbar breitete sich das Feldlager Isabellens und Ferdinand's von Arragonien vor den festen Mauern von Granada aus. Vergebens auf Hülfen hoffend, immer enger und enger eingeschlossen, verzagte der feige Boabdil, und im bitteren Hohn vom Volk, das ihn den kleinen König nannte, verspottet, fand er nur in den Opfern blutdürstiger Grausamkeit augenblicklichen Trost. Aber eben in dem Grade, wie die Muthlosigkeit und Verzweiflung täglich mehr Volk und Kriegsheer in Granada erfaßte, wurde lebendiger Siegeshoffnung und Kampfeslust im spanischen Lager. Es bedurfte keines Sturms. Ferdinand begnügte sich die Wälle zu beschießen, und die Ausfälle der Belagerten zurückzutreiben. Diese kleinen Gefechte glückten mehr fröhlichen Turnieren als ernstlichen Kämpfen, und selbst der Tod der im Kampfe Gefallenen konnte die Gemüther nur erheben, da sie hochgefeiert im Gepränge des kirchlichen Kultus wie in der strahlenden Glorie des Märtyrthums für den Glauben erschienen. Gleich nachdem Isabella in das Lager eingezogen, ließ sie in dessen Mitte ein hohes, hölzernes Gebäude mit Thürmen aufzuführen, von deren Spitzen die Kreuzesfahne herabwehte. Das Innere wurde zum Kloster und zur Kirche eingerichtet, und Benediktiner-Nonnen zogen ein, täglichen Gottesdienst übend. Die Königin, von ihrem Gefolge, von ihren Mittern begleitet, kam jeden Morgen die Messe zu hören, die ihr Weichwafer las, von dem Gesange der im Chor versammelten Nonnen unterstützt. Da begab es sich, daß Isabella an einem Morgen eine Stimme vernahm, die mit wunderbarem Glockenklänge die andern Stimmen im Chor überlante. Der Gesang war anzuhören, wie das siegende Schmetterlein einer Nachtigall, die, die Fürstin des Hains, dem jauchzenden Volk gebietet. Und doch war die Aussprache der Worte so fremdbartig und selbst die sonderbare ganz eigenthümliche Art des Gesanges that kund, daß eine Sängerin des kirchlichen Stils noch ungewohnt, vielleicht zum erstenmal das Amt singen müsse. Bewundert schaute Isabella um sich, und bemerkte, daß ihr Gefolge von demselben Erstaunen ergriffen worden; doch ahnen mußte sie wohl, daß hier ein besonderes Abenteuer im Spiel seyn müsse, als ihr der tapfere Heerführer Aguillar, der sich eben im Gefolge befand, in's Auge fiel. Im Betruhl knieend, starrte er zum Sitter des Chors herauf, glühende, inbrünstige Sehnsucht im düstern Auge. Als die Messe geendet war, begab sich Isabella nach Donna Maria's, der Priorin, Zimmer, und frug nach der fremden Sängerin. „Wollet Euch, o Königin,“ sprach Donna Maria, „erinnern, daß vor Monatsfrist Don Aguillar jenes Außenwerk zu überfallen und zu erobern gedachte, das mit einer herrlichen Terrasse geziert, den Mauren zum Lustort dient. In jeder Nacht schallen die süßigen Gesänge der Heiden in unser Lager herüber, wie verlockende Sirenenstimmen, und eben deshalb wollte der tapfere Aguillar das Nest der Sünde zerstören. Schon war das Werk genommen, schon wurden die gefangenen Weiber während des Gefechts abgeführt, als eine unvermuthete Verstärkung ihn, tapferer Wehr unerachtet, nöthigte, abzulassen und sich zurückzuziehen in das Lager. Der Feind wagte nicht ihn zu verfolgen, und so kam es, daß die Gefangenen und reiche Beute sein blieben. Unter den gefangenen Weibern befand sich eine, deren trostloses Jammern,

deren Verzweiflung Don Aguillar's Aufmerksamkeit erregte. Er nahte sich der Verschleierten mit fremden Worten, aber als hätte ihr Schmerz keine andere Sprache als Gesang, fing sie, nachdem sie auf der Hüfte ihr an einem goldnen Bande um den Hals hing, eine seltsame Akkorde gegriffen hatte, eine Romanze an, die in tiefaufsteigenden, herzzersehrenden Lauten die Trennung von dem Geliebten, von aller Lebensfreude klagte. Aguillar, tief ergriffen von dem wunderbaren Tönen, beschloß das Weib zurückbringen zu lassen nach Granada; sie stürzte vor ihm nieder, indem sie die Schleier zurückschlug. Da rief Aguillar auf sie: „Bist Du denn nicht Zulema, das Licht des Hofes in Granada?“ — Zulema, die der Feldherr bei einer Sendung an Boabdil's Hof gesehen, deren wunderbaren Gesang seitdem tief in seiner Brust widerhallte, war es wirklich. „Ich gebe dir die Freiheit,“ rief Aguillar, aber da sprach der ehrwürdige Vater Agostino Zulema, der das Kreuz in der Hand, mitgezogen: „Erarme Dich, Herr! daß Du, indem Du die Gefangene lässest, ihr großes Unrecht thust, da sie dem Geliebten entrissen, vielleicht bei uns von der Gnade des Herrn erleuchtet, in den Schooß der Kirche zurückgeführt wird.“ Aguillar sprach: „Sie mag bei uns bleiben einen Monat hindurch und dann, fühlt sie sich nicht durchkommen vom Geist des Herrn, zurückgebracht werden nach Granada.“ So kam es, o Herrin! daß Zulema von uns in dem Kloster aufgenommen wurde. Anfangs schickte sie sich ganz dem trostlosesten Schmerz, und bald wenn es wild und schauerlich töndete, bald tiefliegende Romanzen, mit denen sie das Kloster erfüllte, denn überall hörte man ihre durchdringende Glockenstimme. Es begab sich, daß wir einst um Mitternacht im Chor der Kirche versammelt waren und die Hora nach jenen wunderbaren heiligen Weise absangen, die der gute Meister des Gesanges, Ferreras, uns lehrte. Ich bemerkte im Schein der Lichter Zulema in der ersten Pforte des Chors stehend und mit erstem Blick sie und andächtig hineinschauend; als wir Paare des herziehend den Chor vertieften, kniete Zulema im Angesicht eines eines Marienbildes. Den andern Tag sang sie keine Romanze, sondern blieb still und in sich gekehrt. Bald versuchte sie auf der tiefgestimmten Akkorde die Akkorde jenes Chorals, den wir in der Kirche gesungen, und dann fing sie an leise, leise zu singen, sie selbst die Worte unsers Gesanges zu versuchen, die so freilich wunderlich, wie mit gebundener Zunge ausbrach. Ich merkte wohl, daß der Geist des Herrn mit mehr tröstender Stimme im Gesange zu ihr gesprochen, und daß sich ihre Brust öffnen würde seiner Gnade; daher schickte ich Schwester Emanuela, die Meisterin des Chors zu ihr, daß sie den glimmenden Funken entfachte, was geschah es, daß im heiligen Gesange der Kirche der Glaube in ihr entzündet wurde. Noch ist Zulema nicht durch die heilige Taufe in den Schooß der Kirche aufgenommen, aber vergöttert wurde es ihr unserm Chor beizugesellen, und so ihre wunderbare Stimme zur Glorie der Religion zu erheben.“ Die Königin vernahm nun wohl, was in Aguillar's Innern vorgegangen, und er auf Agostino's Eirede Zulema nicht zurückzuführen nach Granada, sondern sie im Kloster aufnehmen ließ, und um so mehr war sie erfreut über Zulema's Bekehrung zum wahren Glauben. Nach wenigen Tagen wurde Zulema getauft und erhielt den Namen Julia. Die Königin selbst, der Marquis von Cadix, Heinrich von Mendoza, die Feldherren Mendoza, Willena, waren die Zeugen des heiligen Akts. Man hätte glauben sollen, daß Julia's Gesang nun noch inniger und wahrer die Herrlichkeit des Glaubens hätte verkünden müssen, und es geschah es auch wirklich eine kurze Zeit hindurch, bis

dessen bemerkte Emanuela bald, daß Julia oft auf seltsame Weise von dem Choral abwich, fremdartige Töne einmischend. Oft hallte urplötzlich der dumpfe Klang einer tiefgestimmten Zither durch den Chor. Der Ton gieng dem Nachklängen vom Sturm durchrauschter Saiten. Dann wurde Julia unruhig, und es geschah sogar, daß sie wie willkürlich in den lateinischen Hymnus ein mohrisches Wort einwarf. Emanuela warnte die Neubekehrte, standhaft zu widerstehen dem Feinde, aber lächelmäßig achtete Julia dessen nicht, und zum Aergerniß der Schwestern sang sie oft, wenn eben die ernstlichen heiligen Choräle des alten Ferreras erklangen, tänzelnde mohrische Liebeslieder zur Zither, die sie wieder hoch gestimmt hatte. Sonderbarer Weise klangen jetzt die Zitherklänge, die oft durch den Chor sausten, auch hoch und recht widrig, beinahe wie das gellende Gespfeife der kleinen mohrischen Flöten.

Der Kapellmeister. Flauti piccoli — Oktavflöten. Aber, mein Bester, noch bis jetzt nichts, gar nichts für die Oper — keine Exposition, und das ist immer die Hauptsache, doch mit der tiefen und hohen Stimmung der Zither, das hat mich angeregt. Glaubt Ihr nicht, daß der Teufel ein Tenorist ist? Er ist falscher wie — der Teufel, und daher macht er alles im Falset! Der Enthusiast. Gott im Himmel! — Ihr werdet von Tage zu Tage wisziger, Kapellmeister! Aber Ihr habt Recht, lassen wir dem teuflischen Prinzip alles überhohe unnatürliche Gespfeife, Sequieke &c. Doch weiter fort in der Erzählung, die mir eigentlich blutdürstig wird, weil ich jeden Augenblick Gefahr laufe, über irgend einen wohl zu beachtenden Moment wegguspringen.

Es legab sich, daß die Königin, begleitet von den edlen Helden des Lagers, nach der Kirche der Benediktiner-Konventen schritt, um wie gewöhnlich die Messe zu hören. Vor der Pforte lag ein elender, zerlumpter Bettler, die Trabanten wollten ihn fortjagen, doch halb erhoben riß er sich wieder los und warf sich heulend nieder, so daß er die Königin berührte. Egerimunt sprang Aguillar hervor und wollte den Gienden mit dem Kopfe fortstoßen. Der richtete sich aber mit halbem Leibe gegen ihn empor und schrie: „Tritt die Schlange — tritt die Schlange, sie wird Dich stechen zum Tode!“ — und dazu griff er in die Saiten der unter den Lumpen verdeckten Zither, daß sie im gellenden, widrig pfeifenden Tone zerriß, und alle von unheimlichem Grauen ergriffen, zurückbeben. Die Trabanten schafften das niedrige Gespfeife fort, und es hieß: der Mensch sey ein gefangener, wahnsinniger Mohr, der aber durch seine tollm Späße und durch sein verwunderliches Zitherpiel die Soldaten im Lager belustige. Die Königin trat ein und das Amt begann. Die Schwestern im Chor intonirten das Sanctus, eben sollte Julia mit mächtiger Stimme wie sonst eintreten: Pleni sunt caeli gloria tua, da gieng ein gellender Zitherton durch den Chor, Julia schlug schnell das Blatt zusammen und wollte den Chor verlassen. „Was beginnst Du?“ rief Emanuela; „D!“ sagte Julia, „hörst Du denn nicht die prächtigen Töne des Meisters? — dort bei ihm, mit ihm muß ich singen!“ damit eilte Julia nach der Thüre, aber Emanuela sprach mit sehr ernster, feierlicher Stimme: „Sünderin, die Du den Dienst des Herrn entweißt, da Du mit dem Munde sein Lob verkündest und im Herzen weltliche Gedanken trägst, flieh von hinnen, gebrochen ist die Kraft des Gesanges in Dir, verstummt sind die wunderbaren Laute in Deiner Brust, die der Geist des Herrn entzündet!“ — Von Emanuela's Worten wie vom Blitz getroffen, schwante Julia fort. — Eben wollten die Neuen zur Nachtzeit sich versammeln, um die Hora zu singen, als ein dicker Qualm schnell die ganze

Kirche erfüllte. Bald darauf drangen die Flammen zischend und prasselnd durch die Wände des Nebengebäudes und erfaßten das Kloster. Mit Mühe gelang es den Nonnen ihr Leben zu retten, Trompeten und Hörner schmetterten durch das Lager, aus dem ersten Schlaf taumelten die Soldaten auf; man sah den Feldherrn Aguillar mit versengtem Haar, mit halbverbrannten Kleidern aus dem Kloster stürzen, er hatte Julia, die man vermiste, vergebens zu retten gesucht, keine Spur von ihr war zu finden. Fruchtlos blieb der Kampf gegen das Feuer, das von dem Sturm, der sich erhob, angefaßt, immer mehr um sich griff: in kurzer Zeit lag Isabellens ganzes, reiches, herrliches Lager in Asche. Die Mauren, im Vertrauen daß der Christen Unglück ihnen Sieg bringen würde, wagten mit einer bedeutenden Macht einen Ausfall, glänzender war aber für die Waffen der Spanier nie ein Kampf gewesen, als eben dieser, und als sie unter dem jauchzenden Schall der Trompeten sieggekrönt in ihre Verschanzungen zurückzogen, da bestieg die Königin Isabella den Thron, den man im Freien errichtet hatte, und verordnete daß an der Stelle des abgebrannten Lagers eine Stadt gebaut werde! Zeigen sollte dieß den Mauren in Granada, daß niemals die Belagerung aufgehoben werden würde.

Der Kapellmeister. Dürfte man sich nur mit geistlichen Dingen auf das Theater wagen, hat man nicht schon seine Noth mit dem lieben Publikum, wenn man hier und da ein bißchen Choral anbringt; sonst wär die Julia gar keine üble Partie. Denkt Euch den doppelten Styl, in welchem sie glänzen kann, erst die Romangen, dann die Kirchengesänge. Einige allertliebste spanische und mohrische Lieder hab' ich bereits fertig, auch ist der Sieges-Marsch der Spanier gar nicht übel, so wie ich das Gebot der Königin melodramatisch zu behandeln Willens bin; wie indessen das Ganze sich zusammenfügen soll, das weiß der Himmel! — Aber erzählt weiter, kommen wir wieder auf Julia, die hoffentlich nicht verbrannt seyn wird.

Der Enthusiast. Denkt Euch, liebster Kapellmeister, daß jene Stadt, die die Spanier in ein und zwanzig Tagen aufbauten und mit Mauern umgaben, eben das heute noch stehende Santa-Fe ist. Doch indem ich das Wort so unmittelbar an Euch richte, falle ich aus dem feierlichen Ton, der allein sich zu dem feierlichen Stoffe paßt. Ich wollte Ihr spieltet eins von Palestrina's Responorien, die dort auf dem Pult des Fortepiano's aufgeschlagen liegen.

Der Kapellmeister that es und hierauf fuhr der reizende Enthusiast also fort:

Die Mauren unterließen nicht, die Spanier während des Aufbaues ihrer Stadt auf mannigfache Weise zu beunruhigen, die Verzweiflung trieb sie zur verwegensten Kühnheit und so wurden die Gefechte ernster als jemals. Aguillar hatte einst ein maurisches Geschwader, das die spanischen Vorwachen überfallen, bis in die Mauern von Granada zurück getrieben. Er lehrte mit seinen Reitern zurück, und hielt unsern den ersten Verschanzungen bei einem Myrthenwäldchen, sein Gefolge fortschickend, um so ernstlichen Gedanken und wehmüthiger Erinnerung sich mit ganzem Gemüth hingeben zu können. Julia's Bild stand lebendig vor seines Geistes Augen. Schon während des Gefechts hörte er ihre Stimme bald drohend bald klagend ertönen, und auch jetzt war es ihm als säuße ein seltsamer Gesang, halb mohrisches Lied, halb christlicher Kirchen-Gesang, durch die dunklen Myrthen. Da rauschte plötzlich ein mohrischer Ritter im silbernen Schuppenharnisch auf leichtem arabischen Pferde aus dem Walde hervor und gleich fauete auch der geworfene Speer dicht bei Aguillars Haupt vorbei. Er wollte mit gezogenem Schwert auf den

Feind löstürzen, als der zweite Speer slog und seinem Pferde tief in der Brust stecken blieb, daß es sich vor Wuth und Schmerz hoch emporbäumte und Aguillar sich schnell von der Seite herabschwingen mußte, um schwerem Falle nicht zu erliegen. Der Mohr war herzengeprengt und hieb herab mit der Sichelklinge nach Aguillars entblößtem Haupt. Aber geschickt parirte Aguillar den Todesstreich und hieb so gewaltig nach, daß der Mohr sich nur rettete, indem er tief vom Pferde niedertauchte. In demselben Augenblick drängte sich des Mohren Pferd dicht an Aguillar, so daß er keinen zweiten Hieb führen konnte, der Mohr riß seinen Dolch hervor, aber noch ehe er zuschlagen konnte, hatte ihn Aguillar mit Riesensärke erfaßt, vom Pferde heruntergezogen und ringend zu Boden geworfen. Er kniete auf des Mohren Brust und indem er mit der linken Faust des Mohren rechten Arm so gewaltig gepackt hatte, daß er regungslos blieb, zog er seinen Dolch. Schon hatte er den Arm erhoben, um des Mohren Kehle zu durchstoßen, als dieser tief aufseufzte: Zulema! — Zur Wilsäule erstarrt vermochte Aguillar nicht die That zu vollenden, „Unseliger,“ rief er, „welch' einen Namen nennst Du?“ „Stoße zu,“ söhnte der Mohr, „Du tödest den, der Dir Tod und Verderben geschworen hat. Ja! wisse, verrätherischer Christ, wisse, daß es Hichem, der letzte des Stammes Alhamar ist, dem Du Zulema raubtest! — Wisse, daß jener zerklumpte Bettler, der mit den Gebehrden des Wahnsinns in Eurem Lager umherischlich, Hichem war, wisse daß es mir gelang, das dunkle Gefängniß, in dem Ihr Verruchte das Licht meiner Gedanken eingeschlossen, anzuzünden und Zulema zu retten.“ — „Zulema — Julia lebt?“ rief Aguillar. Da lachte Hichem gellend auf im graufigen Hohn: „Ja sie lebt, aber Euer blutiges dornengekröntes Hohenbild hat mit fluchwürdigem Sauber sie befangen und die duftende, glühende Blume des Lebens eingehüllt in die Leidentücher der wahnsinnigen Weiber, die Ihr Bräute Eures Hohen nennt. Wisse, daß Ton und Gesang in ihrer Brust wie angerecht vom giftigen Hauch des Samsams erstorben ist. Dahin ist alle Lust des Lebens mit Zulema's süßen Liedern, darum tödte mich — tödte mich, da ich nicht Rache zu nehmen vermag an Dir, der Du mir schon mehr als mein Leben entriest.“ Aguillar ließ ab von Hichem und erhob sich, sein Schwert von dem Boden aufnehmend, langsam. „Hichem,“ sprach er: „Zulema, die in heiliger Taufe den Namen Julia empfing, wurde meine Gefangene im ehrlichen, offenen Kampf. Erleuchtet von der Gnade des Herrn, entsagte sie Mahoms schändem Dienst und was Du verblendeter Mohr bösen Zanber eines Hohenbildes nennst, war nur die Versuchung des Bösen, dem sie nicht zu widerstehen vermochte. Nennst Du Zulema Deine Geliebte, so sey Julia, die zum Glauben bekehrte, die Dame meiner Gedanken, und sie im Herzen, zur Glorie des wahren Glaubens will ich gegen Dich bestehen im wackern Kampf. Nimm Deine Waffen und falle gegen mich aus wie Du willst nach Deiner Sitte.“ Schnell ergriff Hichem Schwert und Dartsche, aber auf Aguillar losrennend, wankte er laut aufbrüllend zurück, warf sich auf das Pferd, das neben ihm stehen geblieben und sprengte gestreckten Galopps davon. Aguillar wußte nicht was das zu bedeuten haben konnte, aber in dem Augenblick stand der ehrwürdige Greis Agostino Sanchez hinter ihm und sprach sanft lächelnd: „Fürchtet Hichem mich oder den Herrn, der in mir wohnt und dessen Liebe er verschmäht?“ Aguillar erzählte alles was er von Julia vernommen und beide erinnerten sich nun wohl an die prophetischen Worte Emanuela's, als Julia verlockt von Hichems Sittertönen alle Andacht im Innern erlödtend, den Chor während des Sanctus verließ.

Der Kapellmeister. Ich denke an kein Mehr, aber das Gefecht zwischen dem Mohren Hichem im Schuppenharnisch und dem Feldhern Aguillar parirt mir auf in Musfel. — Hol' es der Teufel! — wie kann man nun besser gegen einander ausfallen lassen als Mozart im Don Giovanni gethan hat? Ihr müßt doch — in der ersten —

Der reisende Enthusiast. Still Kapellmeister! Ich werde nun meiner schon zu langen Erzählung den letzten Kuel geben. Noch allerlei kommt vor, und es ist nöthig die Gedanken zusammen zu halten, um so mehr da ich immer dabei an Bettina denke, welches mich nicht wenig verwirrt. Vorzüglich möcht' ich gar nicht, daß sie jemals etwas von meiner spanischen Geschichte erführe und doch ist es mir so, als wenn sie dort an jener Thür lauschte, welches natürlicher Weise zur Bildung seyn muß. Also weiter. —

Zimmer und immer geschlagen in allen Gefechten, von der täglich-stündlich zunehmenden Hungersnoth gequält, sahen sich die Mauren endlich genöthigt zu capituliren, und im feistlichen Gepränge unter dem Donner der Kanonenschüsse zogen Ferdinand und Isabella in Granada ein. Priester hatten die große Moschee eingeweiht zur Kathedrale und dorthin ging der Zug, um in andächtiger Messe, im feierlichen Te deum laudamus dem Herrn der Heerschaaren zu danken für den glorreichen Sieg über die Diener Mahoms, des falschen Propheten. Man kannte die nur mühsam unterdrückte, immer nur aufsteigende Wuth der Mohren, und daher bedekten Truppenabtheilungen, die durch entferntere Straßen schlagfertig zogen, die durch die Hauptstraße sich bewegende Procession. So geschah es, daß Aguillar an der Spitze einer Abtheilung Fußvolks eben auf entfernterem Wege sich nach der Kathedrale, wo das Amt schon begonnen, begeben wollte, als er sich plötzlich durch einen Pfeilschuß an der linken Schulter verwundet fühlte. In demselben Augenblick stürzte ein Haufen Mohren aus einem dunklen Bogenange hervor, und überfiel die Christen mit verzweifelter Wuth. Hichem an der Spitze rannte gegen Aguillar an, doch nur leicht verletzt, kaum den Schmerz der Wunde fühlend, parirte geschickt den gewaltigen Hieb und in demselben Augenblick lag auch Hichem mit gespaltenem Kopf an seinen Füßen. Die Spanier drangen während ein auf die verrätherischen Mohren, die bald heulend flohen und sich in ein feineres Haus warfen, dessen Thor sie eben verschlossen. Die Spanier stürmten heran, aber sie nete es Pfeile aus den Fenstern. Aguillar besah Feuerbrände hineinzuwerfen. Schon loberten die Flammen aus dem Dache hoch auf, als durch den Donner des Hohenbildes eine wunderbare Stimme aus dem verbrannten Gebäude erklang: Sanctus — sanctus Dominus deus Sabaoth. „Julia — Julia!“ rief Aguillar im trostlosen Schmerz, da öffneten sich die Pforten, und Julia im Gewande der Benediktiner-Nonne trat hervor mit starker Stimme singend: — Sanctus — Sanctus Dominus deus Sabaoth, hinter ihr zogen die Mohren in gebeugter Stellung, die Hände auf der Brust zum Kreuz verstränkt. Erstaukt wichen die Spanier zurück und durch ihre Reihen zog Julia mit den Mohren nach der Kathedrale — hineintretend intonirte sie das: Benedictus qui venit in nomine Domini. Unwillkürlich, als komme die Heilige vom Himmel gesendet, schickte sie zu verkünden den Besegneten des Herrn, beugte das Haupt die Knie. Fests Schritte, den verklärten Blick zum Himmel gerichtet, traf Julia vor den Hochaltäre Ferdinand und Isabellen, das Amt singend und die heiligen Gebräuche mit inbrünstiger Andacht übend. Die letzten Lauten des: Dona nobis pacem, sang Julia entsetzt der Königin in die Arme. Alle Mohren, die

ihre gefolgt, empfangen, zum Glauben bekehrt, selbigen Tages die heilige Taufe.

So hatte der Enthusiast seine Geschichte geendet, als der Doktor mit vielem Geräusch eintrat, heftig mit dem Stock auf die Erde stieß und zornig schrie: „Da sitzen sie noch und erzählen sich tolle fantastische Geschichten ohne Rücksicht auf Nachbarschaft, und machen die Leute kränker.“ — „Was ist denn nun wieder geschehen, mein Wertbesten?“ sprach der Kapellmeister ganz erschrocken. „Ich weiß es recht gut,“ fiel der Enthusiast ganz gelassen ein. „Nichts mehr und nichts weniger, als daß Bettina uns stark reden gehört hat, dort ins Kabinett gegangen ist und alles weiß.“ „Das habt Ihr nun,“ sprach der Doktor, „von Euren verdammten, lügenhaftesten Geschichten, wahnfinniger Enthusiast, daß Ihr reizbare Gemüther vergiftet — ruiniert mit Euren tollen Beuge; aber ich werde Euch das Handwerk legen.“ — „Herrlicher Doktor!“ unterbrach der Enthusiast den Jernigen, „erregt Euch nicht und bedenkt, daß Bettina's physische Krankheit physische Mittel erfordert, und daß vielleicht meine Geschichte —“ „Still, still,“ fiel der Doktor ganz gelassen ein, „ich weiß schon, was Ihr sagen wollt.“ — „Zu einer Oper taugt es nicht, aber sonst gab es darin einige sonderbar klingende Akkorde.“ So murmelte der Kapellmeister, indem er den Hut ergriß und den Fremden folgte.

Als drei Monat darauf der reisende Enthusiast der gefunden Bettina, die mit herrlicher Glocken-Stimme Pergoleses Stabat mater (jedoch nicht in der Kirche, sondern im mäßig großen Zimmer) gesungen hatte, voll Freude und andächtigen Entzückens die Hand küßte, sprach sie: „Ein Dreizehnter sind Sie gerade nicht, aber zwischen etwas widerhaariger Natur,“ — „wie alle Enthusiasten,“ setzte der Kapellmeister hinzu.

### Das öde Haus.

— Man war darüber einig, daß die wirklichen Erfindungen im Leben oft viel wunderbarer sich gestalteten, als alles, was die regste Fantasie zu erfinden trachtete. „Ich meine,“ sprach Lelio, „daß die Geschichte davon himmlischen Beweis gibt und daß eben deshalb die sogenannten historischen Romane, worin der Verfasser, in seinem mäßigen Gebirn bei ärmtlichem Feuer ausgebrütete Kinderlein, den Thaten der ewigen im Universum waltenden Macht beizugesellen sich unterfangt, so abgeschmackt und widerlich sind.“ „Es ist,“ nahm Franz das Wort, „die tiefe Wahrheit der unerforschlichen Geheimnisse, von denen wir umgeben, welche uns mit einer Gewalt ergreift, an der wir den über uns herrschenden, uns selbst bedingenden Geist erkennen.“ „Ach!“ fuhr Lelio fort, „die Erkenntnis, von der Du sprichst! — ach, das ist ja eben die entsezlichste Folge unserer Entartung nach dem Sündenfall, daß diese Erkenntnis uns fehlt!“ „Biele,“ unterbrach Franz den Freund, „sind berufen und wenige auserwählt! Glaubst Du denn nicht, daß das Erkennen, das heinabe noch schönere Ahen der Wunder unseres Lebens manchem verliehen ist, wie ein besonderer Zauber? Um nur gleich aus der dunklen Region, in die wir uns verlieren könnten, heraus zu springen in den heitern Augenblick, werf' ich Euch das sturrie Gleichniß hin, das Menschen, denen die Sehergabe, das Wunderbare zu schauen, mir wohl wie die Fiebermäuse bedünken wollen, an denen der gelehrte Anatom Spalanzani

einen vortrefflichen sechsten Sinn entdeckte, der als schalkhafter Stellvertreter nicht allein alles, sondern viel mehr ausrichtet, als alle übrigen Sinne zusammengenommen.“ „Ho, ho,“ rief Franz lächelnd, „so wären denn die Fiebermäuse eigentlich recht die gebornen, natürlichen Somnambulen! Doch in dem heitern Augenblick, dessen Du gedachtest, will ich Posto fassen und bemerken, daß jener sechste bewunderungswürdige Sinn vermag an jeder Erscheinung, sey es Person, That oder Begebenheit, sogleich dasjenige exzentrische zu schauen, zu dem wir in unserm gewöhnlichen Leben keine Gleichung finden und es daher wunderbar nennen. Was ist denn aber gewöhnliches Leben? — Ach, das Drehen in dem engen Kreise, an den unsre Nase überall flößt, und doch will man wohl Courbetten versuchen im tactmäßigen Pabgang des Alltagsgeschäfts. Ich kenne jemanden, dem diese Sehergabe, von der wir sprechen, ganz vorzüglich eigen scheint. Daher kommt es, daß er oft unbekanntem Menschen, die irgend etwas verwunderliches in Gang, Kleidung, Ton, Blick haben, Tageslang nachläuft; daß er über eine Begebenheit, über eine That, leicht hin erzählt, keiner Beachtung werth und von niemandem beachtet, tiefinnig wird; daß er antipodische Dinge zusammenstellt und Beziehungen herausfantastirt, an die niemand denkt.“ Lelio rief laut: „Halt, halt, das ist ja unser Theodor, der ganz was besonderes im Kopfe zu haben scheint, da er mit solch seltsamen Blicken in das Blaue herauschaut.“ „In der That,“ fing Theodor an, der so lange geschwiegen, „waren meine Blicke seltsam, so lange darin der Reflektor des wahrhaft Seltsamen, das ich im Geiste schaute. Die Erinnerung eines unlängst erlebten Abenteuer —“ „D erzähle, erzähle,“ unterbrachen ihn die Freunde. „Erzähle,“ fuhr Theodor fort, „möcht' ich wohl, doch muß ich zuvörderst Dir, lieber Lelio, sagen, daß Du die Weisheit, die meine Sehergabe darthun sollten, ziemlich schlecht wähltest. Aus Eberhards Synonymik mußt Du wissen, daß w u n d e r l i c h alle Aeußerungen der Erkenntnis und des Begehrens genannt werden, die sich durch keinen vernünftigen Grund rechtfertigen lassen, w u n d e r b a r aber dasjenige heißt, was man für unmöglich, für unbegreiflich hält, was die bekannten Kräfte der Natur zu übersteigen, oder, wie ich hinzufüge, ihrem gewöhnlichen Gange entgegen zu seyn scheint. Daraus wirst Du entnehmen, daß Du vorhin Rücksichts meiner angeblichen Sehergabe das Wunderliche mit dem Wunderbaren verwechseltest. Aber gewiß ist es, daß das anscheinend Wunderliche aus dem Wunderbaren sproßt, und daß wir nur oft den wunderbaren Stamm nicht sehen, aus dem die wunderlichen Zweige mit Blättern und Blüthen hervor sprossen. In dem Abenteuer, das ich Euch mittheilen will, mischt sich beides, das Wunderliche und Wunderbare, auf, wie mich dünkt, recht schauerliche Weise.“ Mit diesen Worten zog Theodor sein Taschenbuch hervor, worin er, wie die Freunde wußten, allerlei Notizen von seiner Reise her eingetragen hatte, und erzählte, dann und wann in dieß Buch hineinblickend, folgende Begebenheit, die der weiteren Mittheilung nicht unwerth scheint:

Ihr wißt (so fing Theodor an), daß ich den ganzen vorigen Sommer in \*\*\*n zubrachte. Die Menge alter Freunde und Bekannten, die ich vorfand, das freie gemüthliche Leben, die mannigfachen Anregungen der Kunst und der Wissenschaft, das alles hielt mich fest. Nie war ich heitler, und meiner alten Neigung, oft allein durch die Straßen zu wandeln, und mich an jedem ausgehängten Kupferstich, an jedem Anschlagzettel zu ergötzen, oder die mir begegnenden Gestalten zu betrachten, ja wohl manchem in Gedanken das Horoskop zu stellen, hing ich hier mit Leidenschaft nach, da nicht

allein der Reichthum der ausgestellten Werke der Kunst und des Luxus, sondern der Anblick der vielen herrlichen Prachtgebäude unwiderstehlich mich dazu antrieb. Die mit Gebäuden jener Art eingeschlossene Allee, welche nach \*\*\*ger Thore führt, ist der Sammelplatz des höhern, durch Stand oder Reichthum zum üppigeren Lebensgenuß berechtigten Publikums. In dem Erdgeschos der hohen, breiten Paläste werden meistens Waaren des Luxus feil geboten, indeß in den obern Stockwerken Leute der beschriebenen Classe hausen. Die vornehmsten Gasthäuser liegen in dieser Straße, die fremden Gesandten wohnen meistens darin, und so könnt Ihr denken, daß hier ein besonderes Leben und Regem mehr als in irgend einem andern Theile der Residenz Statt finden muß, die sich eben auch hier volkreicher zeigt, als sie es wirklich ist. Das Zudrängen nach diesem Ort macht es, daß mancher sich mit einer kleineren Wohnung, als sein Bedürfniß eigentlich erfordert, begnügt, und so kommt es, daß manches von mehreren Familien bewohnte Haus einem Bienenkorbe gleicht. Schon oft war ich die Allee durchwandelt, als mir eines Tages plötzlich ein Haus in's Auge fiel, das auf ganz wunderliche seltsame Weise von allen übrigen abfiel. Denkt Euch ein niedriges, vier Fenster breites, von zwei hohen, schönen Gebäuden eingeklemmtes Haus, dessen Stock über dem Erdgeschos nur wenig über die Fenster im Erdgeschos des nachbarlichen Hauses hervorrage, dessen schlecht verwahrtes Dach, dessen zum Theil mit Papier verklebten Fenster, dessen farbenlose Mauern von gänzlicher Verwahrlosung des Eigenthümers zeugen. Denkt Euch, wie selch ein Haus zwischen mit geschmackvollem Luxus ausgestatteten Prachtgebäuden sich ausnehmen muß. Ich blieb stehen und bemerkte bei näherer Betrachtung, daß alle Fenster dicht verzogen waren, ja daß vor die Fenster des Erdgeschosses eine Mauer aufgeführt schien, daß die gewöhnliche Glocke an dem Thorwege, der an der Seite angebracht, zugleich zur Hausthür diente, fehlte, und daß an dem Thorwege selbst nirgends ein Schloß, ein Drücker zu entdecken war. Ich wurde überzeugt, daß dieses Haus ganz unbewohnt seyn müsse, da ich niemals, niemals, so oft und zu welcher Tageszeit ich auch vorübergehen mochte, auch nur die Spur eines menschlichen Wesens darin wahrnahm. Ein unbewohntes Haus in dieser Gegend der Stadt! Eine wunderliche Erscheinung, und doch findet das Ding vielleicht darin seinen natürlichen, einfachen Grund, daß der Besitzer auf einer lange dauernden Reise begriffen oder auf fernem Gütern hausend, dieß Grundstück weder vermietthen noch veräußern mag, um, nach \*\*\*n zurückkehrend, augenblicklich seine Wohnung dort aufschlagen zu können. — So dacht' ich, und doch weiß ich selbst nicht wie es kam, daß bei dem öden Hause vorüberschreitend ich jedesmal wie festgebannt stehen bleiben und mich in ganz verwunderliche Gedanken nicht sowohl vertiefen, als verstricken mußte. — Ihr wißt es ja alle, Ihr wackern Kumpane meines fröhlichen Jugendlebens, wie ich mich von jeher als Geisterseher gebehrete und wie mir nur einer wunderbare Welt seltsame Erscheinungen in's Leben treten wollten, die Ihr mit derbem Verstande wegzulaugnen wußtet! — Nun! zieht nur Eure schlauen, spitzfindigen Gesichter, wie Ihr wollt, gern zugestehen darf ich ja, daß ich oft mich selbst recht arg mystifizirt habe, und daß mit dem öden Hause sich dasselbe ereignen zu wollen schien, aber — am Ende kommt die Moral, die Euch zu Boden schlägt, horcht nur auf! — Zur Sache! — Eines Tages und zwar in der Stunde, wenn der gute Ton gebietet, in der Allee auf und ab zu gehen, siehe ich, wie gewöhnlich in tiefen Gedanken hinstarrend vor dem öden Hause. Plötzlich bemerkte ich, ohne gerade hinzusehen, daß jemand neben mir sich hingestellt und den Blick

auf mich gerichtet hatte. Es ist Graf P., der ich schon in vieler Hinsicht als mir geistesverwandte angesehen hat, und sogleich ist mir nichts gemisser, als daß auch ihm das Geheimnißvolle des Hauses aufgegangen war. Um so mehr fiel es mir auf, daß, als ich von dem seltsamen Eindruck sprach, den die verödete Gebäude hier in der belebtesten Gegend der Residenz auf mich gemacht hatte, er sehr ironisch lächelte, bald war aber alles erklärt. Graf P. war erst weiter gegangen als ich, aus manchen Bemerkungen, Combinationen zc. hatte er die Bewandniß herausgefunden, die es mit dem Hause hatte, und eben die Bewandniß lief auf eine solche ganz seltsame Geschichte heraus, die nur die lebendige Fantasie des Dichters in's Leben treten lassen konnte. Es war wohl recht, daß ich Euch die Geschichte des Hauses, die ich noch klar und deutlich im Sinn habe, mittheilte, doch schon jetzt fühle ich mich durch das, was sich wirklich mit mir zutrug, so gespannt, daß ich unaufhaltsam fortfahren muß. Wie war aber dem guten Grafen zu Muth, als er mit der Geschichte fertig, erfuhr, daß das verödete Haus nichts andres enthalte, als die Zuckerbäckerei des Conditors, dessen prachtvoll eingerichteter Laden dicht anstieß. Daher waren die Fenster des Erdgeschosses, wo die Öfen eingerichtet, vermauert und die zum Aufbewahren des Gebäckens im obern Stock bestimmten Zimmer mit dicken Vorhängen gegen Sonne und Ungeziefte verwahrt. Ich erfuhr, als der Graf mir dieß mittheilte, so wie er, die Wirkung des Sturzabes, oder es zupfte wenigstens der allem Poetischen feindliche Dämon der Süßströmenden empfindlich und schmerzhaft bei der Nase. — Unachtet der prosaischen Aufklärung machte ich doch noch immer vorübergehend nach dem öden Hause hinschauen, und noch immer gingen im leisen Kröpfeln, das mir durch die Glieder bebt, allerlei seltsame Gebilde von dem auf, was dort vor sich geht. Durchaus konnte ich mich nicht an den Gedanken der Zuckerbäckerei, des Marzipans, der Bonbons, der Zerten, der eingemachten Früchte u. s. w. gewöhnen. Ein seltsame Ideen-Combination ließ mir das Alles erscheinen wie süßes, beschwichtigendes Jureden. Unzufrieden, „Erschrecken Sie nicht, Bester! wir alle sind lieber kleine Kinderchen, aber der Donner wird gleich ein böses einschlagen.“ Dann dachte ich wieder: „Bist Du nicht ein recht wahnsinniger Thor, daß Du das Gewöhnlichste in das Wunderbare zu ziehen trachtest, während Deine Freunde Dich nicht mit Recht einen überspannten Geisterseher?“ — Das Haus blieb, wie es bei der angeblichen Bestimmung auch nicht anders seyn konnte, immer unverändert, und so geschah es, daß mein Blick sich daran gewöhnte, und die tollen Gebilde, die sonst ordentlich aus den Mauern hervor zu schweben schienen, allmählig verschwanden. Ein Zufall weckte alles, was einäschlummert, wieder auf. — Daß, unachtet ich mich, so gut es gehen wollte, ins Alltägliche gefügt hatte, ich doch nicht unterließ, das fabelhafte Haus im Auge zu behalten, das könnt Ihr Euch bei meiner Sinnlosigkeit die nun einmal mit frommer ritterlicher Treue am Wunderbaren festhält, wohl denken. So geschah es, daß ich eines Tages, als ich wie gewöhnlich zur Mittagsstunde in der Allee lustwandelte, meinen Blick auf die verhängten Fenster des öden Hauses richtete. Da bemerkte ich, daß die Gardine an dem letzten Fenster dicht neben dem Conditorladen sich zu bewegen begann. Eine Hand, ein Arm kam zum Vorschein. Ich riß meinen Operngucker heraus und gewahrte nun deutlich die lebend weise, schön geformte Hand eines Frauenglieds, an deren kleinem Finger ein Brillant mit ungemeinlichem Feuer funkelte; ein reiches Band schloß an dem

in lüppiger Schönheit geründeten Arm. Die Hand setzte eine hohe felsam geformte Krystallflasche hin auf die Fensterbank und verschwand hinter dem Vorhange. Erstarrt blieb ich stehen, ein sonderbar bänglich wonniges Gefühl durchströmte mit elektrischer Wärme mein Inneres, unverwandt blickte ich heraus nach dem verhängnisvollen Fenster, und wohl mag ein sehnüchsvoller Zruscher meiner Brust entflohen seyn. Ich wurde endlich wach und fand mich umringt von vielen Menschen allerlei Standes, die so wie ich mit neugierigen Gesichtern herauf guckten. Das verwirrte mich, aber gleich fiel mir ein, daß jedes Hauptstadvolk jenem gleiche, das schloß vor dem Hause versammelt, nicht zu gaffen und sich darüber zu verwundern aufhören konnte, daß eine Schlafinse aus dem sechsten Stock herabgestürzt, ohne eine Waise zu zerreißen. — Ich schlich mich leise fort, und der profaische Dämon flüsterte mir sehr vernehmlich in die Ohren, daß so eben die reiche, sonntäglich geschmückte Conditorsfrau eine geleerte Flasche seinen Rosenwassers o. s. auf die Fensterbank gestellt. — Seltener Fall! — mir kam urplötzlich ein sehr geheimer Gedanke. — Ich kehrte um und gerade zu ein, in den leuchtendsten Spiegelball des dem öden Hause nachbarlichen Conditors. — Mit kühlendem Athem dem heißen Schäum von der Spofolade wegzblasend, fing ich leicht hingeworfen an: „In der That, Sie haben da nebenbei Ihre Anstalt sehr schön erweitert.“ — Der Conditor wusch noch schnell ein paar bunte Bonbons in die Viertel-Lute, und diese dem lieblichen Mädchen, das darnach verlangte, hinreichend, lehnte er sich mit aufgestemtem Arm weit über den Ladentisch herüber und schaute mich mit solch lächelnd fragendem Blick an, als habe er mich gar nicht verstanden. Ich wiederholte, daß er sehr zweckmäßig in dem benachbarten Hause seine Bäckerei angelegt, wiewohl das dadurch verödete Gebäude in der leibodigen Weise der übrigen düster und traurig absähe. „Si mein Herr!“ fing nun der Conditor an, „wer hat Ihnen denn gesagt, daß das Haus nebenan uns gehört? — Leider blieb jeder Versuch es zu acquiriren vergebens, und am Ende mag es auch gut seyn, denn mit dem Hause hat es eine eigne Verwandtschaft.“ — „Ja, meine treuen Freunde, dünnt wohl denken, wie mich des Conditors Antwort spannte, und wie sehr ich ihn hat, mir mehr von dem Hause zu sagen. „Ja, mein Herr!“ sprach er, recht sonderliches weiß ich selbst nicht davon, so viel ist aber gewiß, daß das Haus der Gräfin von S. gehört, die auf ihren Gütern lebt und seit vielen Jahren nicht in \* \* \* n gewesen ist. Als noch keines der Prachtgebäude existirte, die jetzt unsere Straße zieren, stand dieß Haus, wie man mir erzählt hat, schon in seiner jetzigen Gestalt da, und seit der Zeit ward es nur gerade vor dem gänzlichen Verfall gesteht. Nur zwei lebendige Wesen haften darin, ein stinalter menschenfeindlicher Hausderrwalter und ein grämlicher lebensfatter Hund, der zuweilen auf dem Hinterbein den Mond anheult. Nach der allgemeinen Sage soll es in dem öden Gebäude häßlich spuken, und in der That, mein Bruder (der Besizer des Ladens) und ich, wir beide haben in der Stille der Nacht, vorzüglich zur Weihnachtszeit, wenn uns unser Geschäft hier im Laden wach erhielt, oft seltsame Klageklänge vernommen, die offenbar sich hier hinter der Mauer im Nebenhause erhoben. Und dann fing es an so häßlich zu schreien und zu rumoren, daß uns beiden ganz graulich zu Muthe wurde. Auch ist es nicht lange her, daß sich zur Nachtzeit ein solch sonderbarer Gesang hören ließ, den ich Ihnen nun gar nicht beschreiben kann. Es war offenbar die Stimme eines alten Weibes, die wir vernahmen, aber die Töne waren so gellend klar, und liefen in bunten Cadenzen und langen schneidenden Trillern

so hoch hinauf, wie ich es, unerachtet ich doch in Italien, Frankreich und Deutschland so viel Sängern gekannt, noch nie gehört habe. Mir war so, als würden französische Worte gesungen, doch konnt' ich das nicht genau unterscheiden, und überhaupt das tolle gepensfige Singen nicht lange anhören, denn mir stonden die Haare zu Berge. Zuweilen, wenn das Geräusch auf der Straße nachläßt, hören wir auch in der hintern Stube tiefe Seufzer, und dann ein dumpfes Lachen, das aus dem Boden hervor zu dröhnen scheint, aber das Ohr an die Wand gelegt, vernimmt man bald, daß es eben auch im Hause nebenan so seufzt und lacht. — Bemerken Sie — (er führte mich in das hintere Zimmer und zeigte durch's Fenster) bemerken Sie jene eiserne Röhre, die aus der Mauer hervortragt, die raucht zuweilen so stark, selbst im Sommer, wenn doch gar nicht geheizt wird, daß mein Bruder schon oft wegen Feuersgefahr mit dem alten Hausverwalter gezankt hat, der sich aber damit entschuldigt, daß er sein Essen kochet, was der aber essen mag, das weiß der Himmel, denn oft verbreitet sich, eben wenn jene Röhre recht stark raucht, ein sonderbarer ganz eigenthümlicher Geruch.“ — Die Glaschüre des Ladens knarrte, der Conditor eilte hinein und warf mir, nach der hineingetretenen Figur hinnickend, einen bedeutenden Blick zu. — Ich verstand ihn vollkommen. Konnte denn die sonderbare Gestalt jemand anders seyn als der Verwalter des geheimnißvollen Hauses? — Denkt Euch einen kleinen dünnen Mann mit einem Mumienfarbnem Gesichte, spitzer Nase, zusammengeschnittenen Lippen, grün funkeln den Augen, fletem wahnsinnigen Lächeln, atmobig mit aufgetürmten Soupee und Kiebelöckchen fristrem stark geputertem Haar, großem Haarbeutel, Postillon d'Amour, kaffeebraunem altem verblichtem, doch wohlgeschontem, gebürstetem Kleide, grauen Strümpfen, großen abstumpften Schuhen mit Streinschnälchen. Denkt Euch, daß diese kleine dünne Figur doch, vorzüglich was die übergroßen Häuse mit langen starken Fingern betrifft, robust geformt ist, und kräftig nach dem Ladentisch hinschreitet, dann aber stets lächelnd und starr hinschauend nach den in Krystallgläsern aufbewahrten Süssigkeiten mit ohnmächtiger klagender Stimme heraustrinkt: „Ein Paar eingemachte Pomeranzen — ein Paar Makronen — ein Paar Zuckerkastanien etc.“ Denkt Euch das und urtheilt selbst, ob hier Grund war, Seltsames zu ahnen oder nicht. Der Conditor suchte alles, was der Alte gefordert, zusammen. „Wiegen Sie, wiegen Sie, verehrter Herr Nachbar,“ jammerte der seltsame Mann, holte ächzend und keuchend einen kleinen lebernen Beutel aus der Tasche, und suchte mühsam Geld hervor. Ich bemerkte, daß das Geld, als er es auf den Ladentisch aufzählte, aus verschiedenen alten, zum Theil schon ganz aus dem gewöhnlichen Cours gekommenen Münzsorten bestand. Er that dabei sehr kläglich und murmelte: „Süß — süß — süß soll nun alles seyn — süß meinerthalben; der Satan schmirt seiner Braut Honig ums Maul — puren Honig.“ Der Conditor schaute mich lachend an, und sprach dann zu dem Alten: „Sie scheinen nicht recht wohl zu seyn, ja, ja das Alter, das Alter, die Kräfte nehmen ab immer mehr und mehr.“ Ohne die Miene zu ändern, rief der Alte mit erhobter Stimme: „Alter? — Alter? — Kräfte abnehmen? Schwach — matt werden! Ho ho — ho ho — ho ho!“ Und damit schlug er die Häuse zusammen, daß die Gelenke knackten, und sprang, in der Luft eben so gewaltig die Füße zusammenklappend, hoch auf, daß der ganze Laden dröhnte und alle Gläser zitternd erklangen. Aber in dem Augenblicke erhob sich auch ein gräßliches Geschrei, der Alte hatte den

Schwarzen Hund getreten, der hinter ihm her geschlichen dicht an seine Füße geschmiegt, auf dem Boden lag. „Verruchte Bestie! satanischer Höllenhund,“ stöhnte leise im vorigen Ton der Alte, öffnete die Türe und reichte dem Hunde eine große Matrone hin. Der Hund, der in ein menschliches Weinen ausgebrochen, war sogleich still, setzte sich auf die Hinterpfoten und knapperte an der Matrone wie ein Eichhörnchen. Beide waren zu gleicher Zeit fertig, der Hund mit seiner Matrone, der Alte mit dem Verschließen und Einstecken seiner Türe. „Gute Nacht, verehrter Herr Nachbar,“ sprach er jetzt, reichte dem Conditor die Hand, und drückte die des Conditors so, daß er laut aufschrie vor Schmerz. „Der alte schwächliche Greis wünscht Ihnen eine gute Nacht, bester Herr Nachbar Conditor,“ wiederholte er dann und schritt zum Laden heraus, hinter ihm der schwarze Hund mit der Zunge die Matronenreste vom Maul wegklickend. Mich schien der Alte gar nicht bemerk zu haben, ich stand da ganz erstarrt vor Erstaunen. „Sehen Sie,“ fing der Conditor an, „so treibt es der wunderliche Alte hier zuweilen, wenigstens in vier Wochen zwei, dreimal, aber nichts ist aus ihm herauszubringen, als daß er ehemals Kammerdiener des Grafen von S. war, daß er jetzt hier das Haus verwaltet, und jeden Tag (schon seit vielen Jahren) die Gräflin S.—sche Familie erwartet, weshalb auch nichts vermietet werden kann. Mein Bruder ging ihm einmal zu Leibe wegen des wunderlichen Gestons zur Nachtzeit, da sprach er aber sehr gelassen: „Ja! — die Leute sagen alle, es spühe im Hause, glauben Sie es aber nicht, es thut nicht wahr seyn.“ — Die Stunde war gekommen, in der der gute Ton gebot, diesen Laden zu besuchen, die Thür öffnete sich, elegante Welt strömte hinein und ich konnte nicht weiter fragen.

So viel stand nun fest, daß die Nachrichten des Grafen P. über das Eigenthum und die Benützung des Hauses falsch waren, daß der alte Verwalter dasselbe seines Längnens unerachtet nicht allein bewohnte, und daß gewiß irgend ein Geheimniß vor der Welt dort verhüllt werden sollte. Muß ich denn nicht die Erzählung von dem seltsamen, schauerlichen Gesange mit dem Erscheinen des schönen Arms am Fenster in Verbindung setzen? Der Arm sah nicht, konnte nicht sitzen an dem Leibe eines alten verkümmerten Weibes, der Gesang nach des Conditors Beschreibung, nicht aus der Kehle des jungen blühenden Mädchens kommen. Doch für das Merkzeichen des Arms entschieden, konnt' ich leicht mich selbst überreden, daß vielleicht nur eine akustische Täuschung die Stimme alt und gellend klingen lassen, und daß eben so vielleicht nur des, vom Graulichen befangenen, Conditors trüglisches Ohr die Töne so vernommen. — Nun dachte ich an den Rauch, den seltsamen Geruch, an die wunderlich geformte Krystallflasche, die ich sah, und bald stand das Bild eines herrlichen, aber in verderblichen Zauberingen befangenen Geschöpfs mir lebendig vor Augen. Der Alte wurde mir zum fatalen Hexenmeister, zum verdammten Zauberkerl, der vielleicht ganz unabhängig von der Gräflin S.—schen Familie geworden, nun auf seine eigne Hand in dem verödeten Hause Unheilbringendes Wesen trieb. Meine Fantasie war im Arbeiten, und noch in selbiger Nacht nicht sowohl im Traum, als im Deliriren des Einschlafens, sah ich deutlich die Hand mit dem funkelnden Diamant am Finger, den Arm mit der glänzenden Spange. Wie aus dünnen grauen Nebeln trat nach und nach ein holdes Antlitz mit wehmüthig fliehenden blauen Himmelsaugen, dann die ganze wunderherrliche Gestalt eines Mädchens, in voller anmüthiger Jugendblüthe hervor. Bald bemerkte ich, daß das, was ich für Nebel hielt, der feine Dampf war, der aus der Krystallflasche, die die Gestalt in den Händen hielt, in sich

Freisindem Gewirbel emporstieg. „Du holdes Saubild,“ rief ich voll Entzücken, „thut es mir kund, wo Du weilst, was Dich gefangen hält? — O wie Du mich so voll Wehmüth und Liebe anblickst! — Ich weiß, die schwarze Kunst ist es, die Dich befangen, Du bist die unglückselige Sklavin des böshafsten Teufels, der dem wandelt kaffeebraun und behaarbeutet im Jankelstein und in gewaltigen Sprüngen alles zerschmeißt und Höllenhunde tritt, die er mit Matronen füttert, nachdem sie den satanischen Murki in fünfachtel Takt abgerollt.“ — O ich weiß ja Alles, Du holdes, anmüthiges Weib! — Der Diamant ist der Refler innerer Güthe! — hättest Du ihn nicht mit Deinem Herzblut getränkt, wie konnt' er so funkeln, so tausendfarbig strahlen in den lehrherrlichen Liebestönen, die je ein Sterblicher vernommen? — Aber ich weiß es wohl, das Band, was Deinen Arm umschlingt, ist das Glied einer Kette, von der der Kaffeebraune spricht, sie sey magnetisch. — Ganz so nicht, Herrliche! — ich sehe ja, wie sie herabköpft in die, von blauem Feuer glühende Retorte. — Die werf ich um und Du bist befreit! — Weiß ich denn nicht Alles? — weiß ich denn nicht Alles, Du Liebliche? Aber nun, Jungfrau! — nun öffne den Rosenmund, sage!“ — In dem Augenblick griff eine knietragende Gestalt über meine Schulter weg nach der Krystallflasche, die in tausend Stücke zersplittert in der Luft verfiel. Mit einem leisen Ton dumpfer Wehklage war die anmüthige Gestalt verschwunden in finst'rer Nacht. — Ha! — ich merk es an Euerm Lächeln, daß Sie schon wieder in mir den träumerischen Geisteskreuzer findet, aber versichern kann ich Euch, daß der ganze Traum, wolt' Ihr nun einmal nicht abgehen von dieser Besinnung, den vollendetsten Charakter der Vision hatte. Doch da Ihr fortfahrt, mich so im prosaischen Ungeheben anzulächeln, so will ich lieber gar nichts mehr davon sagen, sondern nur rasch weiter gehen. — Kam mir der Morgen angebrochen, als ich voll Kurbedürfnis und Sehnsucht nach der Allee lief, und mich hinsetzte vor das öde Haus! — Außer den innern Vorhängen waren noch dicke Jalousien vorgezogen. Die Straße war noch völlig menschenleer, ich trat dicht an die Fenster des Erdgeschosses und horchte und horchte, aber kein Laut ließ sich hören, still blieb es wie im tiefen Grab. — Der Tag kam herauf, das Gewerbe rührte sich, ich mußte fort. Was soll ich Euch damit erwidern, wie ich viele Tage hindurch das Haus zu jeder Zeit umschlich, ohne auch nur das mindeste zu entdecken, wie alle Erkundigung, alles Forschen zu keiner bestimmten Zeit führte, und wie endlich das schöne Bild meiner Vision zu verblassen begann. — Endlich, als ich einst am letzten Abend von einem Spaziergange heimkehrend vor dem öden Hause herangekommen, bemerkte ich, daß das Thor halb geöffnet war: ich schritt heran, der Kaffeebraune guckte heraus. Mein Entschluß war gefaßt. „Wohnt nicht der Geheime Finanzrath Binder hier in diesem Hause?“ So frug ich den Alten, indem ich ihn beinahe zurückdrängend in den, von einer Lampe nur erleuchteten Vorsaal trat. Der Alte blickte mich an mit seinem stehenden Lächeln und sprach leise und gezogen: „Nein, der wohnt nicht hier, hat niemals hier gewohnt, wird niemals hier wohnen, wohnt auch in der ganzen Allee nicht. — Aber die Leute sagen, es geht hier in diesem Hause, jedoch kann ich versichern, daß es nicht wahr ist, es ist ein ruhiges, hübsches Haus, und morgen zieht die gnädige Gräfin von S. ein und — Gute Nacht, mein lieber Herr!“ — Damit manövrierte mich der Alte zum Hause hinaus, und verschob hinter mich das Thor. Ich vernahm, wie er freudig und hustend mit dem klirrenden Schlüsselbunde über den Flur wegspazerte und dann Stufen, wie mir weilt,

herabstieg. Ich hatte in der kurzen Zeit so viel bemerkt, daß der Saal mit alten bunten Tapeten behängt, und wie ein Saal mit großen, mit rothem Damast beschlagenen Lehnstühlen möbirt war, welches denn doch ganz verwunderlich ausah.

Nun gingen, wie gewekt, durch mein Eindringen in das geheimnißvolle Haus, die Abenteuer auf! — Denkt Euch, denkt Euch, so wie ich den andern Tag in der Mittagsstunde die Allee durchwandere und mein Bild schon in der Ferne sich unwillkürlich nach dem oden Hause richtet, sehe ich an dem letzten Fenster des obern Stocks etwas schimmern. — Näher getreten bemerkte ich, daß die äußere Falouise ganz, der innere Vorhang halb aufgezogen ist. Der Diamant funkelt mir entgegen. — O Himmel! gestügt auf den Arm blickt mich wehmüthig stehend jenes Antlitz meiner Vision an. — War es möglich in der auf- und abwogenden Masse sehen zu bleiben? — In dem Augenblick fiel mir die Bank ins Auge, die für die Luftwandler in der Allee, in der Richtung des oden Hauses, wiewohl man sich darauf niederlassend dem verhängnißvollen Fenster schauen. Ja! Sie war es, das anmuthige, holdselige Mädchen, das für Zug! — Nur schien ihr Blick ungewiß. — Nicht nach mir, wie es vorhin schien, blickte sie, vielmehr hatten die Augen etwas todtsfarres, und die Täuschung eines lebhaft gemalten Bildes wäre möglich gewesen, hätten sich nicht Arm und Hand zuweilen bewegt. Ganz versunken in den Anblick des verwunderlichen Wesens am Fenster, das mein Innerstes so seltsam aufregte, hatte ich nicht die quäkende Stimme des italienischen Tabuletkrämers gehört, der mir vielleicht schon lange unaussprechlich, seine Waaren anbot. Er zapfte mich endlich am Arm; schnell mich umdrehend, wie ich ihn ziemlich hart und zornig ab. Er ließ aber nicht nach mit Bitten und Danks. Noch gar nichts habe ich heute verdient, nur ein paar Bleifedern, ein hübsches Zahnstocher möge ich ihm abkaufen. Woller Ungeduld, den Ueberlästigen nur geschwind los zu werden, griff in die Tasche nach dem Geldbeutel. Mit den Worten: „Auch hier hab' ich noch schöne Sachen!“ zog er den untern Schuh seines Kostens heraus, und hielt mir einen kleinen runden Taschenspiegel, der in dem Schuh unter andern Gläsern lag, in kleiner Entfernung seitwärts vor. — Ich erblickte das ode Haus hinter mir, das Fenster, und in den schärfsten deutlichsten Zügen die holde Engelgestalt meiner Vision. — „Schnell kauft' ich den kleinen Spiegel, der mir es nun möglich machte, in bequemer Stellung, ohne den Nachbarn aufzufallen, nach dem Fenster hinzuschauen. — Doch, indem ich nun länger und länger das Gesicht im Fenster anblickte, ward' ich von einem seltsamen, ganz unbeschreiblichen Gefühl, das ich beinahe waches Traumen nennen möchte, befangen. Mir war es, als lähme eine Art Starksucht nicht sowohl mein ganzes Regieren und Bewegen als vielmehr nur meinen Blick, den ich nun niemals mehr würde abwenden können von dem Spiegel. Mit Beschämung muß ich Euch bekennen, daß mir jenes Ammenmädchen einfiel, womit mich in früher Kindheit meine Wart'frau augenblicklich zu Bett trieb, wenn ich mich etwa gelüsten ließ, Noends vor dem großen Spiegel in meines Vaters Zimmer stehen zu bleiben und hinein zu gucken. Sie sagte nehmlich, wenn Kinder Nachts in den Spiegel blickten, guckt ein fremdes, garstiges Gesicht heraus, und der Kinder Augen würden dann erstarrt stehen. Mir war das ganz entschuldig genaulich, aber in vollem Grausen konnt' ich doch erst nicht unterlassen, wenigstens nach dem Spiegel hin

zu blinzeln, weil ich neugierig war auf das fremde Gesicht. Einmal glaubt' ich ein paar gräßliche, glühende Augen aus dem Spiegel fürchterlich herausfunkeln zu sehen, ich schrie auf und stürzte dann ohnmächtig nieder. In diesem Zufall brach eine langwierige Krankheit aus, aber noch jetzt ist es mir, als hätten jene Augen mich wirklich angefunkelt. — Kurz alles dieses tolle Zeug aus meiner frühen Kindheit fiel mir ein, Eiskälte bebte durch meine Adern — ich wollte den Spiegel von mir schleudern — ich vermocht' es nicht — nun blickten mich die Himmelsaugen der holden Gestalt an — ja ihr Blick war auf mich gerichtet und strahlte bis in's Herz hinein. Jenes Grausen, das mich plötzlich ergriffen, ließ von mir ab und gab Raum dem wohnigen Schmerz süßer Sehnsucht, die mich mit elektrischer Wärme durchglüht. „Sie haben da einen niedlichen Spiegel,“ sprach eine Stimme neben mir. Ich erwachte aus dem Traum und war nicht wenig betroffen, als ich neben mir von beiden Seiten mich zweideutig anlächelnde Gesichter erblickte. Mehrere Personen hatten auf derselben Bank Platz genommen, und nichts war gewisser, als daß ich ihnen mit dem starren Hineinblicken in den Spiegel und vielleicht auch mit einigen seltsamen Gesichtern, die ich in meinem exaltirten Zustande schnitt, auf meine Kosten ein ergötzliches Schauspiel gegeben. „Sie haben da einen niedlichen Spiegel,“ wiederholte der Mann, als ich nicht antwortete, mit einem Blick, der jener Frage noch hinzufügte: „Aber sagen Sie mir, was soll das wahnsinnige Hineinstarren, erscheinen Ihnen Geister?“ etc. Der Mann, schon ziemlich hoch in Jahren, sehr sauber gekleidet, hatte im Ton der Rede, im Blick etwas ungemein Zutmüthiges und Zutrauen Erweckendes. Ich nahm gar keinen Anstand, ihm geradehin zu sagen, daß ich im Spiegel ein wundervolles Mädchen erblickt, das hinter mir im Fenster des oden Hauses gelegen. — Noch weiter ging ich, ich fragte den Alten, ob er nicht auch das holde Antlitz gesehen. „Dort drüben? — in dem alten Hause — in dem letzten Fenster?“ so fragte mich nun wieder ganz verwundert der Alte. „Allerdings, allerdings,“ sprach ich; da lächelte der Alte sehr und fing an: „Nun das ist doch eine wunderliche Täuschung — nun meine alten Augen — Gott ehre mir meine alten Augen. Ei, ei, mein Herr, wohl habe ich mit unbewaffnetem Auge das hübsche Gesicht dort im Fenster gesehen, aber es war ja ein, wie es mir schien, recht gut und lebendig in Del gemaltes Portrait.“ Schnell drehte ich mich um nach dem Fenster, alles war verschwunden, die Falouise herunter gelassen. „Ja!“ fuhr der Alte fort, „ja, mein Herr, nun ist's zu spät, sich davon zu überzeugen, denn eben nahm der Bediente, der dort, wie ich weiß, als Castellan das Abtheilungsquartier der Gräfin von S. ganz allein bewohnt, das Bild, nachdem er es abgestäubt, vom Fenster fort und ließ die Falouise herunter.“ „War es denn gewiß ein Bild?“ fragte ich nochmals ganz bestürzt. „Trauen Sie meinen Augen,“ erwiderte der Alte. „Daß Sie nur den Refler des Bildes im Spiegel sahen, vermehrte gewiß sehr die optische Täuschung und — wie ich noch in Ihren Jahren war, hätt' ich nicht auch das Bild eines schönen Mädchens, kraft meiner Fantasie in's Leben gerufen?“ „Aber Hand und Arm bewegten sich doch,“ fiel ich ein. „Ja, ja, sie regten sich, alles regte sich,“ sprach der Alte, lächelnd und sanft mich auf die Schulter klopfend. Dann stand er auf und verließ mich, höflich sich verbeugend, mit den Worten: „Nehmen Sie sich doch vor Taschenspiegeln in Acht, die so häßlich lügen. — Ganz gehorsamster Diener.“ — Ihr könnt denken, wie mir zu Muthe war, als ich mich so als einen thörichten, blödsichtigen Fantasten behandelt sah. Mir kam die Ue-



Verzerrung, daß der Alte Recht hatte, und daß nur in mir selbst das tolle Gaukelspiel aufgegangen, das mich mit dem öden Hause, zu meiner eignen Beschämung, so garstig mystifizirte.

Ganz voller Unmuth und Verdruss lief ich nach Hause, fest entschlossen, mich ganz los zu sagen von jedem Gedanken an die Mysterien des öden Hauses, und wenigstens einige Tage hindurch die Allee zu vermeiden. Dieß hielt ich treulich, und kam noch hinzu, daß mich den Tag über dringend gewordene Geschäfte am Schreibtisch, an den Abenden aber geistreiche fröhliche Freunde in ihrem Kreise festhielten, so mußte es wohl geschehen, daß ich beinahe gar nicht mehr an jene Geheimnisse dachte. Nur begab es sich in dieser Zeit, daß ich zuweilen aus dem Schlaf aufwachte, wie plötzlich durch äußere Berührung geweckt, und dann war es mir doch deutlich, daß nur der Gedanke an das geheimnißvolle Wesen, das ich in meiner Vision und in dem Fenster des öden Hauses erblickt, mich geweckt hatte. Ja selbst während der Arbeit, während der lebhaftesten Unterhaltung mit meinen Freunden, durchfuhr mich oft plötzlich, ohne weitern Anlaß, jener Gedanke, wie ein elektrischer Blitz. Doch waren dieß nur schnell vorübergehende Momente. Den kleinen Taschenspiegel, der mir so täuschend das anmuthige Bildniß reflektirt, hatte ich zum prosaischen Hausbedarf bestimmt. Ich pflegte mir vor demselben die Halsbinde fest zu knüpfen. So geschah es, daß er mir, als ich einst dieß wichtige Geschäft abthun wollte, blind schien, und ich ihn nach bekannter Methode anbauchte, um ihn dann hell zu poliren. — Alle meine Pulse stockten, mein Innerstes bebte vor wonnigem Grauen! — ja so muß ich das Gefühl nennen, das mich übermannete, als ich, so wie mein Hauch den Spiegel überließ, im bläulichen Nebel das holde Antlitz sah, das mich mit jenem wehmüthigen, das Herz durchbohrendem Blick anschaute! — Ihr lacht? — Ihr seyd mit mir fertig, Ihr hattet mich für einen unheilbaren Träumer, aber sprecht, denkt was Ihr wollt, genug, die Holde blickte mich an aus dem Spiegel, aber so wie der Hauch zerrann, verschwand das Gesicht in dem Funken des Spiegels. — Ich will Euch nicht ermüden, ich will Euch nicht herzählen alle Momente, die sich, einer aus dem andern, entwickelten. Nur so viel will ich sagen, daß ich unaufhörlich die Versuche mit dem Spiegel erneuerte, daß es mir oft gelang, das geliebte Bild durch meinen Hauch hervor zu rufen, daß aber manchmal die angestrengtesten Bemühungen ohne Erfolg blieben. Dann rampte ich wie wahnsinnig auf und ab vor dem öden Hause und starrete in die Fenster, aber kein menschliches Wesen wollte sich zeigen. — Ich lebte nur in dem Gedanken an Sie, alles übrige war abgestorben für mich, ich vernachlässigte meine Freunde, meine Studien. — Dieser Zustand, wollte er in mildern Schmerz, in träumerische Sehnsucht übergehen, ja schien es, als wolle das Bild an Leben und Kraft verlieren, wurde oft bis zur höchsten Spitze gesteigert, durch Momente, an die ich noch jetzt mit tiefem Entsetzen denke. — Da ich von einem Seelenzustande redete, der mich hätte ins Verderben stürzen können, so ist für Euch, Ihr Ungläubigen, da nichts zu belächeln und zu bespötteln, hört und fühlt mit mir, was ich ausgestanden. — Wie gesagt, oft, wenn jenes Bild ganz verblaßt war, ergriff mich ein körperliches Uebelbefinden, die Gestalt trat, wie sonst niemals, mit einer Lebendigkeit, mit einem Glanz hervor, daß ich sie zu erfassen wußte. Aber dann kam es mir auf grauliche Weise vor, ich sey selbst die Gestalt, und von den Nebeln des Spiegels umhüllt und umschlossen. Ein empfindlicher Brustschmerz, und dann gänzliche Apathie endigte den peinlichen Zustand, der immer eine, das innerste Mark weggehende Erschöpfung hinterließ. In

diesen Momenten mißlang jeder Versuch mit dem Spiegel, hatte ich mich aber erkräftigt, und trat dann das Bild wieder lebendig aus dem Spiegel hervor, so mußte ich nicht leugnen, daß sich damit ein besonderer, mir unbekannter physischer Reiz verband. — Diese meine Ermüdung wirkte gar verderblich auf mich ein, blies mir den Tod und zerstört im ganzen Wesen schwante ich umher, meine Freunde hielten mich für krank, und durch ihren Mahnungen brachten mich endlich dahin, über meinen Zustand, so wie ich es nur vermochte, ernstlich nachzusinnen. War es Absicht oder Zufall, daß einer meiner Freunde, welcher Arzneikunde studierte, bei einem Besuche Neils Buch über Geisteserrüttungen zur Hand nahm. Ich fing an zu lesen, das Werk zog mich unmerklich an, aber wie ward mir, als ich in allem, was das fixe Wahnsinn gesagt wird, mich selbst wieder fand. — Das tiefe Entsetzen, das ich, mich selbst auf dem Wege zum Tollhause erblickend, empfand, brachte mich zur Besinnung und zum festen Entschluß, den ich nicht ausfuhrte. Ich steckte meinen Taschenspiegel ein und eilte schnell zu dem Doktor K., bräutete durch seine Behandlung und Heilung der Wahnsinnigen, durch sein feines Eingehen in das psychische Prinzip, welches sich so gar körperliche Krankheiten hervorzubringen und wieder zu heilen vermag. Ich erzählte ihm Alles, ich überließ ihm nicht den kleinsten Umstand und beschwor ihn mich zu retten von dem unabweerlichen Schicksal, von dem bedroht ich mich glaubte. Er hörte mich sehr ruhig an, und bemerkte ich wohl in seinem Blick tiefes Erstaunen. „Noch,“ fing er an, „ist die Gefahr keineswegs so nahe als Sie glauben, und ich kann mit Gewißheit behaupten, daß ich sie ganz abzuwenden vermag. Das Sie auf unerhörte Weise psychisch angegriffen sind, ist gar keinen Zweifel, aber die völlige Klärung des Geistes Angriffs irgend eines bösen Prinzips giebt Ihnen selbst die Waffen in die Hand, sich dagegen zu wehren. Lassen Sie mir Ihren Taschenspiegel, zwingen Sie sich zu irgend einer Arbeit, die Ihre Geisteskraft in Anspruch nimmt, meiden Sie die Allee, arbeiten Sie von der Frühe an, so lange Sie es nur auszuhalten vermögen, dann aber, nach einem tüchtigen Spirituosen, fort in die Gesellschaft Ihrer Freunde, die Sie so lange vermisst. Essen Sie nahrhafte Speisen, trinken Sie einen kräftigen Wein. Sie sehen, daß ich alles bis zur Idee, das heißt, die Erscheinung des Sie beherrschenden Antlitzes im Fenster des öden Hauses und im Spiegel vertilgen, Ihren Geist auf andere Dinge lenken und Ihren Körper stärken will. Stehen Sie fest, machen Sie keine Absicht redlich bei.“ — Es wurde mir schwer, mich von dem Spiegel zu trennen, der Arzt, der ihn schon genommen, schien es zu bemerken, er hauchte ihn an und freug, indem er mir ihn vorhielt: „Sehen Sie wieder!“ „Nicht das Mindeste,“ erwiderte ich, wie es sich auch in der That verhielt. „Hauchen Sie den Spiegel an,“ sprach dann der Arzt, indem er mir den Spiegel in die Hand gab. Ich that es, das Wunderbild trat demüthig als je hervor. „Da ist sie,“ rief ich laut. Der Arzt schaute hinein und sprach dann: „Ich sehe nicht das Mindeste, aber nicht verhehlen mag ich Ihnen, daß ich in dem Augenblick, als ich in Ihren Spiegel sah, einen unheimlichen Schauer fühlte, der aber gleich wieder über Sie bemerkte, daß ich ganz aufrichtig bin, und eben deshalb wohl Ihr ganzes Vertrauen verdiene. Wiederholen Sie doch den Versuch.“ Ich that es, der Arzt umfaßte mich, ich fühlte seine Hand auf dem Rückgrate. — Die Gestalt kam wieder, der Arzt, mit mir in den Spiegel schauend, erblaßte, dann nahm er mir den Spiegel aus der Hand, schauete nochmals hinein, verließ mich in dem Pulk, und kehrte erst, als er einige Stunden durch die Hand vor der Stirn schweigend da gestanden

zu mir zurück. „Befolgen Sie,“ fing er an, „genau meine Vorschriften. Ich darf Ihnen bekennen, daß jene Momente, in denen Sie außer sich selbst gesetzt Ihr eigenes Ich in physischem Schmerz fühlten, mir noch sehr geheimnißvoll sind, aber ich hoffe Ihnen recht bald mehr darüber sagen zu können.“ — Mit festem, unabänderlichem Willen, so schwer es mir auch ankam, lebte ich zur Stunde den Vorschriften des Arztes gemäß, und so sehr ich auch bald den wohlthätigen Einfluß anderer Geistesanstrengung und der übrigen verordneten Diät verspürte, so blieb ich doch nicht frei von jenen fürchterlichen Ausfällen, die Mittags um zwölf Uhr, viel stärker aber Nachs um zwölf Uhr sich einzustellen pflegten. Selbst in munterer Gesellschaft bei Wein und Gesang war es oft, als durchführe plötzlich mein Inneres spitzige glühende Dolche, und alle Macht des Geistes reichte dann nicht hin zum Widerstande, ich mußte mich entfernen, und durfte erst wiederkehren, wenn ich aus dem ohnmächtigen Zustande erwacht. — Es begab sich, daß ich mich einst bei einer Abendgesellschaft befand, in der über psychische Einflüsse und Wirkungen, über das dunkle unbekante Gebiet des Magnetismus gesprochen wurde. Man kam vorzüglich auf die Möglichkeit der Einwirkung eines entfernten psychischen Prinzips, sie wurde aus vielen Beispielen bewiesen, und vorzüglich führte ein junger, dem Magnetismus ergebener Arzt an, daß er, wie mehrere andere, oder vielmehr wie alle kräftige Magneteure, es vermöge, aus der Ferne bloß durch den schriftlichen Gedanken und Willen auf seine Sonnambulen zu wirken. Alles was Kluge, Schubert, Bartels u. m. darüber gesagt haben, kam nach und nach zum Vorschein. „Das Wichtigste,“ fing endlich einer der Anwesenden, ein als scharfsinniger Beobachter bekannter Mediziner an, „von Allem bleibt mir immer, daß der Magnetismus manches Geheimniß, das wir als gemeine schlichte Lebenserfahrung nun eben für kein Geheimniß erkennen wollen, zu erschließen scheint. Nur müssen wir freilich behutsam zu Werke gehn. — Wie kommt es denn, daß ohne allen äußeren oder inneren uns bekannten Anlaß, ja unsere Ideenreihe zerschneidend, irgend eine Person, oder wohl gar das treue Bild irgend einer Begebenheit so lebendig, so sich unsern ganzen Ichs bemächtigend in den Sinn kommt, daß wir selbst darüber erstaunen. Am merkwürdigsten ist es, daß wir oft im Traume aufwachen. Das ganze Traumbild ist in den schwarzen Abend verunkelt, und im neuen, von jenem Bilde ganz unabhängigen Traum tritt uns mit voller Kraft des Lebens ein Bild entgegen, das uns in ferne Gegenden versetzt und plötzlich scheinbar uns ganz fremd gewordene Personen, an die wir seit Jahren nicht mehr denken, uns entgegenführt. Ja, noch mehr! oft schauen wir auf eben die Weise ganz fremde unbekannte Personen, die wir vielleicht Jahre nachher erst kennen lernen. Das Bekannte: „Mein Gott, der Mann, die Frau, kommt mir so zum Erschaun bekannt vor, ich dächte ich hätte ihn, sie, schon irgendwo gesehen,“ ist vielleicht, da dies oft schlechterdings unmöglich, die dunkle Erinnerung an ein solches Traumbild. Wie wenn dies plötzliche Sinnseinspringen fremder Bilder in unsere Ideenreihe, die uns gleich mit besonderer Kraft zu ergreifen pflegen, eben durch ein fremdes psychisches Prinzip veranlaßt würde? Wie wenn es dem fremden Geiste unter gewissen Umständen möglich wäre, den magnetischen Rapport noch ohne Vorbereitung so herbei zu führen, daß wir uns willenlos ihm fügen müßten?“ „So kämen wir,“ fiel ein Anderer lachend ein, „mit einem gar nicht zu großen Schritt auf die Lehre von Verberungen, Zauberbildern, Spiegeln und andern unnützen abergläubischen Fantastereien längst verjährter alberner Zeit.“ „Ei,“ unterbrach der Mediziner den Ungläubigen, „keine Zeit

kann verjähren und noch viel weniger hat es jemals eine alberne Zeit gegeben, wenn wir nicht etwa jede Zeit in der Menschen zu denken sich unterfangen mögen; mithin auch die unsrige, für albern erkennen wollen.“ — Es ist ein eignes Ding, etwas geradezu weglängnen zu wollen, was oft sogar durch streng juristisch geführten Beweis festgestellt ist, und so wenig ich der Meinung bin, daß in dem dunklen geheimnißvollen Reiche, welches unseres Geistes Heimath ist, auch nur ein einziges, unserm blöden Auge recht hell leuchtendes Lämpchen brennt, so ist doch so viel gewiß, daß uns die Natur das Talent und die Neigung der Maulwürfe nicht versagt hat. Wir suchen, verblendet wie wir sind, uns weiter zu arbeiten auf finstern Wegen. Aber so wie der Blinde auf Erden an dem flüsternden Rauschen der Bäume, an dem Murren und Plätschern des Wassers, die Nähe des Waldes, der ihn in seinen kühlenden Schatten aufnimmt, des Baches, der den Durstenden labt, erkennt, und so das Ziel seiner Sehnsucht erreicht, so ahnen wir an dem tönenden Flügelschlag unbekannter, uns mit Geisterathem berührender Wesen, daß der Pflügergang uns zur Quelle des Lichts führt, vor dem unsere Augen sich aufthun!“ — Ich konnte mich nicht länger halten. „Sie statuiren also,“ wandte ich mich zu dem Mediziner, „die Einwirkung eines fremden geistigen Prinzips, dem man sich willenlos fügen muß?“ „Ich halte,“ erwiderte der Mediziner, „um nicht zu weit zu geben, diese Einwirkung nicht allein für möglich, sondern auch andern, durch den magnetischen Zustand deutlicher gewordenen Operationen des psychischen Prinzips für ganz homogen.“ „So könnt es auch,“ fuhr ich fort, „dämonischen Kräften verstatet seyn, feindlich verderbend auf uns zu wirken?“ „Schöne Kunststücke gefallner Geister,“ erwiderte der Mediziner lächelnd. — „Nein, denen wollen wir nicht erliegen. Und überhaupt bitt ich, meine Andeutungen für nichts anders zu nehmen, als eben nur für Andeutungen, denen ich noch hinzufüge, daß ich keinesweges unbedingte Herrschaft eines geistigen Prinzips über das andere glauben, sondern vielmehr annehmen will, daß entweder irgend eine Abhängigkeit, Schwäche des innern Willens, oder eine Wechselwirkung Statt finden muß, die jener Herrschaft Raum giebt.“ „Nun erst,“ fing ein ältlicher Mann an, der so lange geschwiegen und nur aufmerksam zugehört, „nun erst kann ich mich mit Ihren seltsamen Gedanken über Geheimnisse, die uns verschlossen bleiben sollen, einigermaßen befreunden. Giebt es geheimnißvolle thätige Kräfte, die mit bedrohlichen Angriffen auf uns zutreten, so kann uns dagegen nur irgend eine Abnormität im geistigen Organismus Kraft und Muth zum sieghaften Widerstande rauben. Mit einem Wort, nur geistige Krankheit — die Sünde macht uns unterthan dem dämonischen Prinzip. Merkwürdig ist es, daß von den ältesten Zeiten her die den Menschen im Innersten verstörendste Gemüthsbeziehung es war, an der sich dämonische Kräfte übten. Ich meine nichts anders als die Liebesverzauberungen, von denen alle Chroniken voll sind. In tollen Hexenprozessen kommt immer dergleichen vor, und selbst in dem Gesetzbuch eines sehr aufgeklärten Staats wird von den Liebestrunken gehandelt, die insofern auch rein psychisch zu wirken bestimmt sind, als sie nicht Liebestlust im Allgemeinen erwecken, sondern unwiderstehlich an eine bestimmte Person hängen sollen. Ich werde in diesen Gesprächen an eine tragische Begebenheit erinnert, die sich in meinem eignen Hause vor weniger Zeit zutrug. Als Bonaparte unser Land mit seinen Truppen überschwemmt hatte, wurde ein Obrister von der italienischen Hohengarde bei mir einquartirt. Er war einer von den wenigen Offizieren der sogenannten großen Armee, die sich durch ein stilles

bescheidenes edles Betragen auszeichneten. Sein todtbleiches Gesicht, seine düstern Augen zeugten von Krankheit oder tiefer Schwermuth. Nur wenige Tage war er bei mir, als sich auch der besondere Zufall kund that, von dem er behaftet. Eben befand ich mich auf seinem Zimmer, als er plötzlich mit tiefen Seufzern die Hand auf die Brust, oder vielmehr auf die Stelle des Magens legte, als empfinde er tödtliche Schmerzen. Er konnte bald nicht mehr sprechen, er war genöthigt sich in den Sopha zu werfen, dann aber verloren plötzlich seine Augen die Sehkraft und er erstarrte zur bewußtlosen Bildsäule. Mit einem Ruck, wie aus dem Traume aufwachend, erwachte er endlich, aber vor Mattigkeit konnte er mehrere Zeit hindurch sich nicht regen und bewegen. Mein Arzt, den ich ihm sandte, behandelte ihn, nachdem andere Mittel fruchtlos geblieben, magnetisch, und dieß schien zu wirken; wiewohl der Arzt bald davon ablassen mußte, da er selbst beim Magnetisiren des Kranken von einem unerträglichem Gefühl des Uebelwehns ergriffen wurde. Er hatte übrigens des Obristen Zutrauen gewonnen, und dieser sagte ihm, daß in jenen Momenten sich ihm das Bild eines Frauenzimmers nahe, die er in Pisa gekannt; dann würde es ihm, als wenn ihre glühenden Blicke in sein Inneres führen, und er fühle die unerträglichsten Schmerzen, bis er in völlige Bewußtlosigkeit versinke. Aus diesem Zustande bleibe ihm ein dumpfer Kopfschmerz, und eine Anspannung, als habe er geschwelgt im Liebesgenuß, zurück. Wie ließ er sich über die näheren Verhältnisse aus, in denen er vielleicht mit jenem Frauenzimmer stand. Die Truppen sollten aufbrechen, gepackt stand der Wagen des Obristen vor der Thüre, er frühstückte, aber in dem Augenblicke, als er ein Glas Madera zum Munde führen wollte, stürzte er mit einem dumpfen Schrei vom Stuhle herab. Er war todt. Die Aerzte fanden ihn vom Herzensschlag getroffen. Einige Wochen nachher wurde ein an den Obristen adressirter Brief bei mir abgegeben. Ich hatte gar kein Bedenken ihn zu öffnen, um vielleicht ein Räthsel von den Verwandten des Obristen zu erfahren, und ihnen Nachricht von seinem plötzlichen Tode geben zu können. Der Brief kam von Pisa und enthielt ohne Unterschrift die wenigen Worte: „Unglückseliger! heute, am 7. — um zwölf Uhr Mittag sank Antonia, Dein trügerisches Abbild mit liebenden Armen umschlingend, todt nieder!“ — Ich sah den Kalender nach, in dem ich das Obristen Tod angemerkt hatte und fand, daß Antonia's Todesstunde auch die seinige gewesen.“

Ich hörte nicht mehr, was der Mann noch seiner Geschichte hinzusetzte; denn in dem Entsetzen, das mich ergriffen, als ich in des italienischen Obristen Zustand den meinigen erkannte, ging mit wüthenbem Schmerz eine solche wahnsinnige Sehnsucht nach dem unbekanntem Witbe auf, daß ich davon überwältigt aufspringen und hinein mußte nach dem verhängnißvollen Hause. Es war mir in der Ferne, als sah' ich Lichter blitzen, durch die festverschlossenen Jalousien, aber der Schein verschwand, als ich näher kam. Rasend vor dürstendem Liebesverlangen stürzte ich auf die Thür; sie wich meinem Druck, ich stand auf dem matterleuchteten Hausflur, von einer dumpfen, schwülen Luft umfungen. Das Herz pochte mir vor seltsamer Angst und Ungebut, da ging ein langer, schneidender, aus weiblicher Rehle frommender Ton durch das Haus, und ich weiß selbst nicht, wie es geschah, daß ich mich plötzlich in einem mit vielen Kerzen hell erleuchteten Saale befand, der in alterthümlicher Pracht mit vergoldeten Meubeln und seltsamen japanischen Gefäßen verziert war. Starkdunstendes Räucherwerk wallte in blauen Nebelwolken auf mich zu. „Willkommen — willkommen, süßer Bräuti-

gam — die Stunde ist da, die Hochzeit nah!“ — Er rief laut und lauter die Stimme eines Weibes, und ich so wenig, als ich weiß, wie ich plötzlich in den Saal kam, eben so wenig vermag ich zu sagen, wie es sich ereignete, daß plötzlich aus dem Nebel eine hohe jugendliche Gestalt in reichen Kleidern hervorleuchtete. Mit dem wiederholten gellenden Ruf: „Willkommen süßer Bräutigam,“ trat sie mit ausgebreiteten Armen mir entgegen — und ein gelbes von Alter und Wahnsinn größtenteils zerrettes Antlitz starrte mir in die Augen. Von tiefem Entsetzen durchbebt wankte ich zurück; wie durch den allerbösen, durchbohrenden Blick der Klapperschlange festgezaubert, konnte ich mein Auge nicht abwenden von dem gräulichen alten Weibe, konnte ich keinen Schritt weiter mich bewegen. Sie trat näher auf mich zu, so wie es mir, als sey das scheußliche Gesicht nur eine Maske von dünnem Flor, durch den die Büge jenes hohen Spiegelbildes durchblickten. Schon fühl' ich mich von den Händen des Weibes berührt, als sie laut aufschreiend vor mir zu Boden sank und hinter mir eine Stimme rief: „Du hu! — treibt schon wieder der Teufel sein Vortenspiel mit Ew. Gnaden, zu Bette, zu Bette, meine Gnädigste, sonst seht es Hiebe, gewaltige Hiebe!“ — Ich wandte mich rasch um und erblickte den alten Hausverwalter im bloßen Hemde, eine tüchtige Peitsche über dem Haupte schwingend. Er wollte losschlagen auf die Alte, die sich heulend am Boden krümmte. Ich fiel ihm in den Arm, aber mich von sich schleudernd rief er: „Donnerwetter, Herr, der alte Estant hätte Sie ermordet, kam ich nicht dazwischen — fort, fort.“ — Ich stürzte zum Saal heraus, verzweifelnd such' ich in dicker Finsterniß die Thür des Hofes. Nun hör' ich die zischenen Hiebe der Peitsche und das Jammergeschrei der Alten. Laut wollte ich um Hilfe rufen, als der Boden unter meinen Füßen schwand, ich fiel eine Treppe herab und traf auf eine Thür so hart, daß sie aufsprang und ich der Länge nach in ein kleines Zimmer stürzte. An dem Bette, das jemand so eben verlassen zu haben schien, an dem kaffeebraunen, über einen Stuhl gehängten Rocke mußte ich augenblicklich die Wohnung des alten Hausverwalters erkennen. Wenige Augenblicke nachher polsterte es die Treppe herab, der Hausverwalter stürzte herein und hin zu meinen Füßen. „Am aller Seligkeit willen,“ siehte er mit aufgeschobenen Händen, „wer Sie auch seyn mögen, wie der alte gräßliche Herensatan Sie auch hieher gelockt haben mag, verschweigen Sie, was hier geschehen, sonst komme ich um Amt und Brod!“ — Die wahnsinnige Erceless ist abgestraft und liegt gebunden im Bette. D schlafen Sie doch, geehrtester Herr! recht sanft und süß. — Ja ja, was thun Sie doch fein — eine schöne warme Julius-Nacht, zwar kein Mondschein, aber beglückter Sternenschein. — Nun ruhige, glückliche Nacht.“ — Unter diesen Reden war der Alte aufgesprungen, hatte ein Licht genommen, mich herausgebracht aus dem Souverain, mich zur Thür hinausgeschoben und diese fest verschlossen. Ganz verstört eilt' ich nach Hause, und Jre könnt wohl denken, daß ich, zu tief von dem grauenvollen Geheimniß ergriffen, auch nicht den mindesten nur wahnrscheinlichen Zusammenhang der Sache mir in den ersten Tagen denken konnte. Nur so viel war gewiß, daß, hätte mich so lange ein böser Zauber gefangen, dieser jetzt in der That von mir abgelassen hätte. Alle späherliche Sehnsucht nach dem Zauberbilde in dem Spiegel war gewichen, und bald gemahnte mich jener Auftritt im öden Gebäude wie das unermuthete Hineingerathen in ein Tollhaus. Daß der Hausverwalter zum tyrannischen Wächter einer wahnsinnigen Frau von vornehmer Geburt, deren Zustand vielleicht der Welt verborgen bleiben sollte, bestimmt worden, daran war nicht zu zweifeln.

sein, wie aber der Spiegel — das tolle Zauberwesen überhaupt — doch weiter — weiter!

Später legte es sich, daß ich in zahlreicher Gesellschaft den Grafen P. fand, der mich in eine Ecke zog und lachend sprach: „Wissen Sie wohl, daß sich die Geheimnisse unseres obden Hauses zu enthüllen anfangen?“ Ich kochte hoch auf, aber indem der Graf weiter erzählen wollte, öffneten sich die Flügelthüren des Esszimmers, man ging zur Tafel. Ganz vertieft in Gedanken an die Geheimnisse, die mir der Graf entwickeln wollte, hatte ich einer jungen Dame den Arm geboten und war mechanisch der in steifem Cerimonieell langsam daherschreitenden Reihe gefolgt. Ich führte meine Dame zu dem offenen Platz, der sich uns darbietet, schaute sie nun erst recht an und — erblicke mein Spiegelbild in den getreuesten Zügen, so daß gar keine Täuschung möglich ist. Daß ich im Innersten erbebt, könnt Ihr Euch wohl denken, aber eben so muß ich Euch versichern, daß sich auch nicht der leiseste Anflug jener verderblichen wahnfinnigen Liebeswuth in mir regte, die mich ganz und gar befiel, wenn mein Hauch das wunderbare Frauenbild aus dem Spiegel hervor rief. — Meine Befremdung, noch mehr, mein Erschrecken muß lebhaft gewesen seyn in meinem Blick, denn das Mädchen sah mich ganz verwundert an, so daß ich für nöthig hielt, mich so, wie ich nur konnte, zusammen zu nehmen, und so gelassen als möglich anzuführen, daß eine lebhafteste Erinnerung mich gar nicht zweifeln lasse, sie schon irgendwo gesehen zu haben. Die kurze Vorfertigung, daß dies wohl nicht gut der Fall seyn könne, da sie gestern erst und zwar das erste Mal in ihrem Leben nach \*\*\* gekommen, machte mich im eigentlichen Sinn des Wortes etwas verblüfft. Ich verstummte. Nur der Engelsblick, den die holdseligen Augen des Mädchens mir zuwarfen, half mir wieder auf. Ihr wißt, wie man bei derlei Gelegenheit die geistigen Fühlhörner ausstrecken, und leise, leise tasten muß, bis man die Stelle findet, wo der angegebene Ton wieder klingt. So macht' ich es, und saß bald, daß ich ein zartes, holdes, aber in irgend einem psychischen Ueberreiz verkränkelt Wesen neben mir hatte. Bei irgend einer heitern Wendung des Gesprächs, vorzüglich wenn ich zur Würze wie scharfen Cayenne-Pfeffer irgend ein festes, bizarres Wort hineintraute, lächelte sie zwar, aber seltsam schmerzlich, wie zu hart berührt. „Sie sind nicht heiter, meine Gnädige, vielleicht der Besuch heute Morgen.“ — So redete ein nicht weit entfernt stehender Offizier meine Dame an, aber in dem Augenblick fußte ihn sein Nachbar schnell beim Arm und sagte ihm etwas in's Ohr, während eine Frau an der andern Seite des Tisches, Gluth auf den Wangen und im Blick, laut der herrlichen Oper erwähnte, deren Darstellung sie in Paris gesehen und mit der heutigen vergleichen werde. — Meiner Nachbarin stürzten die Thränen aus den Augen: „Bin ich nicht ein albern's Kind?“ wandte sie sich zu mir. Schon erst hatte sie über Migraine geklagt. „Die gewöhnliche Folge des nervösen Kopfschmerzes,“ erwiderte ich daher mit unbefangenen Ton, „wofür nichts besser hilft, als der muntre, kecke Geist, der in dem Schaum dieses Dichteractranks sprudelt.“ Mit diesen Worten schenkte ich Champagner, den sie erst abgelehnt, in ihr Glas ein, und indem sie davon nippte, dankte ihr Blick meiner Deutung der Thränen, die sie nicht zu bergen vermochte. Es schien heller geworden in ihrem Innern und alles wäre gut gegangen, wenn ich nicht zuletzt unversehends hart an das vor mir stehende englische Glas gestoßen, so daß es in gellender, schneidender Höhe ertönte. Da erblickte meine Nachbarin bis zum Tode, und auch mich ergriß ein plötzliches Grauen, weil der Ton mir die Stimme der

wahnfinnigen Alten im obden Hause schien. — Während daß man Kaffee nahm, fand ich Gelegenheit mich dem Grafen P. zu nähern; er merkte gut, warum. „Wissen Sie wohl, daß Ihre Nachbarin die Gräfin Cowine von S. war? — Wissen Sie wohl, daß in dem obden Hause die Schwester ihrer Mutter, schon seit Jahren unheilbar wahnfinnig, eingesperrt gehalten wird? — Heute Morgen waren beide, Mutter und Tochter, bei der Unglücklichen. Der alte Hausverwalter, der einzige, der den gewaltthätigen Ausbrüchen des Wahnsinns der Gräfin zu steuern wußte, und dem daher die Aufsicht über sie übertragen wurde, liegt tod krank, und man sagt, daß die Schwester endlich dem Doktor K. das Geheimniß anvertraut, und daß dieser noch die letzten Mittel versuchen wird, die Kranke wo nicht herzustellen, doch von der entsetzlichen Tobsucht, in die sie zuweilen ausbrechen soll, zu retten. Mehr weiß ich vor der Hand nicht.“ — Andere traten hinzu, das Gespräch brach ab. — Doktor K. war nun gerade derjenige, an den ich mich, meines räthselhaften Zustandes halber, gewandt, und Ihr möget Euch wohl vorstellen, daß ich, so bald es seyn konnte, zu ihm eilte, und alles, was mir seit der Zeit widerfahren, getreulich erzählte. Ich forberte ihn auf zu meiner Beruhigung, so viel als er von der wahnfinnigen Alten wisse, zu sagen, und er nahm keinen Anstand, mir, nachdem ich ihm strenge Verschwiegenheit gelobt, folgenbes anzuvertrauen:

Angelika, Gräfin von B. (so fing der Doktor an), ungerachtet in die Dreißig vorgeückt, stand noch in der vollsten Blüthe wunderbarer Schönheit, als der Graf von S., der viel jünger an Jahren, sie hier in \*\*\* bei Hofe sah und sich in ihren Reizen so versang, daß er zur Stunde die eifrigsten Bewerbungen begann und selbst, als zur Sommerzeit die Gräfin auf die Güter ihres Vaters zurückkehrte, ihr nachreiste, um seine Wünsche, die nach Angelika's Benehmen durchaus nicht hoffnungslos zu seyn schienen, dem alten Grafen zu eröffnen. Kaum war Graf S. aber dort angekommen, kaum sah er Angelika's jüngere Schwester, Gabriele, als er wie aus einer Bezauberung erwachte. In verblühter Farblosigkeit stand Angelika neben Gabrielen, deren Schönheit und Anmuth den Grafen S. unwiderstehlich hinriß, und so kam es, daß er, ohne Angelika weiter zu beachten, um Gabrielen's Hand warb, die ihm der alte Graf B. um so lieber zusagte, als Gabriele gleich die entschiedenste Neigung für den Grafen S. zeigte. Angelika äußerte nicht den mindesten Verdruß über die Untreue ihres Liebhabers. „Er glaubt mich verlassen zu haben. Der thörichte Knabe! er merkt nicht, daß nicht ich, daß er mein Spielzeug war, das ich wegwarf!“ — So sprach sie in stolzem Hohn; und in der That, ihr ganzes Wesen zeigte, daß es wohl Ernst seyn mochte mit der Verachtung des Ungetreuen. Uebrigens sah man, sobald das Bündniß Gabrielen's mit dem Grafen von S. ausgesprochen war, Angelika sehr selten. Sie erschien nicht bei der Tafel, und man sagte, sie schweife einsam im nächsten Waldchen umher, das sie längst zum Ziel ihrer Spaziergänge gewählt hatte. — Ein sonderbarer Vorfall störte die einformige Ruhe die im Schlosse herrschte. Es begab sich, daß die Jäger des Grafen von B., unterstützt von den in großer Anzahl aufgebotenen Bauern, endlich eine Zigeunerbande eingefangen hatten, der man die Mordbrennereien und Räubereien, welche seit kurzer Zeit so häufig in der Gegend vorkamen, Schuld gab. An eine lange Kette geschlossen, brachte man die Männer, gebunden auf einen Wagen gepackt die Weiber und Kinder auf den Schloßhof. Manche trostige Gestalt, die mit wildem, funkelndem Blick, wie ein gefesselter Tiger, lechzend umherstarrte, schien den entschlossenen Räuber und Mörder zu bezeichnen, vorzüglich fiel aber ein langes,

rageres, entsehlisches Weib, in einen blutrothen Shawl vom Kopf bis zum Fuß gewickelt, ins Auge, die aufrecht im Wagen stand, und mit gebietender Stimme rief: man solle sie herabsteigen lassen, was auch geschah. Der Graf von Z. kam auf den Schloßhof und befahl eben, wie man die Bande abgefordert in den festen Schloßgefängnissen vertheilen solle, als mit fliegenden Haaren, Entsetzen und Angst in bleichem Gesicht, Gräfin Angelika aus der Thür hinausstürzte, und auf die Knie geworfen mit schneidender Stimme rief: „Diese Leute los — diese Leute los — sie sind unschuldig, unschuldig — Vater! laß diese Leute los! — ein Tropfen Blut's vergossen an einem von diesen, und ich stoße mir dieses Messer in die Brust!“ — Damit schwang die Gräfin ein spiegelblankes Messer in den Lüften und sank ohnmächtig nieder. „O mein schönes Püppchen, mein trautes Goldkind, das wußt ich ja wohl, daß Du es nicht leiden würdest!“ — So meckerte die rotbe Alte. Dann kauerte sie nieder neben der Gräfin und bedeckte Gesicht und Busen mit ekelhaften Küßen, indem sie fortwährend murmelte: „Blanke Tochter, blanke Tochter — wach' auf, wach' auf, der Bräutigam kommt — hei, hei, blanke Tochter, wach' auf, der Bräutigam kommt.“ Damit nahm die Alte eine Phiole hervor, in der ein kleiner Goldfisch in silberhellem Spiritus auf und ab zu gaukeln schien. Diese Phiole hielt die Alte der Gräfin an das Herz, augenblicklich erwachte sie, aber kaum erblickte sie das Zigeunerweib, als sie aufsprang, das Weib heftig und brünstig umarmte und dann mit ihr davon eilte in des Schloß hinein. Der Graf von Z. — Gabriele, ihr Bräutigam, die unterdesen erschienen, schauten ganz erstarrt und von seltsamen Grauen ergriffen, das Alles an. Die Zigeuner blieben ganz gleichgültig und ruhig, sie wurden nun abgelöst von der Kette und einzeln gefesselt in die Schloßgefängnisse geworfen. Am andern Morgen ließ der Graf von Z. die Gemeinde versammeln, die Zigeuner wurden vorgeführt, der Graf erklärte laut, daß sie ganz unschuldig wären an allen Räubereien, die in der Gegend verübt, und daß er ihnen freien Durchzug durch sein Gebiet verstatte, worauf sie entsefelt und zum Erstaunen aller mit Pfaffen wohl versehen entlassen wurden. Das rotbe Weib wurde vermißt. Man wollte wissen, daß der Zigeunerhauptmann, kenntlich an den goldnen Ketten um den Hals und dem rothen Federbusch an dem spanisch niedergekrempften Hut, Nachts auf dem Zimmer des Grafen gewesen. Einige Zeit nachher ward es unbezweifelt dargegethan, daß die Zigeuner an dem Rauben und Morden in dem Gebiet umher in der That auch nicht den mindesten Antheil hatten. — Gabriele's Hochzeit rückte heran, mit Erstaunen bemerkte sie eines Tages, daß mehrere Küstwagen mit Meublen, Kleidungsstücken, Wäsche, kurz, mit einer ganz vollständigen Hauseinrichtung bespaet wurden und abfahren. Andern Morgens erfuhr sie, daß Angelika begleitet von dem Kammerdiener des Grafen S. und einer vermummten Frau, die der alten rothen Zigeunerin ähnlich gesehen, Nachts abgereiset sey. Graf Z. löste das Räthsel, indem er erklärte, daß er sich aus gewissen Ursachen genöthigt gesehen, den freilich seltsamen Wünschen Angelika's nachzugeben, und ihr nicht allein das in \*\*\*n belegene Haus in der Allee als Eigenthum zu schenken, sondern auch zu erlauben, daß sie dort einen eigenen ganz unabhängigen Haushalt führe, wobei sie sich bedungen, daß keiner aus der Familie, ihn selbst nicht ausgenommen, ohne ihre ausdrückliche Erlaubniß das Haus betreten solle. Der Graf von S. fügte hinzu, daß auf Angelika's dringenden Wunsch er seinen Kammerdiener ihr überlassen müsse, der mitgereiset sey nach \*\*\*n. Die Hochzeit wurde vollzogen, Graf S. ging mit seiner Gemahlin nach D. und ein Jahr verging ihnen in ungetrübter Heiterkeit. Dann flug aber der Graf

an auf ganz eigene Weise zu kränken. Es war, als wenn ihm ein geheimer Schmerz alle Lebenskraft raube, und vergebens waren alle Bemühungen seiner Gemahlin, das Geheimniß ihm zu entreißen, das sein Innerstes verderblich zu zerstören schien. — Als endlich tiefe Ohnmachten seinen Zustand lebensgefährlich machten, gab er den Aerzten nach und ging angeblich nach Pisa. — Gabriele konnte nicht mitreisen, da sie ihrer Niederkunft entgegen sah, die indessen erst nach mehreren Wochen erfolgte. — „Hier,“ sprach der Arzt, „werden die Mittheilungen der Gräfin Gabriele von S. so rapsodisch, daß nur ein tiefer Blick den näheren Zusammenhang auffassen kann.“ — Genug — ihr Kind, ein Mädchen, verschwindet auf unbegreifliche Weise aus der Wiege, alle Nachforschungen bleiben vergebens — ihre Trostlosigkeit wach bis zur Verzweiflung, als zur selbigen Zeit Graf von Z. ihr die entsehlische Nachricht schreibt, daß er den Schweregersehen, den er auf dem Wege nach Pisa glaubte, in \*\*\*n, und zwar in Angelika's Hause, vom Nervenschlage zum Tode getroffen, gefunden; daß Angelika in furchtbaren Wahnsinn gerathen sey und daß er solchen Jammer wohl nicht lange tragen werde. — So wie Gabriele von S. nur einige Kräfte gewonnen, eilt sie auf die Güter des Vaters; in schlafloser Nacht das Bild des verlorenen Satten, des verlorenen Kindes vor Augen, glaubt sie ein leises Wimmern vor der Thüre des Schlafzimmers zu vernehmen; ermutigt, zündet sie die Kerzen des Armleuchters bei der Nachtlampe an und tritt heraus. — Heiliger Gott! niebergekauert zur Erde, in dem rothen Shawl gewickelt, starrt das Zigeunerweib mit stierem, leblosem Blick ihr in die Augen, in den Armen hält sie ein kleines Kind, das so ängstlich wimmert, das Herz schlägt der Gräfin hoch auf in der Brust! — es ist ihr Kind! — es ist die verlorne Tochter! — Sie reißt das Kind der Zigeunerin aus den Armen, aber in diesem Augenblick kugelt diese um, wie eine leblose Puppe. Auf das Angstgeschrei der Gräfin wird alles wach, man eilt hinzu, man findet das Weib todt auf der Erde, kein Heilmittel wirkt und der Graf läßt sie einsargen. — Was bleibt übrig, als nach \*\*\*n zur wahnsinnigen Angelika zu eilen, und vielleicht dort das Geheimniß mit dem Kinde zu erforschen. Alles hat sich verändert. Angelika's wilde Raserei hat alle weiblichen Dienstboten entfernt, nur der Kammerdiener ist geblieben. Angelika ist ruhig und vernünftig geworden. Als der Graf die Geschichte von Gabriele's Kinde erzählt, schlägt sie die Hände zusammen, und ruft mit lautem Lachen: „Ist's Püppchen angekommen? — richtig angekommen? — eingescharrt, eingescharrt? O Zemine, wie prächtig sich der Goldfasan schüttelt! wist ihr nichts vom grünen Löwen mit den blauen Bluthaugen?“ Mit Entsetzen bemerkt der Graf die Rückkehr des Wahnsinns, indem plötzlich Angelika's Gesicht die Züge des Zigeunerweibes anzunehmen scheint, und beschließt, die Arme mitzunehmen auf die Güter, welches der alte Kammerdiener widerräth. In der That bricht auch der Wahnsinn Angelika's in Wuth und Raserei aus, sobald man Anstalten macht, sie aus dem Hause zu entfernen. — In einem tiefen Zwischenraum beschwört Angelika mit heißen Thränen den Vater, sie in dem Hause sterben zu lassen, und tief gerührt bewilligt er dieß, wiewohl er das Gesändniß, das dabei ihren Lippen entfliehet, nur für das Erzeugniss des aufs neue ausbrechenden Wahnsinns hält. Sie bekennt, daß Graf S. in ihre Arme zurückgekehrt, und daß das Kind, welches die Zigeunerin in's Haus des Grafen von Z. brachte, die Frucht dieses Bündnisses sey. — In der Residenz glaubt man, daß der Graf von Z. die Unglückliche genommen hat auf die Güter, indessen sie hier tieferborggen und der Aufsicht des

Kammerdieners übergeben in dem verbotenen Hause bleibt. — Graf von B. ist gestorben vor einiger Zeit, und Gräfin Gabriele von S. kam mit Edmonde her, um Familienangelegenheiten zu berichtigen. Sie durfte es sich nicht versagen, die unglückliche Schwester zu sehen. Bei diesem Besuch muß sich Wunderliches ereignet haben, doch hat mir die Gräfin nichts darüber vertraut, sondern nur im Allgemeinen gesagt, daß es nun nöthig geworden, dem alten Kammerdiener die Unglückliche zu entreißen. Einmal habe er, wie es herausgekommen, durch harte, grausame Mißhandlungen den Ausbrüchen des Wahnsinns zu wehren gesucht, dann aber, durch Angelika's Vorspiegelung, daß sie Gold zu machen versuche, sich verleiten lassen, mit ihr allerlei sonderbare Operationen vorzunehmen und ihr alles Nöthige dazu herbei zu schaffen. — „Es würde wohl (so schloß der Arzt seine Erzählung) ganz überflüssig seyn, Sie, gerade Sie auf den tiefen Zusammenhang aller dieser seltsamen Dinge aufmerksam zu machen. Es ist mir gewiß, daß Sie die Katastrophe herbei geführt haben, die der Asten Genesung oder baldigen Tod bringen wird. Uebrigens mag ich jetzt nicht verhehlen, daß ich mich nicht wenig entsetzte, als ich, nachdem ich mich mit Ihnen in magnetischen Rapport gesetzt, ebenfalls das Bild im Spiegel sah. Daß dieß Bild Edmonde war, wissen wir nun beide.“ —

Gen so, wie der Arzt glaubte, für mich nichts hinzuzufügen zu dürfen, eben so halte ich es für ganz unnütz, mich nun noch darüber etwa zu verbreiten, in welchem geheimen Verhältnis Angelika, Edmonde, ich und der alte Kammerdiener standen, und wie mythische Wechselwirkungen ein dämonisches Spiel trieben. Nur so viel sage ich noch, daß mich nach diesen Begebenheiten ein drückendes, unheimliches Gefühl aus der Residenz trieb, welches erst nach einiger Zeit mich plötzlich verließ. Ich glaube, daß die Ate in dem Augenblicke, als ein ganz besonderes Wohlsein mein Innerstes durchströmte, gestorben ist. So endete Theodor seine Erzählung. Noch manches sprachen die Freunde über Theodors Abentheuer und gaben ihm Recht, daß sich darin das Wunderliche mit dem Wunderbaren auf seltsame geauliche Weise mische. — Als sie schieden, nahm Franz Theodors Hand und sprach, sie leise schüttelnd, mit beinahe wehmüthigem Lächeln: „Gute Nacht, du Spalanzanische Fledermaus!“

### Das Majorat.

Dem Gestade der Ostsee unfern liegt das Stammschloß der Freiherrlich von R. schen Familie, R. sitzen genannt. Die Gegend ist rauh und öde, kaum entspriest ein und wieder ein Grashalm dem bodenlosen Ertriefande, und statt des Gartens, wie er sonst das Herrenhaus zu zieren pflegt, schließt sich an die nackten Mauern nach der Landseite hin ein dürftiger Föhrenwald, dessen emige, düstre Trauer den bunten Schmuck des Frühlings verschmälzt, und in dem, statt des fröhlichen Rauchens der zu neuer Lust erwachten Vögelin nur das schaurige Geträusche der Raben, das schwirrende Kreischen der Sturmerkfindenden Möven wiederhallt. Eine Viertelstunde davon ändert sich plötzlich die Natur. Wie durch einen Zauberschlag ist man in blühende Felder, üppige Aecker und Wiesen versetzt. Man erblickt das große, reiche Dorf mit dem geräumigen Wohnhause des Wirthschaftsinspektors. An der Spitze eines freundlichen Erlenbusches sind die Fundamente eines großen Schloßes sichtbar, das ein- oder zwei vormaligen Besitzer aufzubauen im Sinne hatte.

Die Nachfolger, auf ihren Gütern in Curland hausend, ließen den Bau liegen, und auch der Freiherr Roderich von R., der wiederum seinen Wohnsitz auf dem Stammschloß nahm, mochte nicht weiter bauen, da seinem finstern, menschenscheuen Wesen der Aufenthalt in dem alten, einsam liegenden Schloße zusagte. Er ließ das verfallene Gebäude, so gut es gehen wollte, herstellen, und sperrte sich darin ein, mit einem grämlichen Hausverwalter und geringer Dienerschaft. Nur selten sah man ihn im Dorfe, dagegen ging und ritt er oft am Meeresstrande hin und her, und man wollte aus der Ferne bemerkt haben, wie er in die Wellen hineinsprach und dem Brausen und Zischen der Brandung zuhorchte, als vernehme er die antwortende Stimme des Meeresgeistes. Auf der höchsten Spitze des Wartthurms hatte er ein Cabinet einrichten und mit Fernröhren — mit einem vollständigen astronomischen Apparat versehen lassen; da beobachtete er Tages, nach dem Meer hinausschauend, die Schiffe, die oft gleich weißbeschwingten Meervögeln am fernen Horizont vorüberflogen. Sternenkunde Nächte brachte er hin mit astronomischer, oder, wie man wissen wollte, mit astrologischer Arbeit, worin ihm der alte Hausverwalter beistand. Ueberhaupt ging zu seinen Lebzeiten die Sage, daß er geheimer Wissenschaft, der sogenannten schwarzen Kunst, ergeben sey, und daß eine verkehrte Operation, durch die ein hohes Fürstenhaus auf das empfindlichste gekränkt wurde, ihn aus Curland vertrieben habe. Die leiseste Erinnerung an seinen dortigen Aufenthalt erfüllte ihn mit Entsetzen; aber alles sein Leben verkündete, was ihm dort geschehen, schrieb er lediglich der Schuld der Vorfahren zu, die die Ahnenburg böstlich verließen. Um für die Zukunft wenigstens das Haupt der Familie an das Stammschloß zu fesseln, bestimmte er es zu einem Majoratsbesitzthum. Der Landesherr bestätigte die Stiftung um so lieber, als dadurch eine, an ritterlicher Tugend reiche Familie, deren Zweige schon in das Ausland herüberirren, für das Vaterland gewonnen werden sollte. Weder Roderichs Sohn, Hubert, noch der jetzige Majoratsherr, wie sein Großvater Roderich geheißt, mochte indessen in dem Stammschloße hausen, beide blieben in Curland. Man mußte glauben, daß sie, heit'rer und lebenslustiger gesinnt, als der düstre Ahnherr, die schaurige Oede des Aufenthalts scheuten. Freiherr Roderich hatte zwei alten, unverheiratheten Schwestern seines Vaters, die mager ausgestattet in Dürftigkeit lebten, Wohnung und Unterhalt auf dem Gute gestattet. Diese saßen mit einer bejahrten Dienerin in den kleinen warmen Zimmern des Nebenflügels, und außer ihnen und dem Koch, der im Erdgeschos ein großes Gemach neben der Küche inne hatte, wankte in den hohen Zimmern und Sälen des Hauptgebäudes nur noch ein abgelebter Jäger umher, der zugleich die Dienste des Castellans versah. Die übrige Dienerschaft wohnte im Dorfe bei dem Wirthschaftsinspektor. Nur in später Herbstzeit, wenn der erste Schnee zu fallen begann, und die Wolfs-, die Schweinsjagden ausgingen, wurde das öde, verlassene Schloß lebendig. Dann kam Freiherr Roderich mit seiner Gemahlin, begleitet von Verwandten, Freunden und zahlreichem Jagdgefolge herüber aus Curland. Der benachbarte Adel, ja selbst jagdlustige Freunde aus der nahe liegenden Stadt fanden sich ein, kaum vermochten Hauptgebäude und Nebenflügel die zustromenden Gäste zu fassen, in allen Defen und Kaminen knisterten reichlich zugeschürte Feuer, vom grauen Morgen bis in die Nacht hin schnurrten die Bratenwender, Trepp' auf, Trepp' ab liefen hundert lustige Leute, Herren und Diener, dort erklangen angezogene Pokale und fröhliche Jägerlieder, hier die Tritte der nach gellender Musik Tanzenden, überall

lautes Jauchzen und Gelächter, und so glich vier bis sechs Wochen hindurch das Schloß mehr einer prächtigen, an vielbefahrner Landstraße liegenden Herberge, als der Wohnung des Gutsheeren. Freiherr Roderich widmete diese Zeit, so gut es sich nur thun ließ, erstem Geschäfte, indem er, zurückgezogen aus dem Strudel der Gäste, die Pflichten des Majoratsheeren erfüllte. Nicht allein, daß er sich vollständige Rechnung der Einkünfte legen ließ, so hörte er auch jeden Vorschlag irgend einer Verbesserung, so wie die kleinste Beschwerde seiner Unterthanen an, und suchte alles zu ordnen, jedem Unrechten oder Unbilligen zu steuern, wie er es nur vermochte. In diesen Geschäften stand ihm der alte Advokat V., von Vater auf Sohn vererbter Geschäftsträger des R. . . schen Hauses und Justitiarius der in P. liegenden Güter, redlich bei, und V. pflegte daher schon acht Tage vor der bestimmten Ankunft des Freiherrn nach dem Majoratsgute abzureisen. Im Jahr 179 — war die Zeit gekommen, daß der alte V. nach R. . . sitten reisen sollte. So lebenskräftig der Greis von siebzig Jahren sich auch fühlte, mußte er doch glauben, daß eine hilfreiche Hand im Geschäft ihm wohlthun werde. Wie im Scherz sagte er daher eines Tages zu mir: „Bettler!“ (so nannte er mich, seinen Großneffen, da ich seine Vornamen erhielt), „ich dünkte, Du liehest Dir einmal etwas Seewind um die Ohren saufen und kämst mit mir nach R. . . sitten. Außerdem, daß Du mir wacker beistehen kannst in meinem manchmal bösen Geschäft, so magst Du Dich auch einmal im wilden Jägerleben versuchen und zusehen, wie, nachdem Du einen Morgen ein zierliches Protokoll geschrieben, Du den andern solch trotzigem Thier, als da ist ein langbehaarter, graulicher Wolf, oder ein zahnsfleischender Eber, in's funkelnde Auge zu schauen, oder gar es mit einem tüchtigen Büchsenenschuß zu erlegen verstehst.“ Nicht so viel Seltsames von der lustigen Jagdzeit in R. . . sitten hätte ich schon hören, nicht so mit ganzer Seele dem herrlichen alten Großenkel anhängen müssen, um nicht hocherfreut zu seyn, daß er mich diesmal mitnehmen wolle. Schon ziemlich gelübt in derlei Geschäften, wie er sie vorbatte, versprach ich mit tapferm Fleiß ihm alle Mühe und Sorae abzunehmen. Andern Tages saßen wir in tüchtige Pelze eingehüllt im Wagen und fuhren durch dickes, den einbrechenden Winter verkündendes Schneegestöber nach R. . . sitten. — Unterwegs erzählte mir der Alte manches Wunderliche von dem Freiherrn Roderich, der das Majorat stiftete und ihn seines Jünglingsalters ungeachtet zu seinem Justitiarius und Testamentsvollzieher ernannte. Er sprach von dem rauhen, wüthen Wesen, das der alte Herr gehabt, und das sich auf die ganze Familie zu vererben schien, da selbst der jetzige Majoratsheer, den er als sanftmüthigen, beinahe weichlichen Jüngling gekannt, von Jahr zu Jahr mehr davon ergriffen werde. Er schrieb mir vor, wie ich mich leck und unbesangen betragen müßte, um in des Freiherrn Augen was werth zu seyn, und kam endlich auf die Wohnung im Schlosse, die er ein für allemal gewählt, da sie warm, bequem und so abgelegen sey, daß wir uns, wenn und wie wir wollten, dem tollen Getöse der jubilirenden Gesellschaft entziehen könnten. In zwei kleinen, mit warmen Tapeten behangenen Zimmern, dicht neben dem großen Gerichtssaal im Seitenflügel, dem gegenüber, wo die alten Fräuleins wohnten, da wäre ihm jedesmal seine Residenz bereitet. Endlich nach schneller, aber beschwerlicher Fahrt kamen wir in tiefer Nacht nach R. . . sitten. Wir fuhren durch das Dorf, es war gerade Sonntag, im Krüge Tanzmusik und fröhlicher Jubel, des Wirthschaftsinspectors Haus von unten bis oben erleuchtet, drinnen auch Musik und Gesang; desto schauerlicher

wurde die Debe, in die wir nun hineinfuhren. Der Seewind heulte in schneidenden Zammerlönen herüber und, als habe er sie aus tiefem Zauberschlaf erweckt, stöhnten die düstern Höhlen ihm nach in dumpfer Klage. Die nackten, schwarzen Mauern des Schlosses stiegen empor aus dem Schnee Grunde, wir hielten an dem verschlossenen Thor. Aber da half kein Rufen, kein Pöschengeknalle, kein Hammers und Pochens, es war, als sey alles ausgestorben, in keinem Fenster ein Licht sichtbar. Der Alte ließ eine starke, dröhnende Stimme erschallen: „Franz — Franz! — Wo steckst Du denn! — Zum Teufel, rührt Euch! — Wir erfriren hier am Thor! Der Schnee schmeißt einem ja das Gesicht blutrünstig — rührt Euch, zum Teufel.“ Da fing ein Hofhund zu winseln an, ein wanbelndes Licht wackelte im Erdgeschosse sichtbar, Schlüssel klapperten, und bald knarnten die gewichtigen Thorflügel auf. „Schön willkommen, schön willkommen Herr Justitiarius, ei in dem unsaubern Bettler!“ So rief der alte Franz, indem er die Laterne hoch in die Höhe hob, so daß das volle Licht auf sein verschrumptes, zum freundlichen Lachen sonderbar verzogenes Gesicht fiel. Der Wagen fuhr in den Hof, wir stiegen aus, und nun gewahrte ich erst ganz des alten Bedienten seltsame, in eine atmofische, weite, mit vielen Schnüren wunderlich ausgestaffirte Jägerklorei gehüllte Gestalt. Ueber die breite, weiße Stirn legten sich nur ein paar graue Wölkchen, der untere Theil des Gesichts hatte die robuste Jägerfarbe, und unerachtet die verzogenen Muskeln das Gesicht zu einer beinahe abentheuerlichen Maskenformten, söhnte doch die etwas dümmliche Satmüthigkeit, die aus den Augen leuchtete und um den Mund spielte, alles wieder aus. „Nun, alter Franz,“ fragte der Großenkel an, indem er sich im Vorfaal den Schut vom Pelze abklopfte, „ist alles bereit, sind die Tapeten in meinen Stuben abgestaubt, sind die Betten wieder getragen, ist gefestert und heute tüchtig geheizt werden?“ „Nein,“ erwiderte Franz sehr gelassen, „mit werthester Herr Justitiarius, das ist alles nicht geschehen.“ „Herr Gott!“ fuhr der Großenkel auf, „ich habe ja zeitig genug geschrieben, ich komme ja nicht nach dem richtigen Datum, das ist ja eine Wohlthat, nun kann ich in eisernen Zimmern haufen.“ „Ja, werthester Herr Justitiarius,“ sprach Franz weiter, indem er sehr sorglich mit der Lichtschere von dem Docht einen glimmenden Räucher abschnippte und ihn mit dem Fuße austrat, „sehn Sie, das alles, vorzüglich das Heizen, hätte nicht viel geholfen, denn der Wind und der Schnee, die haufen gar zu sehr hinein, durch die zerbrochenen Fensterscheiben, und da!“ — „Was,“ fiel der Großenkel ihm in die Rede, den Pelz weit auseinander schlagend und beide Arme in die Seiten stemmend, „die Fenster sind zerbrochen und die des Hauses Castellan, habt nichts machen lassen?“ „Ja, werthester Herr Justitiarius,“ fuhr der Alte ruhig und gelassen fort, „man kann nur nicht recht hinzugehen, wegen des vielen Schutts und der vielen Mauersteine, die in den Zimmern herum liegen.“ „Wo zum Taufend Himmel Sapperment kommen Schutt und Steine in meine Zimmer?“ schrie der Großenkel, „zum beständigen fröhlichen Wohlseyn, mein junger Herr!“ rief der Alte, sich höflich bückend, da ich eben nicht setzte aber gleich hinzu: „Es sind die Steine und der Kalk von der Mittelwand, die von der großen Erschütterung einfiel.“ „Habt Ihr ein Erdbeben gehabt?“ plagte der Großenkel zornig heraus. „Das nicht, werthester Herr Justitiarius,“ erwiderte der Alte mit dem ganzen Gesicht lächelnd, „aber vor drei Tagen ist die schwere, getäfelte Decke des Gerichtssaals mit gewaltigem Krachen eingestürzt.“ „So soll

doch das" — Der Großonkel wollte, heftig und aufbrausend wie er war, einen schweren Fluch ausstoßen; aber indem er mit der Rechten in die Höhe fuhr und mit der Linken die Fuchsmütze von der Stirn rückte, hielt er plötzlich inne, wandte sich nach mir und sprach laut auflachend: „Wahrhaftig Better! wir müssen das Maul halten, wir dürfen nicht weiter fragen; sonst erfahren wir noch ärgeres Unheil, oder das ganze Schloß stürzt uns über den Köpfen zusammen.“

„Aber,“ fuhr er fort, sich nach dem Alten umdrehend, „Franz, konntet Ihr denn nicht so geschaut seyn, mir ein anderes Zimmer reinigen und heizen zu lassen? Konntet Ihr nicht irgend einen Saal im Hauptgebäude schnell einrichten zum Gerichtstage?“ „Dieses ist auch bereits Alles gesehen,“ sprach der Alte, indem er freundlich nach der Treppe wies und sofort hinauf zu steigen begann. „Nun setz mir doch den wunderlichen Kaug,“ rief der Onkel, indem wir dem Alten nachschritten. Es ging fort durch lange hochgewölbte Corridore, Franzens flackerndes Licht warf einen wunderlichen Schein in die dicke Finsterniß. Säulen, Capitäler und bunte Bogen zeigten sich oft wie in den Lüften schwebend, riesengroß schritten unsere Schatten neben uns her und die seltsamen Gebilde an den Wänden, über die sie wegschlüpfen, schienen zu zittern und zu schwanken, und ihre Stimmen wisperten in den dröhnenden Nachhall unserer Tritte hinein: Weck uns nicht, weck uns nicht, uns tolles Zaubervolk, das hier in den alten Steinen schläft! Endlich öffnete Franz, nachdem wir eine Reihe kalter, finsterner Gemächer durchgangen, einen Saal, in dem ein hellaufloderndes Kaminfeuer uns mit seinem lustigen Knistern wie mit heimathlichem Gruß empfing. Mir wurde gleich, so wie ich eintrat, ganz wohl zu Muthe, doch der Großonkel blieb mitten im Saal stehen, schaute rings umher und sprach mit sehr ernstem, beinahe feierlichem Ton: „Also hier, dieß soll der Gerichtssaal seyn!“ — Franz, in die Höhe leuchtend, so daß an der breiten, dunklen Wand ein heller Fleck wie eine Thüre groß, in's Auge fiel, sprach dumpf und schmerzhaft: „Hier ist ja wohl schon Gericht gehalten worden!“ „Was kommt Euch ein, Alter?“ rief der Onkel, indem er den Pelz schnell abwarf und an das Kaminfeuer trat. „Es fuhr mir nur so heraus,“ sprach Franz, zündete die Lichter an und öffnete das Nebenzimmer, welches zu unsrer Aufnahme ganz heimlich bereitet war. Nicht lange dauerte es, so stand ein gedeckter Tisch vor dem Kamin, der alte trug wohlzubereitete Schüsseln auf, denen, wie es uns beiden, dem Großonkel und mir, recht behaglich war, eine tüchtige Schale nach ächt nordischer Art getrauten Punsch folgte. Ermüdet von der Reise suchte der Großonkel, so wie er geessen, das Bette; das Kreuz, Zeitstunde des Aufenthalts, ja selbst der Punsch, hatte aber meine Lebensgeister zu sehr aufgeregert, um an Schlaf zu denken. Franz räumte den Tisch ab, schürte das Kaminfeuer zu und verließ mich mit freundlichen Bücklingen.

Nun saß ich allein in dem hohen, weiten Rittersaal. Das Schneegewölk hatte zu schlackern, der Sturm zu faulen aufgehört, heitrer Himmel war's geworden und der helle Vollmond strahlte durch die breiten Bogenfenster, alle finstere Ecken des wunderlichen Saales, wohin der düstre Schein meiner Kerzen und des Kaminfeuers nicht dringen konnte, magisch erleuchtend. So wie man es wohl noch in alten Schlössern antrifft, waren auf seltsame alterthümliche Weise Wände und Decke des Saales verziert, diese mit schwarzem Gips, jene mit fantastischer Bilderei und buntgemaltem, vergoldetem Schnitzwerk. Aus den großen Gemälden, mehrertheils das wilde Gewühl blutiger

Bären- und Wolfsjagden darstellend, sprangen in Holz geschnitzte Thier- und Menschenköpfe hervor, den gemalten Leibern angeheft, so daß, zumal bei der flackernden, schimmernden Beleuchtung des Feuers und des Mondes, das Ganze in graulicher Wahrheit lebte. Zwischen diesen Gemälden waren lebensgroße Bilder, in Jägertracht daher schreitende Ritter, wahrscheinlich der jagdblustigen Uhnherren, eingefügt. Alles, Malerei und Schnitzwerk, trug die dunkle Farbe langverjähriger Zeit; um so mehr fiel der helle, kahle Fleck an derselben Wand, durch die zwei Thüren in Nebengemächer führten, auf; bald erkannte ich, daß dort auch eine Thüre gewesen seyn müßte, die später zugemauert worden, und daß eben dieß neue, nicht einmal der übrigen Wand gleichgemalte, oder mit Schnitzwerk verzierte Gemäuer auf jene Art absteche. — Wer weiß es nicht, wie ein ungewöhnlicher, abentheuerlicher Aufenthalt mit geheimnißvoller Macht den Geist zu erfassen vermag, selbst die trügliche Fantasie wird wach in dem, von wunderlichen Felsen umschlossenen Thal — in den düstern Mauern einer Kirche o. s., und will sonst nie Erfahrenes ahnen. Setze ich nun noch hinzu, daß ich zwanzig Jahr alt war und mehrere Gläser starken Punsch getrunken hatte, so wird man es glauben, daß mir in meinem Rittersaal seltsamer zu Muthe wurde als jemals. Man denke sich die Stille der Nacht, in der das dumpfe Brausen der Meeres, das seltsame Pfeifen des Nachtwindes wie die Töne eines mächtigen, von Geistern gerührten Orgelwerks erklangen — die vorüberfliegenden Wolken, die oft, hell und glänzend, wie vorbeistreifende Riesen durch die klirrenden Bogenfenster zu gucken schienen — in der That, ich muß' es in dem leisen Schauer fühlen, der mich durchbelebte, daß ein fremdes Reich nun sichtbarlich und vernehmbar aufgehen könne. Doch dieß Gefühl glied dem Frostein, das man bei einer lebhaft dargestellten Gespenstergeschichte empfindet und das man so gern hat. Dabei fiel mir ein, daß in keiner günstigeren Stimmung das Buch zu lesen sey, das ich, so wie damals jeder, der nur irgend dem Romantischen ergeben, in der Tasche trug. Es war Schillers's Geisterfeber. Ich las und las, und erbigte meine Fantasie immer mehr und mehr. Ich kam zu der mit dem mächtigsten Zauber ergreifenden Erzählung von dem Hochzeitfeste bei dem Grafen von B. — Gerade wie Jeronimo's blutige Gestalt eintritt, springt mit einem gewaltigen Schläge die Thüre auf, die in den Vorfaal führt. — Entsetzt fahre ich in die Höhe, das Buch fällt mir aus den Händen — Aber in demselben Augenblicke ist alles still und ich schäme mich über mein kindisches Erschrecken! — Mag es seyn, daß durch die durchströmende Zugluft, oder auf andere Weise die Thüre aufgesprängt wurde. — Es ist nichts — meine überreizte Fantasie bildet jede natürliche Erscheinung gespenstlich! — So beschwichtigt, nehme ich das Buch von der Erde auf und werfe mich wieder in den Lehnstuhl — da geht es leise und langsam mit abgemessenen Tritten quer über den Saal hin, und dazwischen seufzt und ächzt es, und in diesem Seufzen, diesem Ächzen liegt der Ausdruck des tiefsten, menschlichen Leidens, des trostlosesten Jammers — Ha! das ist irgend ein eingesperrtes, krankes Thier im untern Stock. Man kennt ja die akustische Täuschung der Nacht, die alles entfernt tönende in die Nähe rückt — wer wird sich nur durch so Etwas Grauen erregen lassen — So beschwichtige ich mich auf's neue, aber nun fragt es, indem lautere, tiefere Seufzer, wie in der entsetzlichen Angst der Todesnoth ausgestoßen, sich hören lassen, an jenem neuen Gemäuer. — „Ja, es ist ein armes, eingesperrtes Thier — ich werde jetzt laut rufen, ich werde mit dem Fuß tüchtig auf den Boden stampfen, gleich wird alles schweigen, oder das Thier unten sich deutlicher in seinen natürlichen Tönen hören lassen!“ — So denke



ich, aber das Blut gerinnt in meinen Adern — kalter Schweiß steht auf der Stirne, erstarrt bleib ich im Lehnstuhle sitzen, nicht vermögend aufzustehen, viel weniger noch zu rufen. Das abscheuliche Krachen hört endlich auf — die Tritte lassen sich aufs Neue vernehmen — Es ist, als wenn Leben und Regung in mir erwachte, ich springe auf und trete zwei Schritte vor, aber da streicht eine eiskalte Zugluft durch den Saal, und in demselben Augenblick wirft der Mond sein helles Licht auf das Bildniß eines sehr ernstern, beinahe schauerlich anzusehenden Mannes, und als säusle seine warnende Stimme durch das stärkere Brausen der Meereswellen, durch das gelendere Pfeifen des Nachtwindes, höre ich deutlich: Nicht weiter — nicht weiter, sonst bist Du verfallen dem entsetzlichen Graus der Geisterwelt! Nun fällt die Thür zu mit demselben starken Schläge wie zuvor, ich höre die Tritte deutlich auf dem Vorfaal — es geht die Treppe hinab — die Hauptthür des Schlosses öffnet sich rasselnd und wird wieder verschlossen. Dann ist es, als würde ein Pferd aus dem Stalle gezogen, und nach einer Weile wieder in den Stall zurückgeführt — dann ist alles still! — In demselben Augenblick vernahm ich, wie der alte Großonkel im Nebengemach ängstlich seufzte und söhnte, dies gab mir alle Besinnung wieder, ich ergriff die Leuchter und eilte hinein. Der Alte schien mit einem bösen, schweren Traume zu kämpfen. „Erwachen Sie — erwachen Sie,“ rief ich laut, indem ich ihn sanft bei der Hand faßte und den hellen Kerzenschein auf sein Gesicht fallen ließ. Der Alte fuhr auf mit einem dumpfen Ruf, dann schaute er mich mit freundlichen Augen an und sprach: „Das hast Du gut gemacht, Wetter! das Du mich wecktest. Ei, ich hatte einen sehr häßlichen Traum, und daran ist blos hier das Gemach und der Saal Schuld, denn ich mußte dabei an die vergangene Zeit und an manches Verwunderliche denken, was hier sich begab. Aber nun wollen wir recht tüchtig ausschlafen.“ Damit hüllte sich der Alte in die Decke und schien sofort einzuschlafen. Als ich die Kerzen ausgelöscht und mich auch in's Bette gelegt hatte, vernahm ich, daß der Alte leise betete. — Am andern Morgen ging die Arbeit los, der Wirtschaftsinpector kam mit den Rechnungen, und Leute meldeten sich, die irgend einen Streit geschlichtet, irgend eine Angelegenheit geordnet haben wollten. Mittags ging der Großonkel mit mir herüber in den Seitensaal, um den beiden alten Baronessen in aller Form aufzuwarten. Franz meldete uns, wir mußten einige Augenblicke warten und wurden dann durch ein sechzigjähriges, gebeugtes, in bunte Seide gekleidetes Mütterchen, die sich das Kammerfräulein der gnädigen Herrschaft nannte, in das Heiligthum geführt. Da empfingen uns die alten, nach längst verjährter Mode abentheuerlich gepuderten Damen mit komischem Ceremoniell, und vorzüglich war ich ein Gegenstand ihrer Verwunderung, als der Großonkel mich mit vieler Laune als einen jungen, ihm beisehenden Lustigmann vorstellte. In ihren Mienen lag es, daß sie bei meiner Jugend das Wohl des R. . . stitenschen Unterthanen gefährdet glaubten. Der ganze Auftritt bei den alten Damen hatte überhaupt viel Lächerliches, die Schauer der vergangenen Nacht fröstelten aber noch in meinem Innern, ich fühlte mich wie von einer unbekanntn Macht berührt, oder es war mir vielmehr, als habe ich schon an den Kreis gestreift, den zu überschreiten und rettungslos unterzugehen es nur noch eines Schritt's bedürfte, als könne nur das Aufbieten aller mir inwohnenden Kraft mich gegen das Entsetzen schützen, das nur dem unheilbaren Wahnsinn zu weichen pflegt. So kam es, daß selbst die alten Baronessen in ihren seltsamen hochaufgestürzten Frisuren, in ihren wunderlichen Kostümen, mit bunten Blumen und Bändern ausgestaffirten Klei-

dern mir statt lächerlich, ganz graulich und erschreckend erschienen. In den alten, gelbverschimmten Gesichtern in den blinzenden Augen wolt' ich es lesen, in dem schlechten Französisch, das halb durch die spitzen Zähne herauschnarrte, wolt' ich es hören, wie sich die Alten mit den unheimlichen, im Schlosse herumspulenden Wesen, wenigstens auf guten Fuß gesetzt hätten, und mich wohl selbst Verstörendes und Entsetzliches zu treiben vermöchten. Der Großonkel, zu allem Lustigen aufgelegter, verstrickte mit seiner Ironie die Alten in ein seltsames, los Gewäsche, daß ich in anderer Stimmung nicht gewußt hätte, wie das ausgelassene Gelächter in mich hineinschluckte, aber wie gesagt, die Baronessen stammten vom Geplapper waren und blieben gespenstisch, und der Alte, der mir eine besondere Lust bereiten wollte, nahm mich einmal übers andere ganz verwundert an. So wie wir nach Tische in unserm Zimmer allein waren, sprach er los: „Aber, Wetter, sag mir um des Himmels willen, was ist Dir? — Du lachst nicht, Du sprichst nicht, Du issest nicht, Du trinkst nicht? — Bist Du krank? oder sehest es sonst woran?“ — Ich nahm jetzt gar keinen Anstand ihm alles Grauliche, Entsetzliche, was ich in vergangener Nacht überstanden, ganz ausführlich zu erzählen. Nichts verschwieg ich, vorzüglich auch nicht, daß ich zu Punsch getrunken und in Schillers Geisterseher geschrien. „Bekennen muß ich dies,“ setzte ich hinzu, „kennst Du es es glaublich, daß meine überreizte, arbeitende Fantasie all' die Erscheinungen schuf die nur innerhalb des Wänden meines Gehirns existirten.“ Ich glaubte, daß nun der Großonkel mir derb zusehen würde mit häufigen Späßen über meine Geisterseherei, statt dessen wurde er sehr ernsthaft, starrte in den Boden hinein, und dann den Kopf schnell in die Höhe und sprach, mich mit dem brennenden Blick seiner Augen anschauend: „Ich kenne Dein Buch nicht, Wetter! aber weder seinem noch dem Geist des Punsch's hast Du jenen Geistespuls zu verdanken. Wiß, daß ich dasselbe, was Dir widerwärtig träumte. Ich sah, so wie Du (so kam es mir vor), im Lehnstuhl bei dem Kamin, aber was sich Dir nur in Gedanken kund gethan, das sah ich, mit dem innern Auge so deutlich erfassend. Ja! ich erblickte den graulichen Holzbock, wie er hereintrat, wie er kraftlos an die vermauerte Thür schlich, wie er in trostloser Verzweiflung an der Wand kratzte, daß das Blut unter den zerfetzten Nägeln herausquoll, wie er dann hinabstieg, das Pferd aus dem Stalle zog und in den Stall zurückbrachte. Hast Du es gehört, wie der Hahn im fernen Gedächtnis des Dorfes krächte? — Da wecktest Du mich und ich widerstand bald dem bösen Spul des entsetzlichen Menschen, der noch vermag das heitre Leben grauhaft zu verstören.“ Der Alte hielt inne, aber ich mochte nicht trögen, wohlbedenkend, daß er mir alles aufklären wollte, wenn er es gerathen finden sollte. Nach einer Weile, in der er tief in sich gelehrt da gesessen, fuhr der Alte fort: „Wetter, hast Du Muth genug, jetzt nachdem Du weißt, wie sich alles begiebt, den Spuk noch einmal zu betreiben? und zwar mit mir zusammen?“ Es war natürlich, daß ich erklärte, wie ich mich jetzt dazu ganz entschlossen fühle. „So wollen wir,“ sprach der Alte weiter, „in künftiger Nacht zusammen wachen. Eine innere Stimme sagt mir, daß meiner geistigen Gewalt nicht scheitern, als meinem Muth, der sich auf festes Vertrauen gründet, der böse Spul weichen muß, und daß es kein freiwilliges Beginnen, sondern ein frommes, tapferes Werk ist, wenn ich Leid und Leben daran wage, den bösen Unhold zu bannen, der hier die Söhne aus der Stammburg der Ahnherren treibt. — Doch! von keiner Kräfte ist ja die Rede, denn in solch' festem, rothlichen Sinn, in solch' frommen Vertrauen, wie es in mir lebt, ist und bleibt man ein siegreicher Held. — Aber soll' es

dennoch Gottes Wille seyn, daß die böse Nacht mich anzutasten vermag, so sollst Du, Vetter! es verkünden, daß ich im redlichen, christlichen Kampf mit dem Höllengott, der hier sein zerstörendes Wesen treibt, unterlag! — Du! — halt Dich ferne! — Dir wird dann nichts geschehen!“

Unter mancherlei zerstreuten Geschäften war der Abend herangekommen. Franz hatte, wie gestern, das Abendessen abgeräumt und uns Punsch gebracht, der Holmond schien hell durch die glänzenden Wolken, die Meereswellen brauseten und der Nachwind heulte und schüttelte die klirrenden Scheiben der Bogenseenster. Wir zwangen uns, im Innern aufgeregt, zu gleichgültigen Gesprächen. Der Alte hatte seine Schlaguhr auf den Tisch gelegt. Sie schlug große. Da sprang mit erschrecklichem Krachen die Thür auf und wie gestern schwebten leise und langsam Schritte quer durch den Saal und das Kochen und Seufzen ließ sich vernehmen. Der Alte war verblüfft, aber seine Augen erstrahlten in ungewöhnlichem Feuer, er erhob sich vom Lehnstuhl, und indem er in seiner großen Gestalt, hochaufgerichtet, den linken Arm in die Seite gestemmt, den rechten weit vortretend nach der Mitte des Saals da stand, war er anzusehen wie ein gebietender Held. Doch immer stärker und vernehmlicher wurde das Seufzen und Kochen, und nun sang es an abscheulicher als gestern an der Wand hin und her zu kragen. Da schritt der Alte vorwärts, gerade auf die zugemauerte Thür los, mit festen Schritten, daß der Fußboden erdröhnte. Dicht vor der Stelle, wo es toller und toller kragte, stand er still und sprach mit starkem feierlichem Ton, wie ich ihn nie gehört: „Daniel, Daniel! was machst Du hier zu dieser Stunde?“ Da kreischte es auf, grauenvoll und entsetzlich, und ein dumpfer Schlag geschah, wie wenn eine Last zu Boden stürzte. „Suche Gnade und Erbarmen vor dem Thron des Höchsten, hort ist Dein Plag! Fort mit Dir aus dem Leben, dem Du niemals mehr angehören kannst!“ — So rief der Alte noch gewaltiger als vorher, es war als ginge ein leises Gewimmer durch die Lüfte und ersterte im Saufen des Sturms, der sich zu erheben begann. Da schritt der Alte nach der Thür und warf sie zu, daß es laut durch den dden Vorfaal wiederhallte. In seiner Sprache, in seinen Gebärden lag etwas übermensätzliches, das mich mit tiefem Schauer erfüllte. Als er sich in den Lehnstuhl setzte, war sein Blick wie verflücht, er fattete seine Hände, er betete im Innern. So mochten einige Minuten vergangen seyn, da frag er mit der milden, tief in das Herz dringenden Stimme, die er so sehr in seiner Macht hatte: „Nun, Vetter?“ Von Schauer — Entsetzen — Angst — heiliger Ehrfurcht und Liebe durchbebt stürzte ich auf die Knie und benetzte die mir dargebotene Hand mit heißen Thränen. Der Alte schloß mich in seine Arme, und indem er mich innig an sein Herz drückte, sprach er sehr weich: „Nun wollen wir auch recht sanft schlafen, lieber Vetter!“ — Es geschah auch so, und als sich in der folgenden Nacht durchaus nichts Unheimliches verspüren ließ, gemannen wir die alte Heiterkeit wieder, zum Nachtheil der alten Baronessen, die, blieben sie auch in der That ein wenig gespenstisch, mit ihrem abentheuerlichen Wesen, doch nur ergötlichen Spuk trieben, den der Alte auf possibliche Weise anzuregen wußte.

Endlich, nach mehreren Tagen, traf der Baron ein mit seiner Gemahlin und zahlreichem Jagdgefolge, die geladenen Gäste sammelten sich, und nun ging in dem wüthlich lebendig gewordenen Schlosse das laute wilde Treiben los, wie es vorhin beschrieben. Als der Baron gleich nach seiner Ankunft in unsern Saal trat, schien er über unsern veränderten Aufenthalt auf seltsame Art besemdet, er warf einen düstern Blick auf

die zugemauerte Thür, und schnell sich abwendend, fuhr er mit der Hand über die Stirn, als wolle er irgend eine böse Erinnerung verschrecken. Der Großonkel sprach von der Verwüstung des Gerichtssaals und der anstoßenden Gemächer, der Baron tadelte es, daß Franz uns nicht besser einlogirt habe, und forderte den Alten recht gemüthlich auf, doch nur zu gebieten, wenn ihm irgend etwas in dem neuen Gemach, das doch viel schlechter sey, als das, was er sonst bewohnt, an seiner Bequemlichkeit abginge. Ueberhaupt war das Betragen des Barons gegen den alten Großonkel nicht allein herzlich, sondern ihm mischte sich eine gewisse kindliche Ehrfurcht bei, als sehe der Baron mit dem Alten in verwandtschaftlichem Respektverhältniß. Dies war aber auch das Einzige, was mich mit dem rauhen, gebieterischen Wesen des Barons, das er immer mehr und mehr entwickelte, einigermaßen zu versöhnen vermochte. Mich schien er wenig oder gar nicht zu beachten, er sah in mir den gewöhnlichen Schreiber. Gleich das erste Mal, als ich eine Verhandlung aufgenommen, wollte er etwas in der Fassung unrichtig finden, das Blut wallte mir auf und ich war im Begriff irgend etwas Schneidendes zu erwiedern, als der Großonkel das Wort nehmend, versicherte, daß ich denn nun einmal alles recht nach seinem Sinne mache und daß dieser doch nur hier in gerichtlicher Verhandlung waltend könne. Als wir allein waren, beschwerte ich mich bitter über den Baron, der mir immer mehr im Grunde der Seele zuwider werde. „Glaube mir, Vetter,“ erwiederte der Alte, „daß der Baron, trotz seines unfreundlichen Wesens, der vortrefflichste, gutmüthigste Mensch von der Welt ist. Dieses Wesen hat er auch, wie ich Dir schon sagte, erst seit der Zeit angenommen, als er Majoratsherr wurde, vorher war er ein sanfter, bescheidener Jüngling. Ueberhaupt ist es denn doch aber nicht mit ihm so arg, wie Du es machst, und ich möchte wohl wissen, warum er Dir so gar sehr zuwider ist.“ Indem der Alte die letzten Worte sprach, lächelte er recht höhnisch, und das Blut stieg mir siedend heiß ins Gesicht. Mußte mir nun nicht mein Inneres recht klar werden, mußte ich es nicht deutlich fühlen, daß jenes wunderliche Gassen aufkeimte aus dem Lieben, oder vielmehr aus dem Verlieben in ein Wesen, das mir das holdste, hochherrlichste zu seyn schien, was jemals auf Erden gewandelt? Dieses Wesen war niemand als die Baronesse selbst. Schon gleich als sie angekommen und in einem russischen Bobelpelz, der knapp angeschlossen an den zierlich gebauten Leib, das Haupt in reiche Schleier gewickelt, durch die Gemächer schritt, wirkte ihre Erscheinung auf mich wie ein mächtiger un widerstehlicher Zauber. Ja, selbst der Umstand, daß die alten Panten in verwunderlicheren Kleidern und Fontangen als ich sie noch gesehen, an beiden Seiten neben ihr her trippelten und ihre französischen Bewillkommungen herschnatterten, während sie, die Baronin, mit unbeschreiblich milden Blicken um sich her schaute, und bald diesem, bald jenem freundlich zunickte, bald in dem rein tönenden Surländischen Dialekt einige deutsche Worte dazwischen flötete, schon dieses gab ein wunderbar fremdartiges Bild, und unwillkürlich reichte die Fantasie dieß Bild an jenen unheimlichen Spuk, und die Baronesse wurde der Engel des Lichts, dem sich die bösen gespenstischen Mächte beugen. — Die wunderherrliche Frau tritt lebhaft vor meines Geistes Augen. Sie mochte wohl damals kaum neunzehn Jahre zählen, ihr Gesicht eben so zart, wie ihr Wuchs, trug den Ausdruck der höchsten Engeltgüte; vorzüglich lag aber in dem Blick der dunklen Augen ein unbeschreiblicher Zauber, wie feuchter Mondesstrahl ging darin eine schweremüthige Sehnsucht auf, so wie in ihrem holdseligen Lächeln ein ganzer Himmel voll Wonne und Entzücken. Oft schien sie ganz in sich selbst

verloren, und dann gingen düstere Wolkenschatten über ihr holdes Antlitz. Man hätte glauben sollen, irgend ein verstörender Schmerz müsse sie befangen, mir schien es aber, daß wohl die düstere Ahnung einer trüben, unglückseligern Zukunft es sey, von der sie in solchen Augenblicken erfaßt werde, und auch damit setzte ich auf seltsame Weise, die ich mir weiter gar nicht zu erklären wußte, den Spuk im Schlosse in Verbindung. — Den andern Morgen, nachdem der Baron angekommen, versammelte sich die Gesellschaft zum Frühstück, der Alte stellte mich der Baroness vor, und wie es in solcher Stimmung, wie die meinige war, zu geschehen pflegt, ich nahm mich unbeschreiblich albern, indem ich auf die einfachen Fragen der holden Frau, wie es mir auf dem Schlosse gefalle u. s. w., mich in die wunderlichsten sinnlosesten Reden versing, so daß die alten Tanten meine Verlegenheit wohl lediglich dem profunden Respekt vor der Herrin zuschrieben, sich meiner huldreich annehmen zu müssen glaubten, und mich in französischer Sprache als einen ganz artigen und geschickten jungen Menschen, als einen *garçon très joli* anpriesen. Das ärgerte mich, und plötzlich mich ganz beherrschend, fuhr mir ein Witzwort heraus in besserem Französisch, als die Alten es sprachen, worauf sie mich mit großen Augen anguckten und die langen spigen Nasen reichlich mit Taback bedienten. An dem ernstern Blick der Baroness, mit dem sie sich von mir ab zu einer andern Dame wandte, merkte ich, daß mein Witzwort hart an eine Nartheit streifte, das ärgerte mich noch mehr, und ich verwünschte die Alten in den Abgrund der Hölle. Die Zeit des schäferischen Schmachtens, des Liebesunglücks in kindischer Selbstbetrüfung hatte mir der alte Großonkel längst weg ironirt, und wohl merkt' ich daß die Baronin tiefer und mächtiger, als noch bis jetzt eine Frau, mich in meinem innersten Gemüth gefaßt hatte. Ich sah, ich hörte nur sie, aber bewußt war ich mir deutlich und bestimmt, daß es abgeschmackt, ja wahnsinnig seyn würde, irgend eine Liebelei zu wagen, wiewohl ich auch die Unmöglichkeit ein sah, wie ein verliebter Knabe von weitem zu staunen und anzubeten, dessen ich mich selbst hätte schämen müssen. Der herrlichen Frau näher zu treten, ohne ihr nur mein inneres Gefühl ahnen zu lassen, das süße Gift ihrer Blicke, ihrer Worte einsaugen und dann fern von ihr, sie lange, vielleicht immerdar im Herzen tragen, das wollte und konnte ich. Diese romantische, ja wohl ritterliche Liebe, wie sie mir ausging in schlafloser Nacht, spannte mich dergestalt, daß ich kindisch genug war, mich selbst auf pathetische Weise zu haranguiren und zuletzt sehr kläglich zu seufzen: „Seraphine, ach Seraphine! — so daß der Alte erwachte und mir zurief: „Wetter — Wetter! ich glaube Du fantasiirst mit lauter Stimme! — Thu's bei Tage, wenn's möglich ist, aber zur Nachtzeit laß mich schlafen!“ Ich war nicht wenig besorgt, daß der Alte, der schon mein aufgeregtes Wesen bei der Ankunft der Baronin wohl bemerkt, den Namen gehört haben und mich mit seinem sarkastischen Spott überschütten werde, er sagte am andern Morgen aber nichts weiter, als bei dem Hineingehen in den Gerichtssaal: „Gott gebe jedem gehörigen Menschenverstand und Sorglichkeit ihn in gutem Verschuß zu halten. Es ist schlimm, mir nichts dir nichts sich in einen Hasensfuß umzusetzen.“ Hierauf nahm er Platz an dem großen Tisch und sprach: „Schreibe fein deutlich, lieber Wetter! damit ich's ohne Anstoß zu lesen vermag.“

Die Hochachtung, ja die kindliche Ehrfurcht, die der Baron meinem alten Großonkel erzeigte, sprach sich in allem aus. So mußte er auch bei Tische den ihm von vielen benedicten Platz neben der Baroness einnehmen, mich warf der Zufall bald hier bald dorthin, doch pflegten gewöhnlich ein paar Offiziere aus der

naben Hauptstadt mich in Beschlag zu nehmen, um mich über alles Neue und Lustige, was dort geschähe, nach auszusprechen und dabei wacker zu trinken. So kam es, daß ich mehrere Tage hindurch, ganz fern von der Baroness, am untern Ende des Tisches saß, bis mich endlich ein Zufall in ihre Nähe brachte. Als der versammelte Gesellschaft der Sßaal geöffnet wurde, hatte mich gerade die Gesellschafterin der Baronin, ein nicht mehr ganz junges Fräulein, aber sonst nicht häßlich und nicht ohne Geist, in ein Gespräch verwickelt, das über zu hohen geben, und nicht wenig erfreut war ich, als sie der Baronin ganz nahe Platz nahm, die ihr freundlich zunickte. Man kann denken, daß nun alle Worte, die ich sprach, nicht mehr der Nachbarin allein, sondern hauptsächlich der Baronin galten. Mag es seyn, daß meine innere Spannung Allem, was ich sprach, einen besondern Schwung gab, genug, das Fräulein wurde aufmerksam und aufmerksamer, ja zuletzt unwiderstehlich hinübergezogen in die bunte Welt stets wechselnder Bilder, die ich ihr aufgeben ließ. Sie war, wie gesagt, nicht ohne Geist, und so geschah es bald, daß unser Gespräch ganz unabhängig von den vielen Worten der Götter, die hin und her streiften, auf seine eigene Hand lebte und wuch, wohin ich es haben wollte, einige Witz saute. Wohl merkt' ich nehmlich, daß das Fräulein der Baronin bedeutende Witze zuwarf, und daß diese sich nicht uns zu böten. Vorzüglich war dieß der Fall, als ich, in das Gespräch sich auf Musik gewandt, mit voller Begeisterung von der herrlichen, heiligen Kunst sprach und zuletzt nicht verbeßte, daß ich, trockner, langweiliger Juristerei, der ich mich ergeben, unerachtet, den Platz mit ziemlicher Fertigkeit spiele, singe und auch wohl schon manches Lied gesagt habe. — Man war in den andern Saal getreten, um Kaffee und Liqueure zu nehmen, da stand ich unversehens, selbst wußte ich nicht wie, vor der Baronin, die mit dem Fräulein gesprochen. Sie redete mich sogleich an, indem sie, doch freundlich und in dem Ton, wie man mit einem Bekannten spricht, jene Fragen, wie mir der Aufenthalt im Schlosse gefallen u. s. w., wiederholte. Ich versicherte, daß in den ersten Tagen die schauerliche Dede der Umgehung, ja selbst das alterthümliche Schloß mich seltsam gefesselt habe, daß aber eben in dieser Stimmung viel Herrliches aufgegangen und daß ich nur wünsche, der wilden Jagden, an die ich nicht gewöhnt, überhoben zu seyn. Die Baronin lächelte, indem sie sprach: „Wohl kann ich's mir denken, daß Ihnen das wüste Treiben in unsern Höhlenwäldern nicht eben behaglich seyn kann. — Sie sind Musiker, und täuscht mich nicht Alles, gewiß auch Dichter! — Mit Leidenschaft liebe ich beide Kunst! — ich spiele selbst etwas die Harfe, das muß ich mir in R...sitten entbehren, denn mein Mann mag es nicht, daß ich das Instrument mitnehme, dessen sanftes Getöse schlecht sich schicken würde zu dem wilden Getöse, zu dem gellenden Hörnergetöse der Jagd, das sich hier nur hören lassen soll! — O mein Gott! wie würde mich hier Musik erfreuen!“ Ich versicherte, daß ich meine ganze Kunst aufbieten werde, ihren Wunsch zu erfüllen, da es doch im Schlosse unbekweifelt ein Instrument, sey es auch nur ein alter Flügel, geben werde. Da lachte aber Fräulein Adelheid (der Baronin Gesellschafterin) hell auf und frug, ob ich denn nicht weißt, daß seit Menschengedenken im Schlosse keine andern Instrumente gehört worden, als krächzende Trompeten, im Jubel lamentirende Hörner der Jäger und heulender Geigen, verstimimte Bässe, meckernde Hoboen herumgehender Musikanten. Die Baronin hielt den Mund, Musik und zwar mich zu hören, seht, und beide, sie und Adelheid, erschöpften sich in Vorschlägen, wie ein

lichem Fortepiano herbeigeschafft werden könne. In dem Augenblick schritt der alte Franz durch den Saal. „Da haben wir den, der für alles guten Rath weiß, der alles beischafft, selbst das Unerhörte und Ungesehene!“ Mit diesen Worten rief ihn Fräulein Adelheid heran und in diesem Augenblicke machte, worauf es ankam, herbeichte die Baronin mit gefalteten Händen, mit vorwärts gebogenem Haupt, dem Alten mit mildem Lächeln ins Auge blickend, zu. Gar anmuthig war sie anzusehen, wie ein holdes, liebliches Kind, das ein erschrockenes Spielzeug nur gar zu gern schon in Händen hätte. Franz, nachdem er in seiner weitläufigen Manier mehrere Ursachen herbeigeführt hatte, warum es denn schier unmöglich sey, in der Geschwindigkeit solch ein rares Instrument herbeizuschaffen, strich sich endlich mit behaglichem Schmunzeln den Bart und sprach: „Aber die Frau Wirthschaftsinspektoria drüben im Dorfe schlägt ganz ungemein geschickt das Clavizimbel, oder wie sie es jetzt nennen mit dem ausländischen Namen, und singt dazu so fein und lamentabel, daß einem die Augen roth werden wie von Zwiebeln, und man hüpfen möchte mit beiden Beinen!“ — „Und besitzt ein Fortepiano!“ fiel Fräulein Adelheid ihm in die Rede. „Si freilich,“ fuhr der Alte fort, „direkt aus Dresden ist es gekommen — ein — „D das ist herrlich,“ unterbrach ihn die Baronin, — „ein schönes Instrument,“ sprach der Alte weiter, „aber ein wenig schwächlich, denn als der Dr. gamisch neulich das Lied: In allen meinen Thaten, darauf spielen wollte, schlug er alles in Grund und Boden, so daß — „D mein Gott,“ riefen beide, die Baronin und Fräulein Adelheid, „so daß,“ fuhr der Alte fort, „es mit schweren Kosten nach R — geschafft und dort reparirt werden mußte.“ „Ist es denn nun wieder hier?“ fragte Fräulein Adelheid ungeduldig. „Si freilich, gnädiges Fräulein! und die Frau Wirthschaftsinspektoria wird es sich zur Ehre rechnen!“ — In diesem Augenblicke streifte der Baron vorüber, er sah sich wie bekümmert nach unserer Gruppe um und flüsterte spöttisch lächelnd der Baronin zu: „Muß Franz wieder guten Rath erteilen?“ Die Baronin schlug erschrocken die Augen nieder, und der alte Franz stand erschrocken abbrechend, den Kopf gerade gerichtet, die herabhängenden Arme dicht an den Leib gedrückt, in soldatischer Stellung da. — Die alten Tanten schwammen in ihren flaffen Kleidern auf uns zu und entführten die Baronin. Ihr folgte Fräulein Adelheid. Ich war wie zaubert stehen geblieben. Entzückt, daß ich nun ihr, der Angebeteten, die mein ganzes Wesen beherrschte, mich nahen werde, kämpfte mit düsterm Mißmuth und Werges über den Baron, der mir als ein rauher Despot erschien. War er dieß nicht, durfte dann wohl der alte eisgraue Diener so slavisch sich benehmen? — „Hörst Du, siehst Du endlich?“ rief der Großonkel mir auf die Schulter klopfend: wir gingen hinauf in unser Gemach. „Dränge Dich nicht so an die Baronin,“ sprach er, als wir angekommen, „wozu soll das? überlaß es den jungen Gesen, die gern den Hof machen und an denen es ja nicht mangelt.“ — Ich erzählte, wie alles gekommen und forderte ihn auf mir nun zu sagen: „ob ich seinen Vorwurf verdiene,“ er erwiderte aber darauf nichts als: „Om hm!“ — zog den Schlafrock an, setzte sich mit angezündeter Pfeife in den Lehnstuhl und sprach von den Ereignissen der gestrigen Jagd, mich klopfernd über meine Fehlschüsse. Im Schlosse war es still geworden, Herren und Damen beschäftigten sich in ihren Zimmern mit dem Puz für die Nacht. Neue Musikanten mit den heisern Geigen, mit den verkümmerten Bässen und den mackernden Hoboen, von denen Fräulein Adelheid gesprochen, waren nehmlich angekommen und es sollte für die Nacht nichts geringeres

geben, als einen Ball in bestmöglicher Form. Der Alte, den ruhigen Schlaf solch faselndem Treiben vorziehend, blieb in seinem Gemach, ich hingegen hatte mich eben zum Ball gekleidet, als es leise an unsre Thür klopfte und Franz hineintrat, der mir mit behaglichem Lächeln verkündete, daß so eben das Clavizimbel von der Frau Wirthschaftsinspektoria in einem Schlitten angekommen und zur gnädigen Frau Baronin getragen worden sey; Fräulein Adelheid ließe mich einladen nur gleich herüber zu kommen. Man kann denken, wie mir alle Pulse schlugen, mit welchem innern süßen Erbeben ich das Zimmer öffnete, in dem ich sie fand. Fräulein Adelheid kam mir freudig entgegen. Die Baronin, schon zum Balle völlig gepußt, saß ganz nachdenklich vor dem geheimnißvollen Kasten, in dem die Töne schlummern sollten, die zu wecken ich berufen. Sie stand auf, so in vollem Glanz der Schönheit strahlend, daß ich keines Wortes mächtig sie anstarrte. „Nun Theodor (nach der gemüthlichen Sitte des Nordens, die man im tieferen Süden wiederfindet, nannte sie jeden bei seinem Vornamen), sprach sie freundlich, „das Instrument ist gekommen, gebe der Himmel, daß es Ihrer Kunst nicht ganz unwürdig seyn möge.“ So wie ich den Deckel öffnete, rauschten mir eine Menge gesprungener Saiten entgegen, und so wie ich einen Akkord griff, klang es, da alle Saiten, die noch ganz geblieben, durchaus verstimmt waren, widrig und abentheuerlich. „Der Organist ist wieder mit seinen zarten Händchen drüber her gewesen,“ rief Fräulein Adelheid lachend, aber die Baronin sprach ganz mißmuthig: „Das ist denn doch ein rechtes Unglück! — ach, ich soll denn hier nun einmal keine Freude haben!“ — Ich suchte in dem Behälter des Instruments und fand glücklicher Weise einige Rollen Saiten, aber durchaus keinen Stimmhammer! — Neue Klagen! — „Seber Schlüssel, dessen Bart in die Wirbel passe, könne gebraucht werden,“ erklärte ich; da liefen beide, die Baronin und Fräulein Adelheid, freudig hin und wieder, und nicht lange dauerte es, so lag ein ganzes Magazin blanker Schlüsselchen vor mir auf dem Resonanzboden.

Nun machte ich mich emsig drüber her — Fräulein Adelheid, die Baronin selbst mußte sich mir beizustehen, diesen — jenen Wirbel probirend. — Da zieht einer den trägen Schlüssel an, „Es geht, es geht!“ riefen sie freudig. — Da rauscht die Saite, die sich schier bis zur Reinheit herangeächzt, gesprungen auf und erschrocken fahren sie zurück! Die Baronin handhüert mit den kleinen zarten Händchen in den spröden Drattsaiten, sie reicht mir die Nummern, die ich verlange, und hält sorgsam die Rolle, die ich abwickle; plötzlich schnurrt eine auf, so daß die Baronin ein ungeduldiges Ach! ausstößt — Fräulein Adelheid lacht laut auf, ich verfolge den verwirrten Knäuel bis in die Ecke des Zimmers, und wir alle suchen aus ihm noch eine unzerknickte gerade Saite herauszuziehen, die dann aufgezogen zu unserm Leidwesen wieder springt — aber endlich — endlich sind gute Rollen gefunden, die Saiten fangen an zu stehen und aus dem mißtonigen Gumsen gehen allmählig klare, reine Akkorde hervor! „Ach es glückt, es glückt — das Instrument stimmt sich!“ ruft die Baronin, indem sie mich mit holdem Lächeln anblickt! Wie schnell vertrieb die gemeinschaftliche Mühen, alles Fremde, Nächtere, das die Convenienz hinstellt; wie ging unter uns eine heimliche Vertraulichkeit auf, die, ein elektrischer Hauch mich durchglühend, die verzagte Bekommenheit, welche wie Eis auf meiner Brust lag, schnell weggehete. Jener seltsame Pathos, wie ihn solche Vertiebrtheit, wie die meinige, wohl erzeugt, hatte mich ganz verlassen, und so kam es, daß, als nun endlich das Pianoforte leidlich gestimmt war, ich, statt wie ich gewollt, meine innern Gefühle in

Fantasia recht laut werden zu lassen, in jene süße liebliche Ganzonetten versiel, wie sie aus dem Süden zu uns herüber geklungen. Während dieser Senza di te — dieser: Sentimi idol mio, dieser: Almen se non poss'io und hundert morir mi sento's und Addio's und Oh dio's wurden leuchtender und leuchtender Seraphinens Blicke. Sie hatte sich dicht neben mir an das Instrument gesetzt, ich fühlte ihren Athem an meiner Wange spielen; indem sie ihren Arm hinter mir auf die Stuhllehne stützte, fiel ein weißes Band, das sich von dem zierlichen Ballkleide losgesenkt, über meine Schulter und flatterte von meinen Tönen, von Seraphinens leisen Seufzern berührt hin und her, wie ein getreuer Liebesbote! — Es war zu verwundern, daß ich den Versuch stand behielt! — Als ich mich auf irgend ein neues Lied besinnend in den Akkorden herumfuhr, sprang Fräulein Adelheid, die in einer Ecke des Zimmers gesessen, herbei, kniete vor der Baronin hin, und bat, ihre beide Hände erfassend und an die Brust drückend: „O liebe Baronin — Seraphinchen, nun mußt Du auch singen!“ — Die Baronin erwiderte: „Wo denkst Du aber auch hin, Adelheid? — wie mag ich mich denn vor unserm Virtuosen da mit meiner elenden Singerei hören lassen!“ — Es war lieblich anzuschauen, wie sie, gleich einem frommverschämten Kinde, die Augen niederschlagend und hocherröthend mit der Lust und mit der Scheu kämpfte. — Man kann denken, wie ich sie anflehte, und als sie kleine kurländische Volkslieder erwähnte, nicht nachließ, bis sie mit der linken Hand herüberlangend einige Töne auf dem Instrument versuchte, wie zur Einleitung. Ich wollte ihr Platz machen am Instrument, sie ließ es aber nicht zu, indem sie versicherte, daß sie nicht eines einzigen Akkordes mächtig sey, und daß eben deshalb ihr Gesang ohne Begleitung sehr mager und unsicher klingen werde. Nun sang sie mit zarter, glöckereiner, tief aus dem Herzen tönender Stimme ein Lied an, dessen einfache Melodie ganz den Charakter jener Volkslieder trug, die so klar aus dem Innern herausleuchten, daß wir in dem hellen Schein, der uns umfließt, unsere höhere poetische Natur erkennen müssen. Ein gekcimnisvoller Zauber liegt in den unbedeutenden Worten des Textes, der zur Hieroglyphe des Unausprechlichen wird, von dem unsere Brust erfüllt. Wer denkt nicht an jene spanische Ganzonetta, deren Inhalt den Worten nach nicht viel mehr ist, als: Mit meinem Mädchen schiff' ich auf dem Meer, da wurd' es stüemisch, und mein Mädchen wanke furchtsam hin und her. Nein! — nicht schiff' ich wieder mit meinem Mädchen auf dem Meer! — So sagte der Baronin Viehlein nichts weiter: „Jungst tanz' ich mit meinem Schatz auf der Hochzeit, da fiel mir eine Blume aus dem Haar, die hob er auf, und gab sie mir, und sprach: Wenn, mein Mädchen, gehn wir wieder zur Hochzeit? — Als ich bei der zweiten Strophe dieß Liedchen in harpeggirenden Akkorden begleitete, als ich in der Begeisterung, die mich erfaßt, die Melodien der folgenden Lieder gleich von den Lippen der Baronin wegstaß, da erschien ich ihr und der Fräulein Adelheid wie der größte Meister der Tonkunst, sie überhäuften mich mit Lobsprüchen. Die angezündeten Lichter des Ballsaals im Seitenschlüssel brannten hinein in das Gemach der Baronin, und ein mistöniges Geschrei von Trompeten und Hörnern verkündete, daß es Zeit sey, sich zum Ball zu versammeln. „Ach, nun muß ich fort,“ rief die Baronin, ich sprang auf vom Instrument. „Sie haben mir eine herrliche Stunde bereitet — es waren die heitersten Momente, die ich jemals hier in R. . . sitzen erlebte.“ Mit diesen Worten reichte mir die Baronin die Hand; als ich sie im Rausch des höchsten Entzückens an die Lippen drückte, fühlte ich ihre Finger heftig pulstend an meiner Hand anschlagen! Ich weiß

nicht, wie ich in des Großonkels Zimmer, wie ich denn in den Ballsaal kam. — Jener Gaskogner fürchtete die Schlacht, weil jede Wunde ihm tödtlich werden müßte, da er ganz Herz sey! — Ihm mochte ich, ihm mag jeder in meiner Stimmung gleichen! jede Berührung mich tödtlich. Der Baronin Hand, die pulstrenden Finger hatten mich getroffen wie vergiftete Pfeile, mein Blut brannte in den Adern! — Ohne mich gerade auszufragen, hatte der Alte am andern Morgen doch bald die Geschichte des mit der Baronin verlebten Abends heraus, und ich war nicht wenig betreten, als er, der mit lachendem Munde und heiterm Tone gesprochen, plötzlich sehr ernst wurde und ansang: „Ich bitte Dich, Better, widerstehe der Narrheit, die Dich mit aller Macht ergriß!“ — „Wiß, daß Dein Beginnen, so harmlos wie es scheint, die ernstlichsten Folgen haben kann, Du stehst in achsellosem Wahnsinn auf dünner Eisecke, die bricht unter Dir, die Du Dich es verließest und Du plumpt hinein. Ich werde mich hüten, Dich am Rockschloß festzuhalten, denn ich weiß, Du rappelst Dich selbst wieder heraus und sprichst zum Tode erkrankt: das bischen Schrupfen bekam ich im Traume, aber ein böses Fieber wird zehren an Deinem Lebensmark, und Jahre werden hingehen, ehe Du Dich ermannst. — Hol der Teufel Deine Musik, wenn Du damit nichts besseres anzufangen weißt, als empfindliche Weiber hinauszutrompeten aus friedlicher Ruhe.“ — „Aber,“ unterbrach ich den Alten, „kommt es mir denn in den Sinn, mich bei der Baronin einzuliebeln?“ — „Affe!“ rief der Alte, „wüßt ich das, so wüßte ich Dich hier durchs Fenster!“ — Der Baron unterbrach das peinliche Gespräch, und das beginnende Gespräch riß mich auf aus der Liebesträumerei, in der ich nur Seraphinen sah und dachte. In der Gesellschaft sprach die Baronin nur dann und wann mit mir einige freundliche Worte, aber beinahe kein Abend verging, daß nicht heimliche Bottschaft kam von Fräulein Adelheid, die mich künftig zu Seraphinen. Bald geschah es, daß mannigfache Gespräche mit der Musik wechselten; Fräulein Adelheid, die beinahe nicht jung genug war, um naiv und drollig zu seyn, sprang mit allerlei lustigem und konfussem Jargon dazwischen, wenn ich und Seraphine uns zu vertiefen begannen in sentimentale Ahnungen und Träumereien. Aus mancher Andeutung mußte ich bald erfahren, daß der Baronin wirklich irgend etwas Verstörendes im Sinn liege, wie ich es gleich, als ich sie zum ersten Male sah, in ihrem Blick zu lesen glaubte, und die feindliche Wirkung des Hausgesprächs ging mir ganz klar auf. Irrend etwas Entsetzliches war oder sollte geschehen. Wie oft drängte es mich, Seraphinen zu erzählen, wie mich der unsichtbare Feind berührt, und wie ihn der Alte, gewiß für immer, gebannt habe, aber eine mir selbst unerkennliche Scheu sesselte mir die Zunge im Augenblick als ich reden wollte.

Eines Tages fehlte die Baronin bei der Mittagstafel; es hieß, sie kränkle, und könne das Zimmer nicht verlassen. Theilnehmend frug man den Baron, ob das Uebel von Bedeutung sey. Er lächelte auf fatale Art, recht wie bitter höhrend, und sprach: „Nichts als ein leichter Natarth, den ihr die raue Seelust zugewiebt, die nun einmal hier kein süßes Stimmchen duldet, und keine andere Töne leidet, als das derbe Halloh der Jagd.“ — Bei diesen Worten warf der Baron mir, der ihm schräg über sah, einen stechenden Blick zu. Nicht zu dem Nachher, zu mir hatte er gesprochen. Fräulein Adelheid, die neben mir saß, wurde blutroth; vor sich hin auf den Boden starrend und mit der Gabel darauf herumkrächelnd läppelte sie: „Und noch heute siehst Du Seraphinen, und noch heute werden Deine süßen Liederchen betäubend sich an das kranke Herz legen.“ — Auch Adelheid sprach diese Worte für mich, aber in dem Augenblick war es mir,

als sehe ich mit der Baronin in unlauterem, verbotnem Liebesverhältniß, das nur mit dem Entsetzlichen, mit einem Verbrechen endigen könne. — Die Warnungen des Alten fielen mir schwer auf's Herz. — Was sollte ich beginnen? — Sie nicht mehr sehen? — Das war, so lange ich im Schlosse blieb, unmöglich, und durfte ich auch das Schloß verlassen, und nach K. zurückgehen, ich vermochte es nicht. Ach! nur zu sehr fühlte ich, daß ich nicht stark genug war, mich selbst aufzurütteln aus dem Traum, der mich mit fantastischem Liebesglück neckte. Adelheid erschien mir beinahe als gemeine Kupplerin, ich wollte sie deshalb verachten — und doch, mich wieder besinnend, mußte ich mich meiner Albernheit schämen. Was geschah in jenen seligen Abendstunden, das nur im mindesten ein näheres Verhältniß mit Seraphinen, als Eitelkeit und Anstand es erlaubten, herbeiführen konnte? Wie durfte es mir einfallen, daß die Baronin irgend etwas für mich fühlen sollte, und doch war ich von der Größe meiner Lage überzeugt! — Die Tafel wurde zeitig aufgehoben, weil es noch auf Wölfe gehen sollte, die sich in dem Föhrenwalde, ganz nahe dem Schlosse, hatten blühen lassen. Die Jagd war mir recht in meiner aufgeregten Stimmung, ich erklärte dem Alten, mitziehen zu wollen, er lächelte mich zufrieden an, sprechend: „Das ist brav, daß Du auch einmal Dich herausmachst, ich bleibe heim, Du kannst meine Büchse nehmen, und schmale auch meinen Hirschfänger um, im Fall der Noth ist das eine gute sichere Waffe, wenn man nur gleichmüthig bleibt.“ Der Theil des Waldes, in dem die Wölfe lagern mußten, wurde von den Jägern umstellt. Gewarrend kalt, der Wind heulte durch die Föhren, und trieb mir die hellen Schneeflocken ins Gesicht, daß ich, als nun vollends die Dämmerung einbrach, kaum sechs Schritte vor mich hinschauen konnte. Ganz erstarrt verließ ich den mir angewiesenen Platz, und suchte Schutz tiefer im Walde. Da lehnte ich an einen Baum, die Büchse unterm Arm. Ich vergaß die Jagd, meine Gedanken trugen mich fort zu Seraphinen ins heimliche Zimmer. Ganz entfernt fielen Schüsse, in demselben Moment rauschte es im Röhrich, und nicht zehn Schritte von mir erblickte ich einen starken Wolf, der vorüber rennen wollte. Ich legte an, drückte ab, — ich hatte gefehlt, das Thier sprang mit glühenden Augen auf mich zu, ich war verloren, hatte ich nicht Besonnenheit genug, das Jagdmesser herauszurufen, das ich dem Thiere, als es mich packen wollte, tief in die Gurgel stieß, so daß das Blut mir über Hand und Arm spritzte. Einer von den Jägern des Barons, der mir unfern gestanden, kam nun mit vollem Geschrei herangelaufen, und auf seinen wiederholten Jagdruf sammelten sich alle um uns. Der Baron eilte auf mich zu: „Am des Himmels willen, Sie bluten? — Sie bluten — Sie sind verwundet?“ Ich versicherte das Segentheil; da fiel der Baron über den Jäger her, der mir der nächste gestanden, und überhäufte ihn mit Vorwürfen, daß er nicht nachgeschossen, als ich gefehlt, und unerachtet dieser versicherte, daß das gar nicht möglich gewesen, weil in derselben Sekunde der Wolf auf mich zugestürzt, so daß jeder Schuß mich hätte treffen können, so blieb doch der Baron dabei, daß er mich, als einen minder erfahrenen Jäger, in besondere Dohut hätte nehmen sollen. Unteressen hatten die Jäger das Thier aufgehoben, es war das größte der Art, das sich seit langer Zeit hatte sehen lassen, und man bewunderte allgemein meinen Muth und meine Entschlossenheit, unerachtet mir mein Benehmen sehr natürlich schien, und ich in der That an die Lebensgefahr, in der ich schwebte, gar nicht gedacht hatte. Vorzüglich bewies sich der Baron theilnehmend, er konnte gar nicht aufhören zu fragen, ob ich, sey ich auch nicht von der Bestie verwundet, doch nichts von

den Folgen des Schrecks fürchte. Es ging zurück nach dem Schlosse, der Baron faßte mich, wie einen Freund, unter den Arm, die Büchse mußte ein Jäger tragen. Er sprach noch immer von meiner heroischen That, so daß ich am Ende selbst an meinen Heroismus glaubte, alle Befangenheit verlor, und mich selbst dem Baron gegenüber als einen Mann von Muth und seltener Entschlossenheit festgestellt fühlte. Der Schulknabe hatte sein Examen glücklich bestanden, war kein Schulknabe mehr, und alle demüthige Aengstlichkeit des Schulknaben war von ihm gewichen. Erworben schien mir jetzt das Recht, mich um Seraphinen's Gunst zu mühen. — Man weiß ja, welcher albernem Zusammenstellungen die Fantasie eines verliebten Jünglings fähig ist. — Im Schlosse, am Kamin bei dem rauchenden Punschnapf, blieb ich der Held des Tages; nur der Baron selbst hatte außer mir noch einen tüchtigen Wolf erlegt, die übrigen mußten sich begnügen, ihre Fehlschüsse dem Wetter — der Dunkelheit zuzuschreiben, und grauliche Geschichten von sonst auf der Jagd erlebtem Glück und überstodener Gefahr zu erzählen. Von dem Alten glaubte ich nun gar sehr gelobt und bewundert zu werden; mit diesem Anspruch erzählte ich ihm mein Abenteuer ziemlich breit, und vergaß nicht, das wilde, blutdürstige Ansehen der wilden Bestie mit recht grellen Farben auszumalen. Der Alte lachte mir aber ins Gesicht, und sprach: „Gott ist mächtig in den Schwachen!“ —

Als ich des Trinkens, der Gesellschaft überdrüssig, durch den Corridor nach dem Gerichtssaal schlich, sah ich vor mir eine Gestalt, mit dem Licht in der Hand, hineinschlüpfen. In den Saal tretend erkannte ich Fräulein Adelheid. „Muß man nicht umher irren wie ein Gespenst, wie ein Nachtwandler, um Sie, mein tapferer Wolfsjäger, aufzufinden!“ — So klappte sie mir zu, indem sie mich bei der Hand ergriff. Die Worte: „Nachtwandler — Gespenst,“ fielen mir, hier an diesem Orte ausgesprochen, schwer auf's Herz; Augenblicklich brachten sie mir die gespenstlichen Erscheinungen jener beiden graulichen Nächte in Sinn und Gedanken, wie damals heulte der Seewind in tiefen Orgeitönen herüber, es knatterte und pfliff schauerlich durch die Bogenfenster, und der Mond warf sein bleiches Licht gerade auf die geheimnißvolle Wand, an der sich das Kragen vernehmen ließ. Ich glaubte Blutflecke daran zu erkennen. Fräulein Adelheid mußte, mich noch immer bei der Hand haltend, die Eiskälte fühlen, die mich durchschauerte. „Was ist Ihnen, was ist Ihnen?“ sprach sie leise, „Sie erstarren ja ganz? — Nun ich will Sie ins Leben rufen. Wissen Sie wohl, daß die Baronin es gar nicht erwarten kann, Sie zu sehen? — Eher glaubt sie nicht daß der böse Wolf Sie wirklich nicht zerbissen hat. Sie ängstigt sich unglaublich! — Ei, ei, mein Freund, was haben Sie mit Seraphinchen angefangen! Noch niemals habe ich sie so gesehen. — Hu! — wie jetzt der Puls anfängt zu prickeln! — wie der todt Herr so plögllich erwacht ist! — Nein! kommen Sie — sein leise — wir müssen zur kleinen Baronin!“ — Ich ließ mich schweigend fortziehen; die Art, wie Adelheid von der Baronin sprach, schien mir unwürdig, und vorzüglich die Andeutung des Verständnisses zwischen uns gemein. Als ich mit Adelheid eintret, kam Seraphine mir mit einem leisen Ach! drei — vier Schritte rasch entgegen, dann blieb sie, wie sich besinnend, mitten im Zimmer stehen, ich wagte ihre Hand zu ergreifen, und sie an meine Lippen zu drücken. Die Baronin ließ ihre Hand in der meinigen ruhen, indem sie sprach: „Aber mein Gott, ist es denn Ihres Berufs, es mit Wölfen aufzunehmen? Wissen Sie denn nicht, daß Orpheus, Amphions sabelhafte Zeit, längst vorüber ist, und daß

die wilden Thiere allen Respekt vor den vortrefflichsten Sängern ganz verloren haben?“ — Diese anmuthige Wendung, mit der die Baronin ihrer lebhaften Theilnahme sogleich alle Mißdeutung abschneidete, brachte mich augenblicklich in richtigen Ton und Tact. Ich weiß selbst nicht, wie es kam, daß ich nicht, wie gewöhnlich, mich an das Instrument setzte, sondern neben der Baronin auf dem Kanapee Platz nahm. Mit dem Wort: „Und wie kamen Sie denn in Gefahr?“ erwies sich unser Einverständnis, daß es heute nicht auf Musik, sondern auf Gespräch abgesehen sey. Nachdem ich meine Abenteuer im Walde erzählt, und der lebhaften Theilnahme des Barons erwähnt, mit der leisen Andeutung, daß ich ihn deren nicht für fähig gehalten, fing die Baronin mit sehr weicher, beinahe wehmüthiger Stimme an: „Wie muß Ihnen der Baron so stürmisch, so rauh vorkommen; aber glauben Sie mir, nur während des Aufenthalts in diesen finstern unheimlichen Mauern, nur während des wilden Jagens in den öden Föhrenwäldern ändert er sein ganzes Wesen, wenigstens sein äußeres Betragen. Was ihn vorzüglich so ganz und gar verstimmt, ist der Gedanke, der ihn beständig verfolgt, daß hier irgend etwas Entsetzliches geschehen werde: daher hat ihn Ihr Abenteuer, das zum Glück ohne üble Folgen blieb, gewiß tief erschüttert. Nicht den geringsten seiner Diener will er der mindesten Gefährdung ausgesetzt wissen, viel weniger einen lieben neugewonnenen Freund, und ich weiß gewiß, daß Gottlieb, dem er Schuld gibt, Sie im Stiche gelassen zu haben, wo nicht mit Gefängniß bestraft werden, doch die beschämende Jägertrase dulden wird, ohne Gewehr, mit einem Knittel in der Hand, sich dem Jagdgefolge anschließen zu müssen. Schon, daß solche Jagden, wie hier, nie ohne Gefahr sind, und daß der Baron, immer Unglück befürchtend, doch in der Freude und Lust daran, selbst den bösen Dämon neckt, bringt etwas Zerrißenes in sein Leben, das feindlich selbst auf mich wirken muß. Man erzählt viel Seltsames von dem Ahnherrn, der das Majorat stiftete, und ich weiß es wohl, daß ein düstres Familiengeheimniß, das in diesen Mauern verschlossen, wie ein entsetzlicher Spuk die Wälder wegtreibt, und es ihnen nur möglich macht, eine kurze Zeit hindurch im lauten, wilden Gewühl auszuweichen. Aber ich! — wie einsam muß ich mich in diesem Gewühl befinden, und wie muß mich das Unheimliche, das aus allen Wänden weht, im Innersten aufregen! Sie, mein lieber Freund! haben mir die ersten, heiteren Augenblicke, die ich hier verlebe, durch Ihre Kunst verschafft! — wie kann ich Ihnen denn herzlich genug dafür danken!“ — Ich küßte die mir dargebotene Hand, oder vielmehr in der ersten Nacht, das Unheimliche des Aufenthalts bis zum tiefsten Entsetzen gefühlt habe. Die Baronin blickte mir starr in's Gesicht, als ich jenes Unheimliche der Bauart des ganzen Schlosses, vorzüglich den Verzierungen im Gerichtssaal, dem saufenden Seewinde u. s. w. zuschrieb. Es kann seyn, daß Ton und Ausdruck darauf hinbeuteten, daß ich noch etwas anderes meine, genug, als ich schwieg, rief die Baronin heftig: „Nein, nein — es ist Ihnen irgend etwas Entsetzliches geschehen in jenem Saal, den ich nie ohne Schauer betrete! — ich beschwöre Sie — sagen Sie mir Alles!“

Zur Todtenblässe war Seraphinens Gesicht verbleicht, ich sah wohl ein, daß es nun gerathener sey, alles, was mir widerfahren, getreulich zu erzählen, als Seraphinens aufgeregter Fantasie es zu überlassen, vielleicht einen Spuk, der, in mir unbekannter Beziehung, noch schrecklicher seyn konnte, als der erlebte, sich auszubilden. Sie hörte mich an, und immer mehr und mehr

stieg ihre Bekommenheit und Angst. Als ich das Aergers an der Wand erwähnte, schrieb sie auf: „Das ist entsetzlich — ja, ja — in dieser Mauer ist jenes furchterliche Geheimniß verborgen!“ — Als ich dann weiter erzählte, wie der Alte mit geistiger Gewalt und Uebermacht den Spuk gebannt, seufzte sie tief, als würde sie frei von einer schweren Last, die ihre Brust gedrückt. Sich zurücklehnd, hielt sie beide Hände vor's Gesicht. Erst jetzt bemerkte ich, daß Adelheid und verlassen. Längst hatte ich geendet, und da Seraphine noch immer schwieg, stand ich leise auf, ging an das Instrument, und mühte mich, in anschwellegenden Akkorden tröstende Geister heraufzurufen, die Seraphinen dem finstern Reiche, das sich ihr in meiner Erzählung erschlossen, entführen sollten. Bald intonierte ich so ganz, als ich es vermochte, eine jener heiligen Cantonen des Abbe's Steffani. In den wehmüthsvollen Klängen des: *Occhi, perchè piangete* — erwachte Seraphine aus düstern Träumen, und borchte mich lächelnd, glänzende Perlen in den Augen, mir zu. — Wie geschah es denn, daß ich vor ihr hinkniete, daß sie sich zu mir herabbeugte, daß ich sie mit meinen Armen umschlang, daß ein langer, glühender Kuß auf meinen Lippen brannte? — Wie geschah es denn, daß ich nicht die Bestimmung verlor, daß ich es fühlte, wie sie sanft mich an sich drückte, daß ich sie aus meinen Armen ließ, und schnell mich emporrichtend an das Instrument trat? Von mir abgewendet ging die Baronin einige Schritte nach dem Fenster hin, dann kehrte sie um, und trat mit einem beinahe stolzen Anstande, der ihr sonst gar nicht eigen, auf mich zu. Mir fest in's Auge blickend, sprach sie: „Ihr Dunkel ist der würdige Greis, den ich kenne, er ist der Schutzherr unserer Familie — möge er mich einschließen in sein frommes Gebet!“ — Ich war keines Wortes mächtig, vererbliches Gift, das ich in jenem Kuße eingelesen, gährte und stammte in allen Pulfen, in allen Nerven! — Fräulein Adelheid trat herein — die Wuth des innern Kampfes strömte aus in heißen Thränen, die ich nicht zurückzubringen vermochte! — Adelheid blickte mich verdummet und zweifelhaft lächelnd an — ich hätte sie ermorden können. Die Baronin reichte mir die Hand und sprach mit unbeschreiblicher Milde: „Leben Sie wohl, mein lieber Freund! — Leben Sie recht wohl, denken Sie daran, daß vielleicht niemand besser, als ich, Ihre Musik verehrt. — Ach! diese Töne werden lange — lange in meinem Innern wiederklingen.“ — Ich zwang mir einige unzusammenhängende alberne Worte ab, und lief nach unserm Gemach. Der Alte hatte sich schon zur Ruhe begeben. Ich blieb im Saal, ich stürzte auf die Knie, ich weinte laut — ich rief den Namen der Geliebten, kurz, ich überließ mich den Thorheiten des verlebten Wahnsinns trotz einem, und nur der laute Zuruf des über mein Toben aufgewachten Alten: „Beruhet, ich glaube Du bist verrückt geworden, oder bölgst Dich auf's neue mit einem Wolf!“ — Schier Dich zu Bette, wenn es Dir sonst gefällig ist.“ — Nur dieser Zuruf trieb mich hinein in's Gemach, wo ich mich mit dem festen Vorfaß niederlegte, nur von Seraphinen zu träumen. Es mochte schon nach Mitternacht seyn, als ich, noch nicht eingeschlafen, entfernte Stimmen, ein Hin- und Herlaufen, und das Rauschen und Zuschlagen von Thüren zu vernehmen glaubte. Ich borchte auf, da hörte ich Schritte auf dem Corridor sich nahen, die Thür des Saals wurde geöffnet, und bald klopfte es an unser Gemach. „Wer ist da?“ rief ich laut; da sprach es draußen: „Herr Justitiarius — Herr Justitiarius, wachen Sie auf — wachen Sie auf!“ — Ich erkannte Franzens Stimme, und indem ich frug: „Wem es im Schlosse?“ wurde der Alte wach, und rief: „Wo

„Ernt es? — wo ist schon wieder verdammter Teufels-  
 sauk los?“ „Ach, stehen Sie auf, Herr Justitiarius,“  
 sprach Franz, „der Herr Baron verlangt nach Ih-  
 ren!“ „Was will der Baron von mir,“ frag der Alte  
 wieder, „zur Nachtzeit? — weiß er nicht, daß das  
 Justitiariat mit dem Justitiarius zu Bette geht, und  
 eben so gut schläft als er?“ „Ach,“ rief nun Franz  
 inniglich, „lieber Herr Justitiarius, stehen Sie doch  
 nur auf — die gnädige Frau Baronin liegt im Ster-  
 ben!“ — Mit einem Schrei des Entsetzens fuhr ich  
 auf. „Diese Franz die Thür,“ rief mir der Alte  
 zu, bestimmungslos wandte ich im Zimmer herum, ohne  
 Thür und Schloß zu finden. Der Alte mußte mir beiz-  
 stehen, Franz trat bleich mit verstörtem Gesicht her-  
 ein, und zündete die Lichter an. Als wir uns kaum in  
 die Kleider geworfen, hörten wir schon den Baron im  
 Saal rufen: „Kann ich Sie sprechen, lieber B.“ —  
 „Warum hast Du Dich angezogen, Better, der Ba-  
 ron hat nur nach mir verlangt?“ frag der Alte, im  
 Begriff herauszutreten. „Ich muß hinab — ich muß  
 sie sehen und dann sterben,“ sprach ich dumpf und wie  
 vernichtet vom trostlosen Schmerz. „Ja so! da hast  
 Du Recht, Better!“ Dies sprechend warf mir der  
 Alte die Thür vor der Nase zu, daß die Angeln klirr-  
 ten, und verließ sie von draußen. Im ersten Augen-  
 blick über diesen Zwang empört, wollt' ich die Thür  
 einrennen, aber mich schnell besinnend, daß dieses nur  
 die verderblichen Folgen einer ungezügelten Raserei  
 haben könne, beschloß ich, die Rückkehr des Alten abzu-  
 warten, dann aber, koste es was es wolle, seiner Auf-  
 sicht zu entfliehen. Ich hörte den Alten heftig mit  
 dem Baron reden, ich hörte mehrmals meinen Namen  
 nennen, ohne weiteres versehen zu können — Mit je-  
 der Sekunde wurde mir meine Lage tödtlicher. —  
 Endlich vernahm ich, wie dem Baron eine Botschaft  
 gebracht wurde, und wie er schnell davon rannte. Der  
 Alte trat wieder in das Zimmer — „Sie ist todt!“ —  
 mit diesem Schrei stürzte ich dem Alten entgegen —  
 „Und Du bist närrisch!“ fiel er gelassen ein, faßte  
 mich, und drückte mich in einen Stuhl. „Ich muß hin-  
 ab,“ schrie ich, „sie sehen, und sollt' es mir das Leben  
 kosten!“ — „Thue das, lieber Better,“ sprach der  
 Alte, indem er die Thür verschloß, den Schlüssel abzog  
 und in die Tasche steckte. Nun stammte ich auf in toller  
 Wuth, ich griff nach der geladenen Büchse, und schrie:  
 „Hier vor Ihren Augen jage ich mir die Kugel durch  
 den Kopf, wenn Sie nicht sogleich mir die Thür öff-  
 nen.“ Da trat der Alte dicht vor mir hin, und sprach,  
 indem er mich mit durchbohrendem Blick in's Auge  
 faßte: „Glaubst Du, Knabe, daß Du mich mit Deiner  
 armsüßigen Drohung erschrecken kannst? — Glaubst Du,  
 daß mir Dein Leben was werth ist, wenn Du vermagst  
 es in kindischer Ueberehrtheit, wie ein abgenutztes Spiel-  
 zeug, wegzumerfen? — Was hast Du mit dem Weibe  
 des Barons zu schaffen? — wer gibt Dir das Recht,  
 Dich, wie ein überlästiger Geck, dahinzubringen wo  
 Du nicht hingehörst, und wo man Dich auch gar nicht  
 mag? — Willst Du den liebevollen Schäfer machen  
 in ernster Todesstunde?“ — Ich sank vernichtet in  
 den Lehnstuhl. — Nach einer Weile fuhr der Alte  
 mit milderer Stimme fort: „Und damit Du es  
 nur weißt, mit der angeblichen Todesgefahr der Ba-  
 ronin ist es wahrscheinlich ganz und gar nichts —  
 Fräulein Adelheid ist denn nun gleich außer sich über al-  
 les, wenn ihr ein Regentropfen auf die Nase fällt, so  
 schreit sie: „Welch ein schreckliches Unwetter!“ — Zum  
 Unglück ist der Feuerlärm bis zu den alten Tanten ge-  
 drungen, die sind unter unziemlichem Weinen mit einem  
 ganzen Arsenal von stürkenden Tropfen — Lebenselixiren,  
 und was weiß ich sonst, angetrückt. — Eine starke An-

wandlung von Ohnmacht —“ Der Alte hielt inne, er  
 mochte bemerken, wie ich im Innern kämpfte. Er gieng  
 einige Mal die Stube auf und ab, stellte sich wieder vor  
 mir hin, lachte recht herzlich, und sprach: „Better,  
 Better, was treibst Du für närrisches Zeug? — Nun, es  
 ist einmal nicht anders, der Satan treibt hier seinen  
 Spuk auf mancherlei Weise, Du bist ihm ganz lustig in  
 die Krallen gelaufen, und er macht jetzt sein Tänzchen  
 mit Dir.“ — Er gieng wieder einige Schritte auf und  
 ab, dann sprach er weiter: „Mit dem Schlaf ist's nun  
 einmal vorbei, und da dächt' ich, man rauchte eine Pfeife,  
 und brächte so noch die paar Stündchen Nacht und Fin-  
 sterniß hin!“ — Mit diesen Worten nahm der Alte eine  
 thönerne Pfeife vom Wandbryll herab, und stopfte  
 sie, ein Liebchen brummend, langsam und sorgfältig,  
 dann suchte er unter vielen Papieren, bis er ein Blatt  
 herausriß, es zum Fidibus zusammenknete und ansteckte.  
 Die dicken Rauchwolken von sich blasend, sprach er zwis-  
 schen den Zähnen: „Nun Better, wie war es mit dem  
 Wolf?“ — Ich weiß nicht, wie die ruhige Treiben des  
 Alten seltsam auf mich wirkte. — Es war, als sey ich  
 gar nicht mehr in R..sitten — die Baronin weit —  
 weit von mir entfernt, so daß ich sie nur mit den geflü-  
 gelten Gedanken erreichen könne! — Die letzte Frage  
 des Alten verdross mich. „Aber,“ fiel ich ein, „finden  
 Sie mein Jagdabenteuer so lustig, so zum Besspötteln  
 geeignet?“ „Mit nichten, Herr Better,“ erwiderte der  
 Alte, „aber Du glaubst nicht, welch' ein komisches Ge-  
 sicht solch ein Kiek in die Welt, wie Du, schneidet, und  
 wie er sich überhaupt so possierlich dabei macht, wenn  
 der liebe Gott ihn einmal würdigt, was besonderes  
 ihm passieren zu lassen. — Ich hatte einen akademis-  
 schen Freund, der ein stiller, besonnener, mit sich eini-  
 ger Mensch war. Der Zufall verwickelte ihn, der nie  
 Anlaß zu dergleichen gab, in eine Ehrensache, und er,  
 den die mehresten Burschen für einen Schwächling, für  
 einen Pinfel hielten, benahm sich dabei mit solchem ern-  
 stem, entschlossenem Muthe, daß alle ihn höchlich bewun-  
 derten. Aber seit der Zeit war er auch umgewandelt. Aus  
 dem fleißigen, besonnenen Jünglinge wurde ein prahl-  
 hafter, unaussehlicher Raufbold. Er kommerschirtete und  
 jubelte, und schlug, dummer Rinderei halber, sich so  
 lange, bis ihn der Senior einer Landsmannschaft, die  
 er auf pöbelhafte Weise beleidigt, im Duell niederkieß.  
 — Ich erzähle Dir das nur so, Better, Du magst Dir  
 dabei denken, was Du willst! — Um nun wieder auf  
 die Baronin und ihre Krankheit zu kommen“ — Es lie-  
 gen sich in dem Augenblick leise Tritte auf dem Saal  
 hören, und mir war es, als ginge ein schauerliches Ach-  
 zen durch die Lüfte! — „Sie ist hin!“ — der Gedanke  
 durchfuhr mich wie ein tödtender Blitz! — Der Alte  
 stand rasch auf, und rief laut: „Franz — Franz!“ —  
 „Ja, lieber Herr Justitiarius,“ antwortete es draußen!  
 „Franz,“ fuhr der Alte fort, „schüre ein wenig das  
 Feuer im Kamin zusammen, und ist es thunlich, so  
 magst Du für uns ein paar Tassen guten Thee berei-  
 ten!“ — „Es ist verteuftelt kalt,“ wandte sich der Al-  
 te zu mir, „und da wollen wir uns lieber draußen am  
 Kamine was erzählen.“ Der Alte schloß die Thür auf,  
 ich folgte ihm mechanisch. „Wie gehts unten?“ frag der  
 Alte. „Ach,“ erwiderte Franz, „es hatte gar nicht  
 viel zu bedeuten, die gnädige Frau Baronin sind wieder  
 ganz munter, und schieben das bißchen Ohnmacht auf  
 einen bösen Traum!“ Ich wollte aufstutzen vor Freu-  
 de und Entzücken, ein sehr ernster Blick des Alten wies  
 mich zur Ruhe. — „Ja,“ sprach der Alte, „im Grun-  
 de genommen war's doch besser, wie legten uns noch ein  
 paar Stündchen auf's Ohr — Laß es nur gut seyn mit  
 dem Thee, Franz!“ — „Wie Sie befehlen, Herr Jus-  
 titiarius,“ erwiderte Franz, und verließ den Saal mit



dem Wunsch einer geruchlosen Nacht, unerachtet schon die Pöhne krähten. „Höre, Vetter!“ sprach der Alte, indem er die Pfeife im Kamin ausklopfte, „gut ist's doch, daß Dir kein Malheur passiert ist mit Wölken und geladenen Büchsen!“ — Ich verstand jetzt alles und schämte mich, daß ich dem Alten Anlaß gab, mich zu behandeln wie ein ungezogenes Kind.

„Sei so gut,“ sprach der Alte am andern Morgen, „lieber Vetter, steige herab und erkundige Dich, wie es mit der Baronin steht. Du kannst nur immer nach Fräulein Adelheid fragen, die wird Dich denn wohl mit einem tüchtigen Bülletin versehen.“ — Man kann denken, wie ich hinab eilte. Doch in dem Augenblick, als ich leise an das Borgemach der Baronin pochen wollte, trat mir der Baron rasch aus demselben entgegen. Er blieb verwundert stehen und maß mich mit finstern, durchbohrendem Blick. „Was wollen Sie hier?“ fuhr es ihm heraus. Unerachtet mir das Herz im Innern schlug, nahm ich mich zusammen und erwiderte mit festem Ton: „Nicht im Auftrage des Onkels nach dem Befinden der gnädigen Frau erkundigen.“ — „O es war ja gar nichts — ihr gewöhnlicher Nervenzusfall. Sie schläft sanft, und ich weiß, daß sie wohl und munter bei der Tafel erscheinen wird! — Sagen Sie das — sagen Sie das.“ — Dieß sprach der Baron mit einer gewissen leidenschaftlichen Heftigkeit, die mir anzubeuten schien, daß er um die Baronin besorgter sey, als er es wolle merken lassen. Ich wandte mich um zurück zu gehen, da ergriff der Baron plötzlich meinen Arm und rief mit flammendem Blick: „Ich habe mit Ihnen zu sprechen, junger Mann!“ Sah' ich nicht den schwerbeleidigten Gatten vor mir, und mußte ich nicht einen Auftritt befürchten, der vielleicht schmachvoll für mich enden konnte? Ich war unbewaffnet, doch im Moment besann ich mich auf mein künstliches Jagdmesser, das mir der Alte erst in R. . . sinnen geschenkt und das ich noch in der Tasche trug. Nun folgte ich dem mich rasch fortziehenden Baron mit dem Entschluß keines Leben zu schonen, wenn ich Gefahr laufen sollte unwürdig behandelt zu werden. Wir waren in des Barons Zimmer eingetreten, dessen Thür er hinter sich abschloß. Nun schritt er mit übereinandergeschlagenen Armen heftig auf und ab, dann blieb er vor mir stehen und wiederholte: „Ich habe mit Ihnen zu sprechen, junger Mann!“ — Der verwegene Muth war mir gekommen, und ich wiederholte mit erhöhtem Ton: „Ich hoffe daß es Worte seyn werden, die ich ungeahnet hören darf!“ Der Baron schaute mich verwundert an, als verstehe er mich nicht. Dann blickte er finster zur Erde, schlug die Arme über den Rücken und fing wieder an im Zimmer auf und abzuverrennen. — Er nahm eine Büchse herab und stieß den Ladestock hinein, als wolle er versuchen, ob sie geladen sey oder nicht! — Das Blut flog mir in den Adern, ich faßte nach dem Messer und schritt dicht auf den Baron zu, um es ihm unmöglich zu machen, auf mich anzulegen. „Ein schönes Gewehr,“ sprach der Baron, die Büchse wieder in den Winkel stellend. Ich trat einige Schritte zurück und der Baron an mich heran, kräftiger auf meine Schulter schlagend, als gerade nöthig, sprach er dann: „Ich muß Ihnen aufgeregt und verflört vorkommen, Theodor! ich bin es auch wirklich von der in tausend Aengsten durchwachten Nacht. Der Nervenzusfall meiner Frau war durchaus nicht gefährlich, das sehe ich jetzt ein, aber hier — hier in diesem Schloß, in das ein finst'rer Geist gebannt ist, fürcht' ich das Entsetzliche, und dann ist es auch das erste Mal, daß sie hier erkrankte. Sie — Sie allein sind Schuld daran!“ — „Wie das möglich seyn könne, davon hätte ich keine Ahnung,“ erwiderte ich gelassen. „O,“ fuhr der Baron fort, „wäre der verdammte Un-

glückseligen der Inspektorin auf blankem Gise verbrannt in tausend Stücke, o wären Sie — doch nein! — wie Es sollte, es mußte so seyn, und ich allein bin Schuld an Allem. An mir lag es, in dem Augenblick, als Sie anfangen in dem Gemach meiner Frau Müßel zu machen, Sie von der ganzen Lage der Sache, von der Gemüthsstimmung meiner Frau zu unterrichten.“ — „Sie machte Niemand zu sprechen — „Lassen Sie mich reden,“ rief der Baron, „ich muß im Voraus Ihnen alles mögliche Urtheil abschneiden. Sie werden mich für einen rauhen, der Kunst abholden Mann halten. Ich bin das keinesweges, aber eine, auf tiefe Ueberzeugung gebaute Rücksicht nöthigt mich, hier wo möglich solcher Müßel, die jedes Gemüth, und auch gewiß das meinige ergreift, den Eingang zu verlagern. Erfahren Sie, bei meine Frau an einer Erregbarkeit krankte, die am Ende alle Lebensfreude weggehen muß. In diesen mauerberührenden Mauern kommt sie gar nicht heraus aus dem erhöhten, überreizten Zustande, der sonst nur momentan einzutreten pflegt, und zwar oft als Vorbote einer ersten Krankheit. Sie fragen mit Recht, warum ich der zarten Frau diesen schauerlichen Aufenthalt, dieses wilde, verwirrte Jägerleben nicht erspare? Wer nennen Sie es immerhin Schwäche, genug, mir ist es nicht möglich sie allein zurückzulassen. In tausend Anstalten und nicht fähig Erstes zu unternehmen würde ich seyn, denn ich weiß es, die entsetzlichsten Bilder von aller verflörendem Ungemach, das ihr wiederfahren, verlagern mich nicht im Walde, nicht im Gerichtssaal — Nun aber glaube ich auch, daß dem schwächlichen Weibe gerade diese Wirklichkeit hier wie ein kräftigendes Stahlbad anschlagen muß — Wahrhaftig, der Schein, der nach seiner Art tüchtig durch die Föhren saßt, das dumpe Gebelle der Doggen, der heft und munter schmetternde Hörnerklang muß hier siegen über die verweichlichen, schmachtelnden Pinselien am Clavier, das so kein Mann spielen sollte, aber Sie haben es darauf angelegt, meine Frau methodisch zu Tode zu quälen.“ — Der Baron sagte dieß mit verstärkter Stimme und wildfunkelnden Augen — das Blut flog mir in den Kopf, ich machte eine heftige Bewegung mit der Hand gegen den Baron, ich wollte sprechen, er ließ mich nicht zu Worte kommen. „Ich weiß, was Sie sagen wollen,“ fing er an, „ich weiß es und wiederhole es, daß Sie auf dem Wege waren meine Frau zu tödten, und daß ich Ihnen dieß auch nicht im mindesten zurechnen kann, wiewohl Sie begreifen, daß ich dem Dinge Einhalt thun muß. — Kurz! — Sie eraltiren meine Frau durch Spiel und Gesang, und als sie in dem bodenlosen Meere träumerischer Visionen und Ahnungen, die Ihre Muskl wie ein böser Zauber heraufgeschworen hat, Halt und Steuer umherschwimmt, drücken sie hinunter in die Tiefe mit der Erzählung eines unheimlichen Spuks, der Sie oben im Gerichtssaal genect haben soll. Ihr Großonkel hat mir Alles erzählt, aber ich bitte Sie, wiederholen Sie mir Alles, was Sie sahen oder nicht sahen — hörten — fühlten — ahnten.“ Ich nahm mich zusammen und erzählte ruhig, wie es sich damit begeben, von Anfang bis zu Ende. Der Baron warf nur dann und wann einzelne Worte, die sein Gesaunen ausdrückten, dazwischen. Als ich darauf kam, wie der Alte sich mit frommem Muth dem Spuk entgegen gestellt und ihn gebannt habe mit kräftigen Worten, schlug er die Hände zusammen, hob sie gefaltet zum Himmel empor und rief begeistert: „Ja, er ist der Schutzgeist der Familie! — ruhen soll in der Gruft der Ahnen seine sterbliche Hülle!“ — Ich hatte gerade, „Daniel, Daniel! was machst Du hier zu dieser Stunde?“ murmelte der Baron in sich hinein, indem er mit übereinander geschlagenen Armen im Zimmer auf und

abschritt. „Weiter war es also nichts, Herr Baron?“ frag ich laut, indem ich Miene machte mich zu entfernen. Der Baron fuhr auf wie aus einem Traum, sogte freundlich mich bei der Hand und sprach: „Ja — lieber Freund! meine Frau, der sie so arg mitgespielt haben, ohne es zu wollen, die müssen Sie wieder verstellen. — Sie allein können das.“ Ich küßte mich erötend, und stand ich dem Spiegel gegenüber, so erachtete ich gewiss in demselben ein sehr albernes, verdorren Gesicht. Der Baron schien sich an meiner Verzerrtheit zu weiden, er blickte mir unverwandt in's Auge mit einem recht fatalen ironischen Lächeln. „Wie in aller Welt sollte ich es anfangen?“ stotterte ich endlich mahlsam heraus. „Nun, nun,“ unterbrach mich der Baron, „Sie haben es mit keiner gefährlichen Patientin zu thun. Ich nehme jetzt ausdrücklich Ihre Kunst in Anspruch. Die Baronin ist nun einmal herangezogen in den Zauberkreis Ihrer Musik, und sie plötzlich heraus zu reißen, würde thöricht und grausam seyn. Setzen Sie die Musik fort. Sie werden zur Abendstunde in den Zimmern meiner Frau jedesmal willkommen seyn. Wer gehen Sie nach und nach über zu kräftigerer Musik, verbinden Sie geschickt das Hertere mit dem Ernsteren — und dann, vor allen Dingen, wiederholen Sie die Erzählung von dem unheimlichen Spuk recht oft. Die Baronin gewöhnt sich daran, sie vergißt das der Spuk hier in diesen Mauern hauset, und die Geschichte wirkt nicht stärker auf sie, als jedes andere Zauberwörterchen, das in irgend einem Roman, in irgend einem Gespensterbuch, ihr aufgetischt worden. Das thun Sie, lieber Freund!“ — Mit diesen Worten entließ mich der Baron — Ich ging — Ich war verzweifelt in meinem eigenen Innern, herabgesunken zum bedeutungslosen, thörichten Kinde! — Ich Wahnsinniger, der ich glaubte, Eifersucht könne sich in seiner Kraft regen; er selbst schickte mich zu Seraphine, er selbst sieht in mir nur das willenlose Mittel, das er braucht und wegwirft, wie es ihm beliebt! — Vor wenig Minuten fürchtete ich den Baron, es lag in mir tief im Hintergrunde verborgen das Bewußtseyn der Schuld, aber diese Schuld ließ mich das höhere, herrlichere Leben deutlich fühlen, dem ich zugereift; nun war alles verfallen in schwarze Nacht, und ich sah nur den albernen Knaben, der in kindischer Verkehrtheit die pazzerne Krone, die er sich auf den heißen Kopf stülpte, für lachtes Gold gehalten. — Ich eilte zum Alten, der schon auf mich wartete. „Nun Wetter, wo bleibst Du denn, wo bleibst Du denn?“ rief er mir entgegen. „Ich habe mit dem Baron gesprochen,“ warf ich schnell und leise hin, ohne den Alten anschauen zu können. „Tausend Sapperlot!“ — sprach der Alte wie verwundert, „dacht' ich's doch gleich! — der Baron hat Dich gewiß herausgefordert, Wetter?“ — Das schalende Gelächter, das der Alte gleich hinterher aufschlug, bewies mir, daß er auch dieses Mal, wie immer, ganz und gar mich durchschaute — Ich biß die Zähne zusammen — ich mochte kein Wort erwidern, denn wohl wußt' ich, daß es dessen nur bedurfte, um sogleich von den tausend Reiteren überschüttet zu werden, die schon auf des Alten Lippen schwebten.

Die Baronin kam zur Tafel im zierlichen Morgenkleide, das, blendend weiß, frisch gefallenen Schnee besaß. Sie sah matt aus und abgesspannt, doch als sie nun leise und melodisch sprechend die dunkeln Augen erhob, da bligte süßes, schnüchziges Verlangen aus düstere Gluth, und ein flüchtiges Roth überflog das lilienblasse Antlitz. Sie war schöner als jemals. — Wer ermisst die Thorheiten eines Jünglings mit zu heißem Blut im Kopf und Herzen! — Den bitteren Groll, den der Baron in mir aufgeregt, trug ich über auf die Baronin. Alles

erschien mir wie eine heillose Mystifikation, und nun wollt' ich beweisen, daß ich gar sehr bei vollem Verstande sey, und über die Massen scharfsichtig. — Wie ein schmolzendes Kind vermied ich die Baronin, und entschlüpfte der mich verfolgenden Uebelheit, so daß ich, wie ich gewollt, ganz am Ende der Tafel zwischen den beiden Offizieren meinen Platz fand, mit denen ich wacker zu zechen begann. Beim Nachtsich stießen wir fleißig die Gläser zusammen, und, wie es in solcher Stimmung zu geschehen pflegt, ich war ungewöhnlich laut und lustig. Ein Bedienter hielt mir einen Teller hin, auf dem einige Bonbons lagen, mit den Worten: „Von Fräulein Uebelheit.“ Ich nahm, und bemerkte bald, daß auf einem der Bonbons mit Silberfist getriebelt stand: „Und Seraphine?“ — Das Blut wallte mir auf in den Adern. Ich schaute hin nach Uebelheit, die sah mich an mit überaus schlauer, verschämter Miene, nahm das Glas und nickte mir zu mit leisem Kopfnicken. Beinahe willkürlich murmelte ich still: „Seraphine,“ nahm mein Glas und leerte es mit einem Zuge. Mein Blick flog hin zu ihr, ich gewahrte, daß sie auch in dem Augenblick getrunken hatte, und ihr Glas eben hinsetzte — ihre Augen trafen die meinen, und ein schadenfroher Teufel raunte es mir in die Ohren: „Unseliger! — Sie liebt Dich doch!“ — Einer der Gäste stand auf, und brachte, nordischer Sitte gemäß, die Gesundheit der Frau vom Hause aus — Die Gläser erklangen im lauten Jubel — Entzücken und Verzweiflung spalteten mir das Herz, die Gluth des Weins flammte in mir auf, alles drehte sich in Kreisen, es war, als müßte ich vor aller Augen hinstürzen zu ihren Füßen und mein Leben aushauchen! — „Was ist Ihnen, lieber Freund?“ Diese Frage meines Nachbarn gab mir die Besinnung wieder, aber Seraphine war verschwunden. — Die Tafel wurde aufgehoben. Ich wollte fort, Uebelheit hielt mich fest, sie sprach allerlei, ich hörte, ich verstand kein Wort — sie faßte mich bei beiden Händen, und rief mir laut lachend etwas in die Ohren — Wie von der Starrsicht gelähmt, blieb ich stumm und regungslos. Ich weiß nur, daß ich endlich mechanisch ein Glas Likör aus Uebelheits Hand nahm, und es austrank, daß ich mich einsam in einem Fenster wiederfand, daß ich dann hinausstürzte aus dem Saal, die Treppe hinab, und hinaus lief in den Wald. In dichten Flocken fiel der Schnee herab, die Föhren seufzten vom Sturm bewegt, wie ein Wahnsinniger sprang ich umher in weiten Kreisen, und lachte und schrie wild auf: „Schaut zu, schaut zu!“ — Heiße! der Teufel macht sein Längchen mit dem Knaben, der zu speisen gedachte total verbotene Früchte!“ — Wer weiß, wie mein tolles Spiel geendet, wenn ich nicht meinen Namen laut in den Wald hinein rufen gehört. Das Wetter hatte nachgelassen, der Mond schien hell durch die zerrissenen Wolken, ich hörte Doggen anschlagen, und gewahrte eine finstere Gestalt, die sich mir näherte. Es war der alte Jäger. „Si, ei, lieber Herr Theodor!“ fing er an, „wie haben Sie sich denn verirrt in dem bösen Schneegestöber, der Herr Justizarius warten auf Sie mit vieler Ungeduld!“ — Schweigend folgte ich dem Alten. Ich fand den Großonkel im Gerichtssaal arbeitend. „Das hast Du gut gemacht,“ rief er mir entgegen, „das hast Du sehr gut gemacht, daß Du ein wenig in's Freie gingst, um Dich gehörig abzukühlen. Trinke doch nicht so viel Wein, Du bist noch viel zu jung dazu, das taugt nicht.“ — Ich brachte kein Wort hervor, schweigend setzte ich mich hin an den Schreibtisch. „Aber, sage mir nur, lieber Wetter, was wollte denn eigentlich der Baron von Dir?“ — Ich erzählte alles, und schloß damit, daß ich mich nicht hergeben wollte zu der zweifelhaften Cur, die der Baron vorgeschlagen. „Würde auch gar nicht angehen,“ fiel der Alte mir in die Rede, „denn wir reisen morgen in

aller Frühe fort, lieber Vetter!" — Es geschah so, ich sah Seraphinen nicht wieder! —

Kaum angekommen in R. klagte der alte Großonkel, daß er mehr als jemals sich von der beschwerlichen Fahrt angegriffen fühle. Sein mürrisches Schweigen, nur unterbrochen von heftigen Ausbrüchen der übelsten Laune, verkündete die Rückkehr seiner pobagrifischen Zufälle. Eines Tages wurd' ich schnell hingeworfen, ich fand den Alten, vom Schläge getroffen, sprachlos auf dem Lager einen zerknitterten Brief in der krampfhaft geschlossenen Hand. Ich erkannte die Schriftzüge des Wirtschaftsprüfers aus R. . . sitzen, doch, von dem tiefsten Schmerz durchdrungen, wagte ich es nicht, den Brief dem Alten zu entreißen, ich zweifelte nicht an seinem baldigen Tod. Doch, ehe der Arzt kam, schlugen die Lebenspulse wieder, die wunderbar kräftige Natur des sechzigjährigen Greises widerstand dem tödtlichen Anfall, noch desselben Tages erklärte ihn der Arzt außer Gefahr. Der Winter war hartnäckiger als jemals, ihm folgte ein rauher, düsterer Frühling, und so kam es, daß nicht jener Zufall sowohl, als das Pobagra, von dem bösen Klima wohl gehebt, den Alten für lange Zeit auf das Krankenlager warf. In dieser Zeit beschloß er, sich von jedem Geschäft ganz zurück zu ziehen. Er trat seine Justitiarats an andere ab, und so war mir jede Hoffnung verschwunden, jemals wieder nach R. . . sitzen zu kommen. Nur meine Pflege litt der Alte, nur von mir verlangte er unterhalten, aufgeheitert zu werden. Aber wenn auch in schmerzlosen Stunden seine Heiterkeit wiederkehrte, wenn es an derben Späßen nicht fehlte, wenn es selbst zu Jagdgeschichten kam, und ich jeden Augenblick vermutete, meine Heldenthat, wie ich den greulichen Wolf mit dem Jagdmesser erlegte, würde erhalten müssen; — niemals — niemals erwähnte er unsers Aufenthalts in R. . . sitzen, und wer mag nicht einsehen, daß ich, aus natürlicher Scheu, mich wohl hütete, ihn geradezu darauf zu bringen? — Meine bittere Sorge, meine stete Mühe um den Alten, hatte Seraphinens Bild in den Hintergrund gestellt. So wie des Alten Krankheit nachließ, gedachte ich lebhafter wieder jenes Moments im Zimmer der Baronin, der mir wie ein leuchtender, auf ewig für mich untergegangener Stern erschien. Ein Ereigniß rief allen empfundenen Schmerz hervor, indem es mich zugleich, wie eine Erscheinung aus der Geisterwelt, mit eiskalten Schauern durchbebt! — Als ich nehmlich eines Abends die Brieftasche, die ich in R. . . sitzen getragen, öffnete, fällt mir aus den aufgeblättern Papiere eine dunkle, mit einem weißen Bande umschlungene Locke entgegen, die ich augenblicklich für Seraphinens Haar erkenne! Aber, als ich das Band näher betrachte, sehe ich deutlich die Spur eines Blutstropfens! — Vielleicht wußte Adelheid in jenen Augenblicken des bewusstlosen Wahnsinns, der mich am letzten Tage ergriffen, mir dieß Anzeichen geschickt zuzustellen, aber warum der Blutstropfen, der mich Entsetzliches ahnen ließ, und jenes beinahe zu schäfermäßige Pfand zur schauervollen Mahnung an eine Leidenschaft, die theures Herzblut kosten konnte, hinaufsteigerte? — Das war jenes weiße Band, das mich, zum ersten Mal Seraphinen nahe, wie im leichten losen Spiel umflatterte, und dem nun die dunkle Nacht das Wahrzeichen der Verlegung zum Tode gegeben. Nicht spielen soll der Knabe mit der Waffe, deren Gefährlichkeit er nicht ermisst! —

Endlich hatten die Frühlingsstürme zu toben aufgehört, der Sommer behauptete sein Recht, und war erst die Kälte unerträglich, so wurd' es nun, als der Julius begonnen, die Hitze. Der Alte erkräftigte sich zusehends, und zog, wie er sonst zu thun pflegte, in einen Garten der Vorstadt. An einem stillen, lauen Abende saßen wir

in der duftenden Jasminlaube, der Alte war ungewöhnlich heiter, und dabei nicht, wie sonst, voll sarkastischer Ironie, sondern mild, beinahe weich gestimmt. „Vetter,“ fing er an, „ich weiß nicht, wie mir heute ist, ein ganz besonderes Wohlseyn, wie ich es seit vielen Jahren nicht gefühlt, durchdringt mich gleichsam mit elektrischer Wärme. Ich glaube, das verkündet mir einen baldigen Tod.“ Ich mühte mich, ihn von dem düstern Gedanken abzubringen. „Laß es gut seyn, Vetter,“ sprach er, „lange bleibe ich nicht mehr hier unten, und da will ich Dir noch eine Schuld abtragen! — Denkst Du noch an die Herbstzeit in R. . . sitzen?“ — Wie ein Blitz durchfuhr mich diese Frage des Alten; noch ehe ich zu antworten vermochte, fuhr er weiter fort: „Der Himmel mußte es, daß Du dort auf ganz eigene Weise eintraßt, und wider Deinen Willen eingeflochten wurdest in die tiefsten Geheimnisse des Hauses. Jetzt ist es an der Zeit, daß Du alles erfahren mußt. Ist genug, Vetter! Kehre wir über Dinge gesprochen, die Du mehr ahnst, als verstandest. Die Natur stellt den Cyclus des menschlichen Lebens in dem Wechsel der Jahreszeiten symbolisch dar, das sagen sie Alle, aber ich meine das auf andere Weise als Alle. Die Frühlingsnebel fallen, die Dünste des Sommers verdamfen, und erst des Herbstes reiner Lichter zeigt deutlich die ferne Landschaft, die das Frühlingsverfinstert in die Nacht des Winters. — Ich meine, daß im Hellsehen des Alters sich deutlicher das Weltall der unerforschlichen Nacht zeigt. Es sind Blicke verjüngt in das gelobte Land, zu dem die Pilgerfahrt beginnt, mit dem zeitlichen Tode. Wie wird mir in diesem Augenblicke so klar das dunkle Verhängniß jenes Hauses, dem ich durch festere Bande, als Verwandtschaft sie zu schließen vermag, verknüpft wurde. Wie liegt alles so erschlossen vor meines Geistes Augen! — doch, wie ich nun alles so gefaltet vor mir sehe, das Eigentliche, das kam ich Dir nicht mit Worten sagen, keines Menschen Zunge ist dessen fähig. Höre mein Sohn das, was ich Dir nur wie eine merkwürdige Geschichte, die sich wohl erzählen konnte, zu erzählen vermag. Bewahre tief in Deiner Seele die Erkenntniß, daß die geheimnißvollen Beziehungen, in die Du Dich vielleicht nicht unterhalten wagtest, Dich verderben konnten! — doch — das ist nun vorüber!“

Die Geschichte des R\*\*\*schen Majorats, die der Alte jetzt erzählte, trage ich so treu im Gedächtniß, daß ich sie beinahe mit seinen Worten (er sprach von sich selbst in der dritten Person) zu wiederholen vermag.

In einer stürmischen Herbstnacht des Jahres 1780 weckte ein entseßlicher Schlag, als fälle das ganze weltläufige Schloß in tausend Trümmer zusammen, das Hausgesinde in R. . . sitzen aus tiefem Schlafe. Im Nu war alles auf den Beinen, Lichter wurden angezündet, Schreien und Angst im leichenblauen Gesicht trachtete der Hausverwalter mit den Schlüssel in der Hand, aber nicht gering war jedes Erstaunen, als man in tiefer Zohnstille, in der das pfeifende Geräusch der mächtig geöffneten Schlösser, jeder Fußtritt, recht schauerlich wiederhallte, durch unversehrte Gänge, Säle, Zimmer, fern und fort wandelte. Nirgends die mindeste Spur irgend einer Verwüstung. Eine finstere Ahnung erfasste den alten Hausverwalter. Er schritt hinauf in den großen Witteraal, in dessen Seitencabinet der Freiherr Moritz von R. zu ruhen pflegte, wenn er astronomische Beobachtungen anstellte. Eine zwischen der Thür dieses und eines andern Kabinetts angebrachte Pforte führte durch einen engen Gang unmittelbar in den astronomischen Thurm. Aber so wie Daniel (so war der Hausverwalter geheißnen) diese Pforte öffnete, warf ihm der Sturm, abschreckend heulend und saufend, Schutt und zerbrochene

Mauersteine entgegen, so daß er vor Entsetzen weit zurückprallte, und, indem er den Leuchter, dessen Kerzen proffend verlöschten, an die Erde fallen ließ, laut aufschrie: „O Herr des Himmels! der Baron ist jämmerlich zerschmettert!“ — In dem Augenblick ließen sich Klageklänge vernehmen, die aus dem Schlafkabinett des Freiherrn kamen. Daniel fand die übrigen Diener um den Leichnam ihres Herrn versammelt. Vollkommen und reicher gekleidet als jemals, ruhigen Ernst im unentstellten Gesichte, fanden sie ihn sitzend in dem großen reich verzierten Ledersessel, als ruhe er aus von gewöhnlicher Arbeit. Es war aber der Tod, in dem er ausrubte. Als es Tag geworden, gewahrte man, daß die Krone des Thurms in sich eingestürzt. Die großen Quadersteine hatten Decke und Fußboden des astronomischen Zimmers eingeschlagen, nebst den nun voran stürzenden mächtigen Balken, mit gedoppelter Kraft des Falles das untere Gemäße durchbrochen, und einen Theil der Schloßmauer und des engen Ganges mit fort gerissen. Nicht einen Schritt durch die Pforte des Saals durfte man thun, ohne Gefahr wenigstens achtzig Fuß hinab zu stürzen in tiefe Gruft.

Der alte Freiherr hatte seinen Tod bis auf die Stunde vorausgesehen, und seine Söhne davon benachrichtigt. So geschah es, daß gleich folgenden Tages Wolfgang Freiherr von R., ältester Sohn des Verstorbenen, mit dem Majoratsherrn, eintraf. Auf die Abnung des alten Vaters wohl bauend, hatte er, so wie er den verhängnisvollen Brief erhalten, sogleich Wien, wo er auf der Reise sich gerade befand, verlassen, und war, so schnell es nur gehen wollte, nach R. sitzen geit. Der Hausverwalter hatte den großen Saal schwarz ausschlagen, und den alten Freiherrn in den Kleidern, wie man ihn gefunden, auf ein prächtiges Paradedette, das hohe, silberne Leuchter mit brennenden Kerzen umgeben, legen lassen. Schweigend schritt Wolfgang die Treppe herauf, in den Saal hinein, und dicht hinan an die Leiche des Vaters. Da blieb er mit über die Brust verschränkten Armen stehen, und schaute starr und düster, mit zusammengelegten Augenbraunen, dem Vater ins bleiche Antlitz. Er glich einer Bildsäule, keine Thräne kam in seine Augen. Endlich, mit einer beinahe krampfhaften Bewegung, den rechten Arm hin nach der Leiche zu streckend, murmelte er dumpf: „Zwangens dich die Gestirne, den Sohn, den du liebtest, elend zu machen?“ — Die Hände zurückgeworfen, einen kleinen Schritt hinter sich getreten, warf nun der Baron den Blick in die Höhe, und sprach mit gesenkter, beinahe weicher Stimme: „Armer, behörter Greis! — Das Fastnachtspiel mit seinen lappischen Täuschungen ist nun vorüber! — Nun magst du erkennen, daß das kärglich zugemessene Besitzthum hienieden nichts gemein hat mit dem Jenseits über den Sternen — Welcher Wille, welche Kraft reicht hinaus über das Grab?“ — Wieder schwieg der Baron einige Sekunden — dann rief er heftig: „Nein, nicht ein Quentlein meines Erdenglücks, das du zu vernichten trachtetest, soll mir dein Starrsinn rauben,“ und damit riß er ein zusammengelegtes Papier aus der Tasche, und hielt es zwischen zwei Fingern hoch empor an eine dicht bei der Leiche stehende brennende Kerze. Das Papier, von der Kerze ergriffen, flackerte hoch auf, und als der Widerschein der Flamme auf dem Gesichte des Leichnams hin und her zuckte und spielte, war es, als rührten sich die Muskeln und der Alte sprach tonlose Worte, so daß der entfernt stehenden Dienerschaft tiefes Grauen und Entsetzen ankam. Der Baron vollendete sein Geschäft mit Ruhe, indem er das letzte Stückchen Papier, das er flammend zu Boden fallen lassen, mit dem Fuße sorglich austrat. Dann warf er noch einen düstern Blick auf den Vater, und eilte mit schnellen Schritten zum Saal hinaus.

Andern Tages machte Daniel den Freiherrn mit der neuerlich geschehenen Verwüstung des Thurms bekannt, und schilderte mit vielen Worten, wie sich überhaupt alles in der Todesnacht des alten seligen Herrn zugetragen, indem er damit endete, daß es wohl gerathen seyn würde, sogleich den Thurm herstellen zu lassen, da, stürze er noch mehr zusammen, das ganze Schloß in Gefahr stehe, wo nicht zertrümmert, doch hart beschädigt zu werden.

„Den Thurm herstellen?“ fuhr der Freiherr den alten Diener, funkelnden Zorn in den Augen, an, „nimm mehr! Merkst Du denn nicht, Alter,“ fuhr er dann gelassener fort, „daß der Thurm nicht so, ohne weitern Anlaß einfallen konnte? — Wie, wenn mein Vater selbst die Vernichtung des Orts, wo er seine unheimliche Sternbeuterei trieb, gewünscht; wie, wenn er selbst gewisse Vorrichtungen getroffen hätte, die es ihm möglich machten, die Krone des Thurms, wenn er wollte, einzustürzen, und so das Innere des Thurms zerschmettern zu lassen? Doch dem sey wie ihm wolle, und mag auch das ganze Schloß zusammenstürzen, mir ist es Recht. Glaube Ihr denn, daß ich in dem abenteuerlichen Euienneße hier haufen werde? — Nein! jener kluge Uhnherr, der in dem schönen Thalgrunde die Fundamente zu einem neuen Schloß legen ließ, der hat mir vorgearbeitet, dem will ich folgen.“ „Und so werden,“ sprach Daniel kleinlaut, „dann auch wohl die alten treuen Diener den Wankerschab zur Hand nehmen müssen.“ „Das ich,“ erwiderte der Freiherr, „mich nicht von unbehülflichen, schlotterbeinigten Greisen bedienen lassen werde, versteht sich von selbst; aber verstoßen werde ich keinen. Arbeitslos soll Euch das Gnadensbrod gut genug schmecken.“ „Mich,“ rief der Alte voller Schmerz, „den Hausverwalter, so außer Aktigkeit?“ — Da wandte der Freiherr, der dem Alten den Rücken gekehrt, im Begriffe stand, den Saal zu verlassen, sich plötzlich um, blutroth im ganzen Gesichte vor Zorn, die gebaltene Faust vorgestreckt, schritt er auf den Alten zu, und schrie mit fürchterlicher Stimme: „Dich, Du alter heuchlerischer Schurke, der Du mit dem alten Vater das unheimliche Wesen triebst dort oben, der Du Dich wie ein Vampir an sein Herz legtest, der vielleicht des Alten Wahnsinn verbrecherisch nützte, um in ihm die höllischen Entschlüsse zu erzeugen, die mich an den Rand des Abgrunds brachten — Dich sollte ich hinausstoßen wie einen räubigen Hund!“ — Der Alte war vor Schreck über diese entsetzlichen Reden, dicht neben dem Freiherrn, auf beide Kniee gesunken, und so mochte es geschehen, daß dieser, indem er vielleicht unwillkürlich, wie denn im Zorn oft der Körper dem Gedanken mechanisch folgt, und das Gedachte mischlich ausführt, bei den letzten Worten den rechten Fuß vorschiebte, den Alten so hart an der Brust traf, daß er mit einem dumpfen Schrei umstürzte. Er raffte sich mühsam in die Höhe, und indem er einen sonderbaren Laut, gleich dem heulenden Gewimmer eines auf den Tod wunden Thieres, ausstieß, durchbohrte er den Freiherrn mit einem Blick, in dem Wuth und Verzweiflung glühten. Den Beutel mit Geld, den ihm der Freiherr im Davonschreiten zugeworfen, ließ er unberührt auf dem Fußboden liegen.

Unterdessen hatten sich die in der Gegend befindlichen nächsten Verwandten des Hauses eingefunden, mit vielem Prunk wurde der alte Freiherr in der Familiengruft, die in der Kirche von R. sitzen befindlich, beigelegt, und nun, da die geladenen Gäste sich wieder entfernt, schien der neue Majoratsherr von der düstern Stimmung verlassen, sich des erworbenen Besitzthums recht zu erfreuen. Mit W., dem Justitiarius des alten Freiherrn, dem er gleich, nachdem er ihn nur gesprochen, sein volles Vertrauen schenkte, und ihn in seinem Amt be-

stätigte, hielt er genaue Rechnung über die Einkünfte des Majorats, und überlegte, wie viel davon verwandt werden könne zu Verbesserungen und zum Aufbau eines neuen Schlosses. B. meinte, daß der alte Freiherr unmöglich seine jährlichen Einkünfte aufgezehrt haben könne, und daß, da sich unter den Brieffschaften nur ein paar unbedeutende Capitalien in Bankoscheinen befänden, und die in einem eisernen Kasten befindliche baare Summe tausend Thaler nur um wenig überfliege, gewiß irgendwo noch Geld verborgen seyn müsse. Wer anders konnte davon unterrichtet seyn, als Daniel, der, störrisch und eigensinnig wie er war, vielleicht nur darauf wartete, daß man ihn darum befrage. Der Baron war nicht wenig besorgt, daß Daniel, den er schwer beleidigt, nun nicht sowohl aus Eigennutz, denn was konnte ihm, dem kinderlosen Greise, der im Stammschlosse R. sitzen sein Leben zu enden wünschte, die größte Summe Geldes helfen, als vielmehr, um Rache zu nehmen für den erlittenen Schimpf, irgendwo versteckte Schätze lieber vermordern lassen, als ihm entdecken werde. Er erzählte B. den ganzen Vorfall mit Daniel umständlich, und schloß damit, daß nach mehreren Nachrichten, die ihm zugekommen, Daniel allein es gewesen sey, der in dem alten Freiherrn einen unerklärlichen Woscheu, seine Söhne in R. sitzen wieder zu sehen, zu nähren gewußt habe. Der Justitiarius erklärte diese Nachricht durchaus für falsch, da kein menschliches Wesen auf der Welt im Stande gewesen sey, des alten Freiherrn Entschlüsse nur einigermassen zu lenken, viel weniger zu bestimmen, und übernahm es übrigens dem Daniel das Geheimniß, wegen irgend in einem verborgenen Winkel aufbewahrten Geldes, zu entlocken. Es bedurfte dessen gar nicht, denn kaum fing der Justitiarius an: „Aber wie kommt es denn, Daniel, daß der alte Herr so wenig baares Geld hinterlassen?“ so erwiderte Daniel mit widrigem Lächeln: „Meinen Sie die lumpigten paar Thaler, Herr Justitiarius, die Sie in dem kleinen Kästchen fanden? — Das übrige liegt ja im Gewölbe neben dem Schlafkabinet des alten gnädigen Herrn! — Aber das Beste,“ fuhr er dann fort, indem sein Lächeln sich zum abscheulichen Grinsen verzog, und blutrothes Feuer in seinen Augen funkelte, „aber das Beste, viele tausend Goldstücke liegen da unten im Schutt vergraben!“ — Der Justitiarius rief sogleich den Freiherrn herbei, man begab sich in das Schlafkabinet, in einer Ecke desselben rückte Daniel an dem Gefäß der Wand, und ein Schloß wurde sichtbar. Indem der Freiherr das Schloß mit gierigen Blicken anstarrte, dann aber Anstalt machte, die Schlüssel, welche an dem großen Bunde hingen, den er mit vielem Geklapper mühsam aus der Tasche gezerrt, an dem glänzenden Schlosse zu versuchen, stand Daniel da hoch aufgerichtet, und wie mit hämischem Stolz herabblidend auf den Freiherrn, der sich niedergebückt hatte, um das Schloß besser in Augenschein zu nehmen. Den Tod im Antlitz, mit bebender Stimme, sprach er dann: „Bin ich ein Hund, hochgnädiger Freiherr! — so bewahr' ich auch in mir des Hundes Treue.“ Damit reichte er dem Baron einen blanken stählernen Schlüssel hin, den ihm dieser mit hastiger Begier aus der Hand riß, und die Thür mit leichter Mühe öffnete. Man trat in ein kleines, niedriges Gewölbe, in welchem eine große eiserne Truhe mit geöffnetem Deckel stand. Auf den vielen Geldsäcken lag ein Betiel. Der alte Freiherr hatte mit seinen wohlbekannten großen altväterischen Schriftzügen darauf geschrieben: Einmal hundert und funfzig tausend Reichsthaler in alten Friedrichs'or erspartes Geld von den Einkünften des Majoratsgutes R. sitzen, und ist diese Summe bestimmt zum Bau des Schlosses. Es soll ferner der Majoratsherr, der mir folgt, im Besizthum von diesem

Gelbe auf dem höchsten Hügel östlich gelegen dem alten Schloßthurm, den er eingestürzt finden wird, einen hohen Leuchtturm, zum Besten der Seefahrer, aufzuführen, als nächstlich feuern lassen. R. sitzen in der Michaeliswoche des Jahres 1760.

Roderich, Freiherr von R.

Erst als der Freiherr die Beutel, einen nach dem andern, gehoben, und wieder in den Kasten fallen lassen, sich ergögend an dem klirrenden Klängen des Goldes, wandte er sich rasch zu dem alten Hausverwalter, dankte ihm für die bewiesene Treue, und versicherte daß nur verläumderische Klatschereien Schuld daran wären, daß er ihm Anfangs übel begegnet. Nicht allein im Schlosse, sondern in vollem Dienste als Hausverwalter, mit verdoppelter Gehalt, solle er bleiben. „Ich bin Dir voll Entschädigung schuldig: willst Du Gold, so nimm Dir einen von jenen Beuteln!“ — So schloß der Freiherr seine Rede, indem er mit niedergeschlagenen Augen, vor dem Alten stehend, mit der Hand nach dem Kasten zeigte, an den er nun aber noch einmal hintat und die Beutel mußerte. Dem Hausverwalter trat plötzlich glühende Röthe ins Gesicht, und er stieß jenen entsetzten, dem heulenden Gewimmer eines auf den Tod wunden Thiers ähnlichen, Laut aus, wie ihn der Freiherr dem Justitiarius beschrieben. Dieser erbeute, denn was der Alte nun zwischen den Zähnen murmelte, klang wie: „Blut für Gold!“ — Der Freiherr, vertieft in dem Anblick des Schazes, hatte von Allem nicht das mindeste bemerkt; Daniel, den es, wie im kramptigsten Fieberfroste, durch alle Glieder geschüttelt, nahte sich mit gebeugtem Haupt in demüthiger Stellung dem Freiherrn, küßte ihm die Hand, und sprach mit weinerlicher Stimme, indem er mit dem Taschentuch sich über die Augen fuhr, als ob er Thränen wegwische: „Ach, mein lieber gnädiger Herr, was soll ich armer, kinderloser Greis mit dem Golde? — aber das doppelte Gehalt, das nehme ich an mit Freuden, und will mein Amt verwaltend rüstig und unverdrossen!“

Der Freiherr, der nicht sonderlich auf die Worte des Alten geachtet, ließ nun den schweren Deckel der Truhe zufallen, daß das ganze Gewölbe krachte und dröhnte, und sprach dann, indem er die Truhe verschloß, und die Schlüssel sorgfältig auszog, schnell hinwegworf: „Schon gut, schon gut Alter! — Aber Du hast noch!“ fuhr er fort, nachdem sie schon in den Saal getreten waren, „von vielen Goldstücken gesprochen, die unten im zerstorren Thurm liegen sollen?“ Der Alte trat schweigend an die Pforte, und schloß sie mit Mühe auf. Aber so wie er die Flügel aufriß, trieb der Sturm dicke Schneegestöber in den Saal; aufgeschreckt flatterte ein Rabe kreischend und krächzend umher, schlug mit schwarzen Schwingen gegen die Fenster, und stürzte sich, als er die offene Pforte wieder gewonnen, in den Abgrund. Der Freiherr trat hinaus in den Corridor, bebte aber zurück, als er kaum einen Blick in die Tiefe geworfen. „Abscheulicher Anblick — Schwindel!“ flatterte er, und sank, wie ohnmächtig, dem Justitiarius in die Arme. Er raffte sich jedoch wieder gleich zusammen, und frug den Alten mit scharfen Blicken erschreckend: „Und da unten?“ — Der Alte hatte indessen die Pforte wieder verschlossen, er drückte nun noch mit ganzer Leibeskraft dagegen, so daß er leuchte und lächelte, um nur die großen Schlüssel aus den ganz verrosteten Schloßern loswinden zu können. Dieß endlich zu Stande gebracht, wandte er sich um nach dem Baron, und sprach, die großen Schlüssel in der Hand hin und her schiebend, mit seltsamen Lächeln: „Ja, da unten liegen tausend und tausend — alle schönen Instrumente des seligen Herrn — Teleskope, Quadranten — Globen — Nachtspiegel — alles liegt zertrümmert im Schutt

zwischen den Steinen und Balken!" — „Aber, haares Geld, haares Geld," fiel der Freiherr ein, „Du hast von Goldstücken gesprochen, Alter?" — „Ich meinte nur," erwiderte der Alte, „Sachen, welche viele tausend Goldstücke gekostet." — Mehr war aus dem Alten nicht herauszubringen. —

Der Baron zeigte sich hoch erfreut, nun, mit einem Mal, zu allen Mitteln gelangt zu seyn, deren er bedurfte, seinen Erbfolgeplan auszuführen, nämlich ein neues prächtiges Schloß aufbauen zu können. Zwar meinte der Justitiarius, daß, nach dem Willen des Verstorbenen, nur von der Reparatur, von dem völligen Ausbau des alten Schloßes die Rede seyn könne, und in der That jeder neue Bau schwerlich die ehrwürdige Größe, den ernstlichen Charakter des alten Stammhauses, erreichen werde; der Freiherr blieb aber bei seinem Vorsatz, und meinte, daß in solchen Verfassungen, die nicht durch die Stiftungsurkunde sanktionirt worden, der Todte des Dankgeschiedenen weichen müsse. Er gab daher zu verstehen, daß es seine Pflicht sey, den Aufenthalt in R. = stätten so zu verschönern, als es nur Klima, Boden und Umgebung zulasse, da er gedente, in kurzer Zeit, als sein innig geliebtes Weib ein Wesen heimzuführen, die in jeder Hinsicht der größten Opfer würdig sey.

Die geheimnißvolle Art, wie der Freiherr sich über das vielleicht schon ins Geheim geschlossene Bündniß äußerte, schnitt dem Justitiarius jede weitere Frage ab, indessen fand er sich durch die Entscheidung des Freiherrn in sofern beruhigt, als er wirklich in seinem Streben nach Reichthum mehr die Begier eine geliebte Person, das schönere Vaterland, dem sie entsagen mußte, als vergessen zu lassen, als eigentlichen Geiz finden wollte. Für geizig, wenigstens für unausstehlich habgierig mußte er sonst den Baron halten, der im Golde wählend, die alten Friedrichs'or beäugelnd, sich nicht enthalten konnte mürrisch aufzufahren: „Der alte Halkanke hat uns gewiß den reichsten Schatz verschwiegen, aber künftigen Frühling laß ich den Thurm ausräumen unter meinen Augen." —

Baumeister kamen, mit denen der Freiherr weitläufig überlegte, wie mit dem Bau am zweckmäßigsten zu verfahren sey. Er verwarf Zeichnung auf Zeichnung, keine Architektur war ihm reich, großartig genug. Nun fing er an, selbst zu zeichnen, und, aufgeheitert durch diese Beschäftigungen, die ihm beinahe das sonnenhelle Bild der glücklichsten Zukunft vor Augen stellten, ersaßte ihn eine frohe Laune, die oft an Ausgelassenheit anstrebte, und die er allen mitzutheilen wußte. Seine Freigebigkeit, die Opulenz seiner Bewirthung, widerlegte wenigstens jeden Verdacht des Geizes. Auch Daniel schien nun ganz jenen Thort, der ihm geschehen, vergessen zu haben. Er betrug sich still und demüthig gegen den Freiherrn, der ihn, des Schages in der Tiefe halber, oft mit misstrauischen Blicken verfolgte. Was aber allen wunderbar vorkam, war, daß der Alte sich zu verjüngen schien von Tage zu Tage. Es mochte seyn, daß ihn der Schmerz um den alten Herrn tief gebeugt hatte, und er nun den Verlust zu verschmerzen begann, wohl aber auch, daß er nun nicht, wie sonst, kalte Nächte schlaflos auf dem Thurm zubringen, und bessere Kost, guten Wein, wie es ihm gefiel, genießen durfte, genug, aus dem Greise schien ein rüstiger Mann werden zu wollen mit rothen Wangen und wohlgenährtem Körper, der kräftig auftrat, und mit lauter Stimme mitlachte, wo es einen Spas gab.

Das lustige Leben in R. = stätten wurde durch die Ankunft eines Mannes unterbrochen, von dem man hätte denken sollen, er gehöre nun gerade hin. Wolfgang's jüngerer Bruder, Hubert, war dieser Mann, bei dessen Anblick Wolfgang, im Antlitz den bleichen Tod,

laut ausschrie: „Unglücklicher, was willst Du hier?"

— Hubert stürzte dem Bruder in die Arme, dieser faßte ihn aber, und zog ihn mit sich fort und hinauf in ein entferntes Zimmer, wo er sich mit ihm einschloß. Mehrere Stunden blieben beide zusammen, bis endlich Hubert herab kam mit verstörtem Wesen, und nach seinen Pferden rief. Der Justitiarius trat ihm in den Weg, er wollte vorüber, B., von der Ahnung ergriffen, daß vielleicht gerade hier ein tödtlicher Bruderzwist enden könne, bot ihn, wenigstens ein paar Stunden zu verweilen, und in dem Augenblick kam auch der Freiherr herab, laut rufend: „Bleibe hier, Hubert! — Du wirst Dich besinnen!" — Hubert's Blicke heiterten sich auf, er gewann Fassung, und indem er den reichen Leibpels, den er, schnell abgezogen, hinter sich dem Bedienten zuwarf, nahm er B. = s Hand, und sprach, mit ihm in die Zimmer schreitend, mit einem verhöhrenden Lächeln: „Der Majoratsherr will mich doch also hier leiden." B. meinte, daß gewiß sich jetzt das unglückliche Mißverständnis lösen werde, welches nur bei getrenntem Leben habe gedeihen können. Hubert nahm die stählerne Gange, die bei dem Kamin stand, zur Hand, und, indem er damit ein astiges, dampfendes Stück Holz auseinander klopfte, und das Feuer besser aufschürte, sprach er zu B.: „Sie merken, Herr Justitiarius, daß ich ein gutmüthiger Mensch bin, und geschickt zu allerlei häuslichen Diensten. Aber Wolfgang ist voll der wunderlichsten Vorurtheile, und — ein kleiner Geizhals." — B. fand es nicht gerathen, weiter in das Verhältniß der Brüder einzudringen, zumal Wolfgang's Gesicht, sein Benehmen, sein Ton den durch Leidenschaften jeder Art im Innersten zerrissenen Menschen ganz deutlich zeigte.

Um des Freiherrn Entschlüsse in irgend einer das Majorat betreffenden Angelegenheit zu vernehmen, ging B. noch am späten Abend hinauf in sein Gemach. Er fand ihn, wie er die Arme über den Rücken zusammengefaßt, ganz verstört mit großen Schritten das Zimmer maß. Er blieb stehen als er endlich den Justitiarius erblickte, faßte seine beiden Hände, und düsterte ihm ins Auge schauend, sprach er mit gebrochener Stimme: „Mein Bruder ist gekommen! — Ich weiß," fuhr er fort, als B. kaum den Mund zur Frage geöffnet, „was Sie sagen wollen. Ach, Sie wissen nichts. Sie wissen nicht, daß mein unglücklicher Bruder — ja unglücklich nur will ich ihn nennen — daß er, wie ein böser Geist, mir überall in den Weg tritt, und meinen Frieden stört. An ihm liegt es nicht, daß ich nicht unaussprechlich elend wurde, er that das Seinige dazu, doch der Himmel wolle es nicht — Seit der Zeit, daß die Stiftung des Majorats bekannt wurde, verfolgt er mich mit tödtlichem Haß. Er beneidet mich um das Besitztum, das in seinen Händen wie Spreu verfliegen wäre. Er ist der wahnsinnigste Verschwender, den es gibt. Seine Schuldenlast übersteigt bei weitem die Hälfte des freien Vermögens in Curland, die ihm zufällt, und nun, verfolgt von Gläubigern, die ihn quälen, eilt er her, und bittet um Geld." — „Und Sie, der Bruder, verweigern" — wollte ihm B. in die Rede fallen, doch der Freiherr rief, indem er B. = s Hände fassen ließ, und einen starken Schritt zurücktrat, laut und heftig: „Halten Sie ein! — ja! ich verweigere! Von den Einkünften des Majorats kann und werde ich keinen Thaler verschenken! — Aber hören Sie, welchen Vorschlag ich dem Unfönnigen vor wenigen Stunden vergebens machte, und dann richten Sie über mein Pflichtgefühl. Das freie Vermögen in Curland ist, wie Sie wissen, bedeutend; auf die mir zufallende Hälfte wolle ich verzichten, aber zu Gunsten seiner Familie. Hubert ist verheiratet in Curland an ein schönes armes Fräulein. Sie hat ihm Kinder erzeugt, und darbt mit ihnen. Die Güter sollten

administrit, aus den Revenüen ihm die nöthigen Gelder zum Unterhalt angewiesen, die Gläubiger, vermöge Abkommens, befriedigt werden. Aber was gilt ihm ein ruhiges, sorgenfreies Leben, was gilt ihm Frau und Kind! — Geld, bares Geld in großen Summen will er haben, damit er in verrücktem Leichtsinne es verprasfen könne! — Welcher Dämon hat ihm das Geheimniß mit den einhundert und funfzig tausend Thalern verathen? davon verlangt er die Hälfte nach seiner wahnsinnigen Weise, behauptend, dieß Geld sey, getrennt vom Majorat, als freies Vermögen zu achten. — Ich muß und werde ihm dieß verweigern, aber mir ahnt es, mein Verderben brütet er aus im Innern! — So sehr W. sich auch bemühte, dem Freiherrn den Verdacht wider seinen Bruder auszureden, wobei er sich freilich, uneingeweiht in die näheren Verhältnisse, mit ganz allgemeinen moralischen, ziemlich flachen Gründen behelfen mußte, so gelang ihm dieß doch ganz und gar nicht. Der Freiherr gab ihm den Auftrag, mit dem feindseligen geldgierigen Hubert zu unterhandeln. W. that dieß mit so viel Vorsicht als ihm nur möglich war, und freute sich nicht wenig, als Hubert endlich erklärte: „Mag es denn seyn, ich nehme die Vorschläge des Majorats Herrn an, doch unter der Bedingung, daß er mir jezt, da ich auf dem Punkte stehe, durch die Härte meiner Gläubiger, Ehre und guten Namen auf immer zu verlieren, tausend Friedrichs'or haar vorschicke, und erlaube, daß ich künftig, wenigstens einige Zeit hindurch, meinen Wohnsitz in dem schönen N. s. sitzen bei dem gütigen Bruder nehme.“ — „Nimmermehr,“ schrie der Freiherr auf, als ihm W. diese Vorschläge des Bruders hinterbrachte, „werde ich's zugeben, daß Hubert auch nur eine Minute in meinem Hause verweile, sobald ich mein Weib hergebracht! — Geben Sie, mein theurer Freund, sagen Sie dem Friedensförer, daß er zweitausend Friedrichs'or haben soll, nicht als Vorshuß, nein als Geschenk, nur fort — fort!“ W. wußte nun mit einem Mal, daß der Freiherr sich ohne Wissen des Vaters schon verheirathet hatte, und daß in dieser Heirath auch der Grund des Bruderzwistes liegen mußte. Hubert hörte stolz und gelassen den Justitarius an, und sprach, nachd' er geendet, dumpf und düster: „Ich werde mich bestimmen, vor der Hand aber noch einige Tage hier verbleiben!“ — W. bemühte sich, dem Unzufriedenen barzutun, daß der Freiherr doch in der That alles thue, ihn, durch die Abtretung des freien Vermögens, so viel als möglich, zu entschädigen, und daß er über ihn sich durchaus nicht zu beklagen habe, wenn er gleich bekennen müsse, daß jede Stiftung, die den Erstgebornen so vorwiegend begünstige, und die andern Kinder in den Hintergrund stelle, etwas Schäßiges habe. Hubert riß, wie einer, der Lust machen will der beklemmten Brust, die Weste von oben bis unten auf; die eine Hand in die offene Busenkrasse begraben, die andere in die Seite gestemmt, drehte er sich, mit einer raschen Tänzerbewegung, auf einem Fuße um, und rief mit schneidender Stimme: „Paß! — das Schäßige wird geboren vom Paß!“ — dann schlug er ein gellendes Gelächter auf, und sprach: „Wie gnädig doch der Majorats Herr dem armen Bettler seine Goldstücke zuzuworfen gedenkt.“ — W. sah nun wohl ein, daß von völliger Ausöhnung der Brüder gar nicht die Rede seyn könne.

Hubert richtete sich in den Zimmern, die ihm in den Seitenflügel des Schlosses angewiesen worden, zu des Freiherrn Verdruß, auf recht langes Bleiben ein. Man bemerkte, daß er oft und lange mit dem Hausverwalter sprach, ja daß dieser sogar zuweilen mit ihm auf die Wolfsjagd zog. Sonst ließ er sich wenig sehen, und mied es ganz, mit dem Bruder allein zusammen zu kommen, welches diesem eben ganz recht war. W. fühlte das

Drückende dieses Verhältnisses, ja er mußte sich es selbst gestehen, daß die ganz besondere unheimliche Natur Huberts in allem, was er sprach und that, alle Zeit recht geflüstert zerstörend, eingriff. Seine Schritte des Freiherrn, als er den Bruder eintreten sah, war ihm nun ganz erklärlich.

W. saß allein in der Gerichtsstube unter dem Mann, als Hubert eintrat, ernster, gelassener als sonst, und mit beinahe wehmüthiger Stimme sprach: „Ich nehme auch die letzten Vorschläge des Bruders an, bewachen Sie, daß ich die zweitausend Friedrichs'or noch heil erhalte, in der Nacht will ich fort — zu Pferde — ganz allein.“ — „Mit dem Gelde?“ frug W. — „Sie haben Recht,“ erwiderte Hubert, „ich weiß, was Sie sagen wollen — die Last! — Stellen Sie es in Wechsel auf Isak Lazarus in R. — Noch in dieser Nacht will ich hin nach R. Es treibt mich von hier fort, der Alte hat seine bösen Geister hier hinein geholt!“ — „Sprechen Sie von Ihrem Vater, Herr Baron?“ frug W. sehr ernst. Huberts Rippen bebten, er hielt sich an dem Stuhl fest, um nicht umzusinken, dann aber sich plötzlich ermannend, rief er: „Also noch heute, Herr Justitarius, und manke, nicht ohne Anstrengung, zur Thür hinaus.“ — „Er sieht jezt ein, daß keine Täuschungen mehr möglich sind, daß er nichts vermag gegen meinen festen Willen,“ sprach der Freiherr, indem er den Wechsel auf Isak Lazarus in R. ausstellte. Eine Last wurde seiner Brust entnommen durch die Abreise des feindseligen Bruders, lange war er nicht so froh gewesen, als bei der Abreisetafel. Hubert hatte sich entschuldigen lassen, alle vermüßten ihn recht gern.

W. wohnte in einem etwas abgelegenen Zimmer, dessen Fenster nach dem Schloßhofe herausgingen. In der Nacht fuhr er plötzlich auf aus dem Schlafe, und es war ihm, als habe ein fernes, klägliches Wimmern ihn aus dem Schlafe geweckt. Mochte er aber auch horchen, wie er wollte, es blieb alles tobtensill, und so mußte er jenen Ton, der ihm in die Ohren geklungen, für die Täuschung eines Traums halten. Ein ganz besonderes Gefühl von Grauen und Angst bemächtigte sich seiner, aber so ganz und gar, daß er nicht im Bette bleiben konnte. Er stand auf und trat ans Fenster. Nicht lange dauerte es, so wurde das Schloßthor geöffnet, und eine Gestalt, mit einer brennenden Kerze in der Hand, trat heraus und schritt über den Schloßhof. W. erkannte in der Gestalt den alten Daniel, und sah, wie er die Schloßthür öffnete, in den Stall hinein ging, und bald darauf ein gefatteltes Pferd heraus brachte. Nun trat aus der Finsterniß eine zweite Gestalt hervor, wohl eingekleidet in einen Pelz, eine Fuchsmütze auf dem Kopf. W. erkannte Hubert, der mit Daniel einige Minuten hindurch heftig sprach, dann aber sich zurückzog. Daniel führte das Pferd wieder in den Stall, verschloß diesen, und eben so die Thür des Schlosses, nachdem er über den Hof, wie er gekommen, zurückgekehrt. — Hubert hatte wegreiten wollen, und sich in dem Augenblick eines andern besonnen, das war nun klar. Eben so aber auch, daß Hubert gewiß mit dem alten Hausverwalter in irgend einem gefährlichen Bündnisse stand. W. konnte kaum den Morgen erwarten, um den Freiherrn von den Ereignissen der Nacht zu unterrichten. Es galt nun wirklich, sich gegen Anschläge des bössartigen Hubert zu waffnen, die sich, wie W. jezt überzeugt war, schon gestern in seinem verstorbenen Wesen kund gethan.

Andern Morgens zur Stunde, wenn der Freiherr aufzustehen pflegte, vernahm W. ein Hin- und Herwachen, Thür auf, Thür zu schlagen, ein verwirrtes Durcheinanderreden und Schreien. Er trat hinaus, und sah überall auf Bediente, die, ohne auf ihn zu achten, mit leichtenblaffen Gesichtern ihm vorbei — Trepp auf —

Trepp ab — hinaus — hinein durch die Zimmer rann-  
ten. Endlich erfuhr er, daß der Freiherr vermist, und  
schon Stunden lang vergebens gesucht werde. — In Ge-  
genwart des Jägers hatte er sich ins Bette gelegt, er  
musste dann aufgefunden, und sich im Schlafrock und  
Pantoffeln, mit dem Armluchter in der Hand, entfernt  
haben, denn eben diese Stücke wurden vermist. W. lief,  
von tüftlicher Abnung getrieben, in den verhängnißvollen  
Saal, dessen Seitenkabinet, gleich dem Vater, Wolf-  
gang zu seinem Schlafgemach gewährt hatte. Die Pforte  
zum Thurm stand weit offen, tief entsezt schrie W. laut  
auf: „Dort in der Tiefe liegt er zerstückert!“ —  
Gewar dem so. Schme war gefallen, so daß man von  
oben herab nur den zwischen den Steinen hervorragenden  
harten Arm des Unglücklichen deutlich wahrnehmen  
konnte. Viele Stunden gingen hin, ehe es den Arbeitern  
 gelang, mit Lebensgefahr, auf zusammengebundenen  
Leitern, herab zu steigen, und dann den Leichnam an  
Seilen heraufzuziehen. Im Krampf der Todesangst  
hatte der Baron den silbernen Armluchter fest gepackt,  
die Hand, die ihn noch fest hielt, war der einzige unver-  
sehrte Theil des ganzen Körpers, der sonst durch das  
Ansprallen an die spitzen Steine auf das gräßlichste zer-  
schellt worden.

Alle Jurien der Verzweiflung im Antlitz stürzte Hu-  
bert herbei, als die Leiche eben hinaufgeborgen, und in  
dem Saal, gerade an der Stelle auf einen breiten Tisch  
gelegt worden, wo vor wenigen Wochen der alte Robe-  
rich lag. Niedergeschmettert von dem gräßlichen Anblick  
brüllte er: „Bruder — o mein armer Bruder — nein,  
das hab' ich nicht ersehnt von den Teufeln, die über mir  
waren!“ — W. erbete vor dieser verhängnißvollen Rede,  
es war ihm so, als müsse er zufahren auf Hubert, als  
den Mörder seines Bruders. — Hubert lag von Sinnen  
auf dem Fußboden, man brachte ihn ins Bette, und er  
erholte sich, nachdem er stärkende Mittel gebraucht,  
ziemlich bald. Sehr bleich, düstern Gram im halb er-  
loschenen Auge, trat er dann bei W. ins Zimmer, und  
sprach, indem er vor Mattigkeit nicht fähig zu stehen,  
sich langsam in einen Lehnstuhl niederließ: „Ich habe  
meines Bruders Tod gesehnt, weil der Vater ihm den  
besten Theil des Erbes zugewandt durch eine thörichte Stif-  
tung — jetzt hat er den Tod gefunden auf schreckliche  
Weise — ich bin Majoratsherr, aber mein Herz ist  
jermalm, ich kann, ich werde niemals glücklich seyn. Ich  
bestätige Sie im Amte, Sie erhalten die ausgedehnten  
Vollmachten Rücksichts der Verwaltung des Ma-  
jorats, auf dem ich nicht zu haufen vermag!“ — Hubert  
verließ das Zimmer, und war in ein paar Stunden  
schon auf dem Wege nach R. Es schien, daß der un-  
glückliche Wolfgang in der Nacht aufgestanden war,  
und sich vielleicht in das andere Kabinet, wo eine Bi-  
bliothek aufgestellt, begeben wollen. In der Schlaftrun-  
kenheit verfehlte er die Thür, öffnete statt derselben die  
Pforte, schritt vor, und stürzte hinab. Diese Erklä-  
rung enthielt indessen immer viel Erzwungenes. Konnte  
der Baron nicht schlafen, wollte er sich noch ein Buch  
aus der Bibliothek holen, um zu lesen, so schloß dieses  
alle Schlaftrunkenheit aus, aber nur so war es möglich,  
die Thür des Kabinetts zu verfehlen, und statt dieser die  
Pforte zu öffnen. Ueberdem war diese fest verschlossen  
und mußte erst mit vieler Mühe aufgeschlossen werden.  
„Ach,“ fing endlich, als W. diese Unwahrscheinlich-  
keiten vor versammelter Dienerschaft entwickelte, des  
Freiherrn Jäger, Franz geheissen, an: „Ach, lieber  
Herr Justitiarius, so hat es wohl sich nicht zutragen  
sollen!“ — „Wie denn anders?“ fuhr ihn W. an.  
Franz, ein ehrlicher treuer Kerl, der seinem Herrn  
hatte ins Grab folgen mögen, wollte aber nicht vor  
den andern mit der Sprache heraus, sondern behielt

sich vor, das, was er davon zu sagen wisse, dem  
Justitiarius allein zu vertrauen. W. erfuhr nun, daß  
der Freiherr zu Franz sehr oft von den vielen Schät-  
zen sprach, die da unten in dem Schutt begraben  
lägen, und daß er oft, wie vom bösen Geist getrie-  
ben, zur Nachtzeit noch die Pforte, zu der den  
Schlüssel ihm Daniel hatte geben müssen, öffnete und  
mit Sehnsucht hinabschaute in die Tiefe nach den ver-  
meintlichen Reichthümern. Gewiß war es nun wohl  
also, daß in jener verhängnißvollen Nacht der Freiherr,  
nachdem ihn der Jäger schon verlassen, noch einen  
Gang nach dem Thurm gemacht, und ihn dort ein plöz-  
licher Schwindel erfaßt und herabgestürzt hatte. Da-  
niel, der von dem entseztlichen Tode des Freiherrn auch  
sehr erschüttert schien, meinte, daß es gut seyn würde,  
die gefährliche Pforte fest vermauern zu lassen, welches  
dann auch gleich geschah. Freiherr Hubert von R.,  
jetziger Majoratsbesitzer, ging, ohne sich wieder in  
R. . . sitzen sehen zu lassen, nach Curland zurück. W. er-  
hielt alle Vollmachten, die zur unumschränkten Ver-  
waltung des Majorats nöthig waren. Der Bau des  
neuen Schlosses unterblieb, wogegen so viel möglich  
das alte Gebäude in guten Stand gesetzt wurde. Schon  
waren mehrere Jahre verflossen, als Hubert zum ersten  
Mal zur späten Herbstzeit sich in R. . . sitzen einfand,  
und nachdem er mehrere Tage mit W. in seinem Zim-  
mer eingeschlossen zugebracht, wieder nach Curland zu-  
rückging. Bei seiner Durchreise durch R. hatte er bei  
der dortigen Landesregierung sein Testament nieder-  
gelegt.

Während seines Aufenthalts in R. . . sitzen sprach  
der Freiherr, der in seinem tiefsten Wesen ganz geän-  
dert schien, viel von Ahnungen eines nahen Todes.  
Diese gingen wirklich in Erfüllung; denn er starb  
schon das Jahr darauf. Sein Sohn, wie er Hubert ge-  
heissen, kam schnell herüber von Curland, um das reiche  
Majorat in Besiz zu nehmen. Ihm folgten Mutter und  
Schwester. Der Jüngling schien alle bösen Eigenschaf-  
ten der Vorfahren in sich zu vereinen; er bewies sich als  
stolz, hochfahrend, ungestüm, habgierig, gleich in den  
ersten Augenblicken seines Aufenthalts in R. . . sitzen.  
Er wollte auf der Stelle vieles ändern lassen, welches  
ihm nicht bequem, nicht gebüßig schien; den Koch warf  
er zum Hause hinaus; den Kutscher versuchte er zu  
prügeln, welches aber nicht gelang, da der baumstarke  
Kerl die Frechheit hatte, es nicht leiden zu wollen;  
kurz, er war im besten Juge, die Rolle des strengen  
Majoratsherrn zu beginnen, als W. ihm mit Ernst und  
Festigkeit entgegen trat, sehr bestimmt versichernd: „Kein  
Stuhl solle hier gerückt werden, keine Raze das Haus  
verlassen, wenn es ihr sonst noch darin gefalle, vor Er-  
öffnung des Testaments.“ „Sie unterstehen sich hier  
dem Majoratsherrn“ — fing der Baron an. W. ließ  
den vor Wuth schäumenden Jüngling jedoch nicht aus-  
reden, sondern sprach, indem er ihn mit durchbohrenden  
Blickten maß: „Keine Uebereilung, Herr Baron! —  
Durchaus dürfen Sie hier nicht regieren wollen vor  
Eröffnung des Testaments; jetzt bin ich, ich allein hier  
Herr, und werde Gewalt mit Gewalt zu vertreiben  
wissen. Gernern Sie sich, daß ich kraft meiner Voll-  
macht als Vollzieher des väterlichen Testaments, kraft  
der getroffenen Verfügungen des Gerichts berechtigt bin,  
Ihnen den Aufenthalt hier in R. . . sitzen zu versagen,  
und ich rathe Ihnen, um das Unangenehme zu ver-  
hüten, sich ruhig nach R. zu begeben.“ Der Ernst des  
Gerichtshalters, der entschiedene Ton, mit dem er  
sprach, gab seinen Worten gebüßigen Nachdruck, und  
so kam es, daß der junge Baron, der mit gar zu spizi-  
gen Hörnern anlaufen wollte wider den festen Bau, die  
Schwäche seiner Waffen fühlte, und für gut fand, im



Mückzuge seine Beschämung mit einem höhnischen Gesächter auszugleichen.

Drei Monate waren verfloßen und der Tag gekommen, an dem, nach dem Willen des Verstorbenen, das Testament in K., wo es niedergelegt worden, eröffnet werden sollte. Außer den Gerichtspersonen, dem Baron und B. befand sich noch ein junger Mensch von edlem Ansehen in dem Gerichtssaal, den B. mitgebracht, und den man, da ihm ein eingeknüpftes Altkleid aus dem Busen hervorragte, für B. s. Schreiber hielt. Der Baron sah ihn, wie er es beinahe mit allen übrigen machte, über die Achsel an, und verlangte stürmisch, daß man die langweilige überflüssige Ceremonie nur schnell und ohne viele Worte und Schreiberereien abmachen solle. Er begreife nicht, wie es überhaupt in dieser Erbangelegenheit, wenigstens Hinsichts des Majorats, auf ein Testament ankommen könne, und werde, in so fern hier irgend etwas verfügt seyn solle, es lediglich von seinem Willen abhängen, das zu beachten oder nicht. Hand und Siegel des verstorbenen Vaters erkannte der Baron an, nachdem er einen stüchtigen mürrischen Blick darauf geworfen, dann, indem der Gerichtschreiber sich zum lauten Ablesen des Testaments anschickte, schaute er gleichgültig nach dem Fenster hin, den rechten Arm nachlässig über die Stuhllehne geworfen, den linken Arm gelohnt auf den Gerichtstisch, und auf dessen grüner Decke mit den Fingern trommelnd. Nach einem kurzen Eingange erklärte der verstorbene Freiherr Hubert von K., daß er das Majorat niemals als wirklicher Majoratsherr besessen, sondern dasselbe nur Namens des einzigen Sohnes des verstorbenen Freiherrn Wolfgang von K., nach seinem Großvater Roderich geheißen, verwaltet habe; dieser sey derjenige, dem nach der Familien-Succession durch seines Vaters Tod das Majorat zugefallen. Die genauesten Rechnungen über Einnahme und Ausgabe, über den vorzufindenden Bestand u. s. w. würde man in seinem Nachlaß finden. Wolfgang von K., so erzählte Hubert in dem Testament, lernte auf seinen Reisen in Genf das Fräulein Julie von St. Val kennen, und faßte eine solche heftige Neigung zu ihr, daß er sich nie mehr von ihr zu trennen beschloß. Sie war sehr arm, und ihre Familie, unerachtet von gutem Adel, gehörte eben nicht zu den glänzendsten. Schon deshalb durfte er auf die Einwilligung des alten Roderich, dessen ganzes Streben dahin ging, das Majoratshaus auf alle nur mögliche Weise zu erheben, nicht hoffen. Er wagte es dennoch, von Paris aus dem Vater seine Neigung zu entdecken; was aber voraus zu sehen, geschah wirklich, indem der Aste bestimmt erklärte, daß er schon selbst die Braut für den Majoratsherrn erkohren, und von einer andern niemals die Rede seyn könne. Wolfgang, statt, wie er sollte, nach England hinüberzuschiffen, kehrte unter dem Namen Born nach Genf zurück, und vermählte sich mit Julien, die ihm nach Verlauf eines Jahres den Sohn gebahr, der mit dem Tode Wolfgangs Majoratsherr wurde. Darüber, daß Hubert, von der ganzen Sache unterrichtet, so lange schwieg, und sich selbst als Majoratsherr geriet, waren verschiedene Ursachen angeführt, die sich auf frühere Verabredungen mit Wolfgang bezogen, indessen unzureichend und aus der Luft gegriffen schienen. —

Wie vom Donner gerührt starrte der Baron den Gerichtschreiber an, der mit eintöniger schnarrender Stimme alles Unheil verkündete. Als er geendet, stand B. auf, nahm den jungen Menschen, den er mitgebracht, bei der Hand, und sprach, indem er sich gegen die Anwesenden verbeugte: „Hier, meine Herren, habe ich die Ehre, Ihnen den Freiherrn Roderich von K., Majoratsherrn von K. s. s. vorstellen!“ Baron Hubert

blickte den Jüngling, der, wie vom Himmel gefallen, um das reiche Majorat, um die Hälfte des freien Vermögens in Curland brachte, verhaltenen Grimms im glühenden Auge, an, drohte dann mit geballter Faust, und rannte, ohne ein Wort hervorbringen zu können, aus dem Gerichtssaal hinaus. Von den Gerichtspersonen wurde aufgefordert, holte jetzt Baron Roderich die Urkunden hervor, die ihn als die Person, für die er sich ausgeben legitimiren sollten. Er überreichte den besaulwichtigen Zugang aus den Registern der Kirche, wo sein Vater getrauen lassen, worin bezeugt wurde, daß an demselben Tage der Kaufmann Wolfgang Born, geboren in K., mit dem Fräulein Julie von St. Val, in Gegenwart der genannten Personen, durch priesterliche Segnung getraut worden. Eben so hatte er seinen Anschein (er war in Genf als von dem Kaufmann Born mit seiner Gemahlin Julie, geb. von St. Val, in früherer Ehe erzeugtes Kind getauft worden), verschickten Briefe seines Vaters an seine schon längst verstorbene Mutter, die aber alle nur mit B. unterzeichnet waren.

B. sprach alle diese Papiere mit finstern Gesichte durch, und sprach ziemlich bekümmert, als er sie wieder zum menschluch: „Nun, Gott wird helfen!“ —

Schon andern Tages reichte der Freiherr Hubert von K. durch einen Advokaten, den er zu seinem Rechtsfreunde erkohren, bei der Landesregierung in K. eine Vorstellung ein, worin er auf nichts weniger antrug, als sofort die Uebergabe des Majorats R. s. s. an ihn zu veranlassen. Es verstehe sich von selbst, sagte der Advokat, daß weder testamentarisch, noch auf irgend eine andere Weise, der verstorbene Freiherr Hubert von K. habe über das Majorat verfügen können. Jenes Testament sey also nichts anders, als die aufgeschriebene und gerichtlich übergebene Aussage, nach welcher der Freiherr Wolfgang von K. das Majorat an einen Sohn vererbt haben solle, der noch lebe, die keine höhere Beweiskraft, als jede andere irgend eines Zeugen haben, und also unmöglich die Legitimation des angeblichen Freiherrn Roderich von K. bewirken könne. Vielmehr sey es die Sache dieses Prätendenten, sein vorgebliches Ereredit, dem hiermit ausdrücklich widersprochen werde, im Wege des Prozesses darzuthun, und das Majorat, welches jetzt nach dem Recht der Succession dem Baron Hubert von K. zugefallen, zu vindiciren. Durch den Tod des Vaters sey der Besitz unmittelbar auf den Sohn übergegangen; es habe keiner Erklärung über den Erbschaftsantritt bedurft, da der Majoratsfolge nicht entsagt werden könne, mithin dürfe der jetzige Majoratsherr in dem Besitz nicht durch ganz illiquide Ansprüche turbirt werden. Was der Verstorbene für Grund gehabt habe, einen andern Majoratsherrn aufzustellen, sey ganz gleichgültig, nur werde bemerkt, daß er selbst, wie aus den nachgelassenen Papieren erforderlichen Falls nachgewiesen werden könnte, eine Liebchaft in der Schweiz gehabt habe, und so vielleicht der angebliche Brudersohn der eigne, in einer verbotenen Liebe erzeugte, dem er in einem Anfall der Neue das reiche Majorat zuwenden wollen. —

So sehr auch die Wahrscheinlichkeit für die im Testament behaupteten Umstände sprach, so sehr auch der Richter hauptsächlich die letzte Wendung, in der der Sohn sich nicht scheute, den Verstorbenen eines Verbrechen anzuklagen, empörte, so blieb doch die Ansicht der Sache, wie sie aufgestellt worden, die richtige, und waren rastlosen Bemühungen B. s. s. der bestimmten Versicherung, daß der die Legitimation des Freiherrn Roderich von K. bewirkende Beweis in kurzer Zeit auf das vollständigste geführt werden sollte, konnte es gelingen, daß die Uebergabe des Majorats noch ausgesetzt und die Fortdauer der Administration bis nach entschiedener Sache verlegt wurde.

W. sah nur zu gut ein, wie schwer es ihm werden würde, sein Versprechen zu halten. Er hatte alle Briefschöffen des alten Roderich durchstöbert, ohne die Spur eines Briefes oder sonst eines Auftrages zu finden, der Bezug auf jenes Verhältniß Wolfgang's mit dem Fräulein von St. Val gehabt hätte. Gedankenvoll saß er in W. sitzen in dem Schlafkabinett des alten Roderich, das er ganz durchsucht, und arbeitete an einem Auftrage für den Notar in Genf, der ihm als ein scharfsinniger thätiger Mann empfohlen worden, und der ihm einige Notizen schreiben sollte, die die Sache des jungen Freiherrn ins Klare bringen konnten. — Es war Mitternacht worden, der Vollmond schien hell hinein in den anstossenden Saal, dessen Thür offen stand. Da war es, als schritte jemand langsam und schwer die Treppe herauf und hüte und klappere mit Schlüssel. W. wurde aufmerksam, er stand auf, ging in den Saal, und vernahm nun deutlich, daß jemand sich durch den Flur der Thür des Saals nahte. Bald darauf wurde diese geöffnet, und ein Mensch mit leichtenblassem entstellten Antlitz in Nachtkleidern, in der einen Hand den Armleuchter mit brennenden Kerzen, in der andern den großen Schlüsselbund, trat langsam herein. W. erkannte augenblicklich den Fehnwolter, und war im Begriff ihm zuzurufen, was er so spät in der Nacht wolle, als ihn in dem ganzen Wesen des Alten, in dem zum Tode erstarreten Antlitz etwas Unheimliches, gespenstisches mit Gesichte anhauchte. Er erkannte, daß er einen Nachtwandler vor sich habe. Der Alte ging mit gemessenen Schritten quer durch den Saal, gerade los auf die vermauerte Thür, die ehemals zum Thurm führte. Dicht vor derselben blieb er stehen, und stieß aus tiefer Brust einen heulenden Laut aus, der so entsetzlich in dem ganzen Saale widerhallte, daß W. erbebte vor Grausen. Dann, den Armleuchter auf den Fußboden gestellt, den Schlüsselbund an den Gürtel gehängt, fing Daniel an mit beiden Händen an der Mauer zu kratzen, daß bald das Blut unter den Nägeln hervorquoll, und dabei söhnte er und schrie, wie gepeiniget von einer namenlosen Todesqual. Nun legte er das Ohr an die Mauer, als wolle er irgend etwas erlauschen, dann winkte er mit der Hand, wie jemanden beschwichtigend, bückte sich, den Armleuchter wieder vom Boden aufhebend, und schlich mit leisen gemessenen Schritten nach der Thüre zurück. W. folgte ihm behutsam mit dem Leuchter in der Hand. Es ging die Treppe herab, der Alte schloß die große Hauptthür des Schlosses auf, W. schlüpfte geschickt hindurch; nun begab er sich nach dem Stall, und nachdem er zu W. 6 tiefem Erstaunen den Armleuchter so geschickt hingestellt hatte, daß das ganze Gebäude genugsam erleuchtet wurde, ohne irgend eine Gefahr, holte er Sattel und Jeng herbei, und rüstete mit großer Sorglichkeit, den Gurt fest, die Steigbügel hinausschnallend, ein Pferd aus, das er losgebunden von der Krippe. Nachdem er noch ein Bündel Haare über den Stirnriemen weg durch die Hand gezogen, nahm er, mit der Zunge schnalzend und mit der einen Hand ihm den Hals klopfend, das Pferd beim Jügel und führte es heraus. Draußen im Hofe blieb er einige Sekunden stehen in der Stellung, als erhalte er Befehle, die er kopfnickend auszuführen versprach. Dann führte er das Pferd zurück in den Stall, sattelte es wieder ab, und band es an die Krippe. Nun nahm er den Armleuchter, verschloß den Stall, kehrte in das Schloß zurück, und verschwand endlich in sein Zimmer, das er sorgfältig verriegelte. W. fühlte sich von diesem Auftritt im Innersten ergriffen, die Meinung einer entsetzlichen That erhob sich vor ihm wie ein schwarzes höllisches Gespenst, das ihn nicht mehr verließ. Ganz erfüllt von der bedrohlichen Lage seines Schicksals, glaubte er wenigstens das, was er gesehen,

nügen zu müssen zu seinem Besten. Andern Tages, es wollte schon die Dämmerung einbrechen, kam Daniel in sein Zimmer, um irgend eine sich auf den Hausstand beziehende Anweisung einzuholen. Da faßte ihn W. bei beiden Armen, und fing an, indem er ihn zutraulich in den Sessel niederdrückte: „Höre, alter Freund Daniel! lange habe ich Dich fragen wollen, was hältst Du denn von dem verworrenen Kram, den uns Huberts sonderbares Testament über den Hals gebracht hat? — Glaubst Du denn wohl, daß der junge Mensch wirklich Wolfgang's in rechtmäßiger Ehe erzeugter Sohn ist?“ Der Alte, sich über die Lehne des Stuhls wegbeugend und W. 6 starr auf ihn gerichteten Blicken ausweichend, rief mürrisch: „Pah! — er kann es seyn, er kann es auch nicht seyn. Was schiert's mich? mag nun hier Herr werden, wer da will.“ — „Aber ich meine,“ fuhr W. fort, indem er dem Alten näher rückte, und die Hand auf seine Schulter legte, „da Du des alten Freiherrn ganzes Vertrauen hattest, so verschwiege er Dir gewiß nicht die Verhältnisse seiner Söhne. Er erzählte Dir von dem Bündniß, das Wolfgang wieder seinen Willen geschlossen?“ — „Ich kann mich auf dergleichen gar nicht besinnen,“ erwiderte der Alte, indem er auf ungezogene Art laut gähnte. — „Du bist schläfrig, Alter,“ sprach W., „hast Du vielleicht eine unruhige Nacht gehabt?“ — „Daß ich nicht wüßte,“ entgegnete der Alte frostig, „aber ich will nun gehen und das Abendessen bestellen.“ Hiemit erhob er sich schwerfällig vom Stuhl, indem er sich den gekrümmten Rücken rieb und abermals und zwar noch lauter gähnte als zuvor. „Bleibe doch noch, Alter,“ rief W. indem er ihn bei der Hand ergriff und zum Sitzen nöthigen wollte, der Alte blieb aber vor dem Arbeitstisch stehen, auf den er sich mit beiden Händen stemmte, den Leib übergebogen nach W. hin, und mürrisch fragend: „Nun was soll's denn, was schiert mich das Testament, was schiert mich der Streit um das Majorat?“ — „Davon,“ fiel ihm W. in die Rede, „wollen wir auch gar nicht sprechen: von etwas ganz Andern, lieber Daniel! — Du bist mürrisch, Du gähnst, das alles zeugt von besonderer Abspannung, und nun möcht' ich beinahe glauben, daß Du es wirklich gewesen bist, in dieser Nacht.“ — „Was bin ich gewesen in dieser Nacht?“ frug der Alte, in seiner Stellung verharrend. „Als ich,“ sprach W. weiter, „gestern Mitternacht dort oben in dem Kabinett des alten Herrn neben dem großen Saal saß, kamst Du zur Thüre herein, ganz starr und bleich, schrittest auf die zugemauerte Thür los, kratztest mit beiden Händen an der Mauer und söhntest, als wenn Du große Quaalen empfändest. Bist Du denn ein Nachtwandler, Daniel?“ Der Alte sank zurück in den Stuhl, den ihm W. schnell unterschob. Er gab keinen Laut von sich, die tiefe Dämmerung ließ sein Gesicht nicht erkennen, W. bemerkte nur, daß er kurz Athem holte und mit den Zähnen klapperte. — „Ja,“ fuhr W. nach kurzem Schweigen fort, „es ist ein eignes Ding mit den Nachtwandlern. Andern Tages wissen sie von diesem sonderbaren Zustande, von Allem, was sie wie in vollem Wachen begonnen haben, nicht das allermindeste.“ — Daniel blieb still. — „Aehnliches,“ sprach W. weiter, „wie gestern mit Dir, habe ich schon erlebt. Ich hatte einen Freund, der stellte, so wie Du, trat der Vollmond ein, regelmäßig nächtliche Wanderungen an. Ja, manchmal setzte er sich hin und schrieb Briefe. Am merkwürdigsten war es aber, daß, fing ich an ihm ganz leise in's Ohr zu flüstern, es mir bald gelang ihn zum Sprechen zu bringen. Er antwortete gehörig auf alle Fragen und selbst das, was er im Wachen sorglich verschwiegen haben würde, floß nun unwillkürlich, als könne er der Kraft nicht widerstehen, die auf ihn einwirkte, von seinen Lippen. — Der Teufel! ich glaube, verschwiege ein Mondsichtiger irgend eine

begangene Unthat noch so lange, man könnte sie ihm abfragen in dem seltsamen Zustande. — Wohl dem, der ein reines Gewissen hat, wie wir beide, guter Daniel, wir können schon immer Nachtwandler seyn, uns wird man kein Verbrechen abfragen. — Aber höre Daniel, gewiß willst Du herauf in den astronomischen Thurn, wenn Du so abschaulich an der zugemauerten Thüre kragest? — Du willst gewiß laboriren wie der alte Roderich? — Nun, das werd' ich Dir nächstens abfragen!" — Der Alte hatte, während W. dieses sprach, immer stärker und stärker gezittert, jetzt flog sein ganzer Körper von heillosen Krampf hin und hergeworfen, und er brach aus in ein gellendes, unverständiges Geplapper. W. schellte die Diener herauf. Man brachte Lichter, der Alte ließ nicht nach, wie ein willkürliches bewegtes Turmat hob man ihn auf und brachte ihn in's Bette. Nachdem beinahe eine Stunde dieser heillosen Zustand gedauert, versiel er in tiefer Ohnmacht ähnlichen Schlaf. Als er erwachte, verlangte er Wein zu trinken, und als man ihm diesen gereicht, trieb er den Diener, der bei ihm wachen wollte, fort und verschloß sich, wie gewöhnlich, in sein Zimmer. W. hatte wirklich beschlossen, den Versuch anzustellen, in dem Augenblick als er davon gegen Daniel sprach, wie wohl er sich selbst gesehen mußte, einmal, daß Daniel, vielleicht erst jetzt von seiner Mondsucht unterrichtet, alles anwenden werde, ihm zu entgehen, dann aber, daß Gesändnisse in diesem Zustande abgelegt, eben nicht geeignet seyn würden darauf weiter fortzubauen. Dem unerachtet begab er sich gegen Mitternacht in den Saal, hoffend, daß Daniel, wie es in dieser Krankheit geschieht, gezwungen werden würde, willkürlich zu handeln. Um Mitternacht erhob sich ein großer Lärm auf dem Hofe. W. hörte deutlich ein Fenster einschlagen, er eilte herab und als er die Gänge durchschritt, wallte ihm ein sinkender Dampf entgegen, der, wie er bald gewahrte, aus dem geöffneten Zimmer des Hausverwalters herausquoll. Diesen brachte man eben todtstarr herausgetragen, um ihn in einem andern Zimmer ins Bette zu legen. Um Mitternacht wurde ein Knecht, so erzählten die Diener durch ein seltsames, dumpfes Pochen geweckt, er glaubte dem Alten sey etwas zugestoßen und schickte sich an aufzusehen, um ihm zu Hülfe zu kommen, als der Wächter auf dem Hofe laut rief: Feuer, Feuer! in der Stube des Herrn Verwalters brennt's sicher! — Auf dieß Geschrei waren gleich mehrere Diener bei der Hand, aber alles Mühen die Thür des Zimmers einzubrechen, blieb umsonst. Nun eilten sie heraus auf den Hof, aber der entschlossene Wächter hatte schon das Fenster des niedrigen, im Erdgeschosse befindlichen Zimmers eingeschlagen und die brennenden Gardinen zerabgerissen, worauf ein paar hineingegossene Eimer Wasser den Brand augenblicklich löschten. Den Hausverwalter fand man mitten im Zimmer auf der Erde liegend in tiefer Ohnmacht. Er hielt noch fest den Armleuchter in der Hand, dessen brennende Kerzen die Gardinen erfaßt, und so das Feuer veranlaßt hatten. Brennende herabfallende Lappen hatten dem Alten die Augenbrauen und einen guten Theil Kopfhaare weggeseugt. Bemerkte der Wächter nicht das Feuer, so hätte der Alte hüßlos verbrennen müssen. Zu nicht geringer Verwunderung fanden die Diener, daß die Thür des Zimmers von innen durch zwei ganz neu angeschobene Kiesel, die noch den Abend vorher nicht da gewesen, verwahrt war. W. sah ein, daß der Alte sich hatte das Hinausgehen aus dem Zimmer unmöglich machen wollen; widerstehen konnte er dem blinden Triebe nicht. Der Alte versiel in eine ernste Krankheit; er sprach nicht, er nahm nur wenig Nahrung zu sich und starb, wie fest geklammert von einem entsetzlichen Gedankens, mit Wicken, in denen sich der Tod malte, vor

sich hin. W. glaubte daß der Alte von dem Feuer nicht ersehen werde. Alles, was sich für seinen Schicksal thun ließ, hatte W. gethan, er mußte ruhig den Erfolg abwarten, und wollte deshalb nach R. zurück. Die Abreise war für den folgenden Morgen bestimmt. W. packte spät Abends seine Scripturen zusammen, da hat ihm ein kleines Packet in die Hände, welches ihm der Freiherr Hubert von R. versiegelt und mit der Handschrift: „Nach Eröffnung meines Testaments zu lesen" zugestellt, und das er unbegreiflicher Weise noch nicht beobachtet hatte. Er war im Begriff dieses Packet zu entriegeln, als die Thür aufging und mit leisen, gespenstischen Schritten Daniel hereintrat. Er legte eine schwarze Kappe, die er unter dem Arm trug, auf den Schreibtisch, dann mit einem tiefen Todesstufte auf beide Kniee sinkend, W. . . . s Hände mit den seinen krampfhaft fassend, sprach er hebl und dumpf, wie aus tiefem Grabe: „Auf dem Schaffott stürb' ich nicht gern! — der dort oben richtet!" — dann richtete er sich unter angstvollem Keuchen mühsam auf und verließ das Zimmer wie er gekommen.

W. brachte die ganze Nacht hin, alles das zu lesen, was die schwarze Kappe und Huberts Paket enthielt. Beides hing genau zusammen, und bestimmte von selbst die weitem Maßregeln, die nun zu ergreifen. So kam W. in R. angekommen, begab er sich zum Freiherrn Hubert von R., der ihn mit rauhem Stoß empfing. Die merkwürdige Folge einer Unterredung, welche W. tags anfang und bis spät in die Nacht hinein ununterbrochen fortbauerte, war aber, daß der Freiherr am andern Tages vor Gericht erklärte, daß er den Präsidenten des Majorats dem Testamente seines Vaters gemäß für den in rechtsgültiger Ehe von dem ältesten Sohn des Freiherrn Roderich von R., Wolfgang von R., mit dem Fräulein Julie von St. Val erzeugten Sohn, mittelst für den rechtsgültig legitimirten Majorats-Erben anerkenne. Als er von dem Gerichtssaal herabstieg, fand sein Wagen mit Postpferden vor der Thüre, er stieg schnell ab und ließ Mutter und Schwester zurück. Sie würden ihn vielleicht nie wieder sehen, hatte er ihnen mit andern räthselhaften Aeußerungen geschrieben. Roderich's Erstaunen über diese Wendung, die die Eheliche nahm, war nicht gering; er drang in W. ihm doch was zu erklären, wie dieß Wunder habe bewirkt werden können, welche geheimnißvolle Macht im Spiele sey. W. vertröstete ihn indessen auf künftige Zeiten, und sprach, wenn er Besitz genommen haben würde von dem Majorat. Die Uebergabe des Majorats konnte nemlich deshalb nicht geschehen, weil nun die Gerichte, nicht befriedigt durch jene Erklärung Hubert's, außerdem die vollständige Legitimation Roderich's verlangten. W. bot dem Freiherrn die Wohnung in R. . . . sitzen an, und setzte hinzu: daß Hubert's Mutter und Schwester, durch seine schnelle Abreise in augenblickliche Verlegenheit gesetzt, den künftigen Aufenthalt auf dem Stammgute der geräuschvolleren Stadt vorziehen würden. Das Entzücken, womit Roderich den Gedanken ergriff, mit der Boronia und ihrer Tochter wenigstens eine Zeitlang unter einem Dache zu wohnen, bewies, welchen tiefen Eindruck Seraphine, das holde, anmuthige Kind, auf ihn gemacht hatte. In der That wußte der Freiherr seinen Aufenthalt in R. . . . sitzen so gut zu benutzen, daß er, wenige Wochen waren vergangen, Seraphinens innige Liebe und der Mutter beifällige Wort zur Verbindung mit ihr gewonnen hatte. Dem W. war das Alles zu schnell, da das jetzt Roderich's Legitimation als Majorats-Erbe von R. . . . sitzen noch immer zweifelhaft geblieben. Briefe aus Curland unterbrachen das Idyllleben auf dem Schlosse. Hubert hatte sich gar nicht auf den Hülfssehen lassen, sondern war unmittelbar nach Petersburg

gegangen, dort in Militärdienste getreten, und stand jetzt im Felde gegen die Perser, mit denen Rußland gerade im Kriege begriffen. Dies machte die schnelle Abreise der Baronin mit ihrer Tochter nach den Gütern, wo Unordnung und Verwirrung herrschte, nöthig. Roderich, der sich schon als den aufgenommenen Sohn betrachtete, unterließ nicht die Geliebte zu begleiten, und so wurde, da B. ebenfalls nach R. zurückkehrte, das Schloß einsam wie vorher. Des Hausverwalters böse Krankheit wurde schlimmer und schlimmer, so daß er nicht mehr daraus zu ersehen glaubte, sein Amt würde einem alten Jäger, Wolfgangs treuem Diener, Franz gebohren, übertragen. Endlich nach langem Harren erhielt B. die günstigsten Nachrichten aus der Schweiz. Der Pfarrer, der Roderichs Trauung vollzogen, war längst gestorben, indessen fand sich in dem Kirchenbuche von seiner Hand notirt, daß derjenige, den er unter dem Namen Born mit dem Fräulein Julie St. Val ehelich verbunden, sich bei ihm als Freiherr Wolfgang von R., ältesten Sohn des Freiherrn Roderich von R. auf R., vollständig legitimirt habe. Außerdem wurden noch zwei Trauzugungen, ein Kaufmann in Genf, und ein alter französischer Kapitän, der nach Lyon gezogen, angemittelt, denen Wolfgang ebenfalls sich entbedt hatte, und ihre eidlichen Aussagen bekräftigten den Bemarkt des Pfarrers im Kirchenbuche. Mit den in rechtlicher Form ausgefertigten Verhandlungen in der Hand führte nun B. den vollständigen Nachweis der Rechte seines Vaters, und nichts stand der Uebergabe des Majorats im Wege, die im künftigen Herbst erfolgen sollte. Hubert war gleich in der ersten Schlacht, der er beivohnte, geblieben; ihn hatte das Schicksal seines jüngeren Bruders, der ein Jahr vor seines Vaters Tode ebenfalls im Felde blieb, getroffen; so fielen die Güter in Curland der Baroness Seraphine von R. zu, und wurden eine schöne Mitgift für den überglücklichen Roderich.

Der November war angebrochen, als die Baronin, Roderich mit seiner Braut in R. s. s. anlangte. Die Uebergabe des Majorats erfolgte und dann Roderichs Verbindung mit Seraphinen. Manche Woche verging im Dammel der Lust, bis endlich die übersättigten Gäste nach und nach das Schloß verließen zur großen Zufriedenheit B. s., der von R. s. s. nicht schaden wollte, ohne den jungen Majorats Herrn auf das genaueste einzuweißen in alle Verhältnisse des neuen Besitzthums. Mit der strengsten Genauigkeit hatte Roderichs Rhein die Rechnungen über Einnahme und Ausgabe geführt, so daß, da Roderich nur eine geringe Summe jährlich zu seinem Unterhalt bekam, durch die Ueberschüsse der Einnahme jenes baare Capital, das man in des alten Freiherrn Nachlaß vorfand, einen bedeutenden Zuschuß erhielt. Nur in den ersten drei Jahren hatte Hubert die Einkünfte des Majorats in seinen Nutzen verwandt, darüber aber ein Schuldinstrument ausgehellt und es auf den ihm zustehenden Antheil der Güter in Curland versichern lassen. — B. hatte seit der Zeit, als ihm Daniel als Nachtwandler erschien, das Schlafgemach des alten Roderich zu seinem Wohnzimmer gewählt, um desto sicherer das ersuchen zu können, was ihm Daniel nachher freiwillig offenbarte. So kam es, daß dieß Gemach und der anstoßende große Saal der Ort blieb, wo der Freiherr mit B. im Geschäft zusammen kam. Da saßen nun beide beim hellrothenden Kaminfeuer an dem großen Tische, B. mit der Feder in der Hand, die Summen notirend und den Reichtum des Majorats Herrn berechnend, dieser mit aufgestemtem Arm hineinblinzeln in die aufgeschlagenen Rechnungsbücher, in die gemächlichen Dokumente. Keiner vernahm das dumpfe

Brausen der See, das Angstgeschrei der Möven, die das Unwetter verkündend im Hin- und Herflattern an die Fensterscheiben schlugen, keiner achtete des Sturms, der um Mitternacht heraufgekommen in wildem Losen das Schloß durchsautte, so daß alle Unkenstimmen in den Gaminen, in den engen Gängen erwachten und widerlich durcheinander piffen und heulten. Als endlich nach einem Windstoß, vor dem der ganze Bau erdröhnte, plötzlich der ganze Saal im düstern Feuer des Vollmonds stand, rief B. : „Ein böses Wetter!“ — Der Freiherr, ganz vertieft in die Aussicht des Reichthums, der ihm zugefallen, erwiederte gleichgültig, indem er mit zufriednem Lächeln ein Blatt des Einnahmebuchs umschlug : „In der That, sehr stürmisch.“ Aber wie fuhr er von der eisigen Faust des Schreckens berührt in die Höhe, als die Thür des Saals aufsprang, und eine bleiche, gespenstische Gestalt sichtbar wurde, die den Tod im Antlitz hineinschritt. Daniel, den B. so wie Jedermann in tiefer Krankheit ohnmächtig daliegend, nicht für fähig hielt ein Glied zu rühren, war es, der abermals von der Mondsucht befallen seine nächtliche Wanderung begonnen. Lautlos starrte der Freiherr den Alten an; als dieser nun aber unter angstvollen Seufzern der Todesqual an der Wand kratzte, da faßte den Freiherrn tiefes Entsetzen. Gleich im Gesichte wie der Tod, mit emporgesträubtem Haar sprang er auf, schritt in bedrohlicher Stellung zu auf den Alten und rief mit starker Stimme, daß der Saal erdröhnte : „Daniel! — Daniel! — was machst Du hier zu dieser Stunde?“ Da stieß der Alte jenes grauenvolle heulende Gewimmer aus, gleich dem Tobelaut des getroffenen Thiers, wie damals, als ihm Wolfgang Gold für seine Treue bot, und sank zusammen. B. rief die Bedienten herbei, man hob den Alten auf, alle Versuche ihn zu beleben blieben vergebens. Da schrie der Freiherr wie außer sich : „Herr Gott! — Herr Gott! habe ich denn nicht gehört, daß Nachtwandler auf der Stelle des Todes seyn können, wenn man sie beim Namen ruft? — Ich! — Ich unglückseligster! — ich habe den armen Greis erschlagen — Zeit meines Lebens habe ich keine ruhige Stunde mehr!“ — B., als die Bedienten den Leichnam fortgetragen und der Saal leer geworden, nahm den immerfort sich anklagenden Freiherrn bei der Hand, führte ihn in tiefem Schweigen vor die zugemauerte Thür und sprach : „Der hier tobt zu Ihren Füßen niedersank, Freiherr Roderich, war der verruchte Mörder Ihres Vaters!“ — Als sah er Geister der Hölle, starrte der Freiherr den B. an. Dieser fuhr fort : „Es ist nun wohl an der Zeit, Ihnen das gräßliche Geheimniß zu enthüllen, das auf diesem Unhold lastete, und ihn, den Fluchbeladenen, in den Stunden des Schlafs umhertrieb. Die ewige Nacht ließ den Sohn Rache nehmen an dem Mörder des Vaters. — Die Worte, die Sie dem entseßlichen Nachtwandler in die Ohren donnerten, waren die letzten, die Ihr unglücklicher Vater sprach!“ — Bebebend, unfähig ein Wort zu sprechen, hatte der Freiherr neben B., der sich vor dem Camin setzte, Platz genommen. B. fing mit dem Inhalt des Aufsatzes an, den Hubert für B. zurückgelassen, und den er erst nach Eröffnung des Testaments entriegeln sollte. Hubert klagte sich mit Ausdrücken, die von der tiefsten Reue zeigten, des unversöhnlichen Hasses an, der in ihm gegen den ältern Bruder Wurzel faßte von dem Augenblick, als der alte Roderich das Majorat gestiftet hatte. Jede Waffe war ihm entrisen, denn war es ihm auch gelungen auf hämische Weise, den Sohn mit dem Vater zu entzweien, so blieb dieß ohne Wirkung, da Roderich selbst nicht ermächtigt war, dem ältesten Sohn die Rechte der Erstgeburt zu entreißen, und es, wandte sich auch sein Herz und Sinn ganz ab von ihm, doch nach seinen

Grundsätze nimmermehr gethan hätte. Erst als Wolfgang in Genf das Liebesverhältniß mit Julien von St. Val begonnen, glaubte Hubert den Bruder verderben zu können. Da fing die Zeit an, in der er im Einverständnisse mit Daniel auf bühliche Weise den Alten zu Entschlüssen nöthigen wollte, die den Sohn zur Verzeihung bringen mußten.

Er wußte, daß nur die Verbindung mit einer der ältesten Familien des Vaterlandes nach dem Sinn des alten Roderich den Glanz des Majorats auf ewige Zeiten begründen konnte. Der Alte hatte diese Verbindung in den Gestirnen gelesen, und jedes freveliche Bestreben der Constellation konnte nur Verderben bringen über die Stiftung. Wolfgang's Verbindung mit Julien erschien in dieser Art dem Alten ein verbrecherisches Verbrechen, wider Beschlüsse der Macht gerichtet, die ihm heigestanden im irdischen Beginnen; und jeder Anschlag, Julien, die wie ein dämonisches Princip sich ihm entgegenworfen, zu verderben, gerechtfertigt. Hubert kannte des Bruders an Wahnsinn freisende Liebe zu Julien, ihr Verlust mußte ihn elend machen, vielleicht tödten, und um so lieber wurde er thätiger Helfershelfer bei den Plänen des Alten, als er selbst sträfliche Neigung zu Julien gefaßt und sie für sich zu gewinnen hoffte. Eine besondere Schickung des Himmels wollte es, daß die giftigsten Anschläge an Wolfgang's Entschlossenheit scheiterten, ja daß es ihm gelang den Bruder zu täuschen. Für Hubert blieb Wolfgang's wirklich vollzogene Ehe, so wie die Geburt eines Sohnes, ein Geheimniß. Mit der Vorahnung des nahen Todes kam dem alten Roderich zugleich der Gedanke, daß Wolfgang jene ihm feindliche Julie geheirathet habe; in dem Briefe, der dem Sohn befahl, am bestimmten Tage nach R. .sitten zu kommen, um das Majorat anzutreten, fluchte er ihm, wenn er nicht jene Verbindung zerreißen werde. Diesen Brief verbrannte Wolfgang bei der Leiche des Vaters.

An Hubert schrieb der Alte, daß Wolfgang Julien geheirathet habe, er werde aber diese Verbindung zerreißen. Hubert hielt dies für die Einbildung des träumerischen Vaters, erschraak aber nicht wenig, als Wolfgang in R. .sitten selbst mit vieler Freimüthigkeit die Ahnung des Alten nicht allein bekämpfte, sondern auch hinzufügte, daß Julie ihm einen Sohn geboren, und daß er nun in kurzer Zeit Julien, die ihn bis jetzt für den Kaufmann Born aus M. gehalten, mit der Nachricht seines Standes und seines reichen Besitztums hoch erfreuen werde. Selbst wollte er hin nach Genf, um das geliebte Weib zu holen. Noch ehe er diesen Entschluß ausführen konnte, ereilte ihn der Tod. Hubert verschwieg sorglich, was ihm von dem Daseyn eines in der Ehe mit Julien erzeugten Sohnes bekannt, und riß so das Majorat an sich, das diesem gebührte. Doch nur wenige Jahre waren vergangen, als ihn tiefe Reue ergriff. Das Schicksal mahnte ihn an seine Schuld auf fürchterliche Weise durch den Haß der zwischen seinen beiden Söhnen mehr und mehr emporkeimte. „Du bist ein armer, dürstiger Schlucker,“ sagte der älteste, ein zwölfsjähriger Knabe zu dem jüngsten, „aber ich werde, wenn der Vater stirbt, Majoratsherr von R. .sitten, und du mußt Du demüthig seyn und mir die Hand küssen, wenn ich Dir Geld geben soll zum neuen Rock.“ — Der jüngste, in volle Wuth gerathen über des Bruders höhnen Stolz, warf das Messer, das er gerade in der Hand hatte, nach ihm und traf ihn beinahe zum Tode. Hubert, großes Unglück fürchtend, schickte den jüngsten fort nach Petersburg, wo er später als Offizier unter Sumarow wider die Franzosen fecht und blieb. Vor der Welt das Geheimniß seines unredlichen, betrügerischen Besizes kund zu thun, davon hielt ihn die Scham, die Schande, die über ihn gekommen, zurück; aber entziehen

wollte er dem rechtmäßigen Besitzer keinen Rest mehr. Er zog Erkundigungen ein in Genf, und erfuhr, daß die Frau Born, trostlos über das unbegriffliche Verschwinden ihres Mannes gestorben, daß aber der junge Roderich Born von einem wackern Mann, der ihn aufgenommen, erzogen werde. Da kündigte sich Hubert unter fremdem Namen als Verwandten des auf der See umgekommenen Kaufmann Born, und schickte Summen ein, die hinreichten, den jungen Majoratsherrn sorglich und anständig zu erziehen. Wie er die Ueberreste der Einkünfte des Majorats sorgfältig sammelte, wie er dann testamentarisch verfügte, ist bekannt. Ueber den Tod seines Bruders sprach Hubert in sonderbar räthselhaften Ausdrücken, die so viel errathen ließen, daß es damit eine geheimnißvolle Verwandtschaft haben mußte, und daß Hubert wenigstens mittelbar Theil nahm an einer gräßlichen That. Der Inhalt der schwarzen Mappe klärte alles auf. Der verrätherischen Correspondenz Huberts mit Daniel lag ein Blatt bei, das Daniel bekräftigen und unterschrieben hatte. Es las ein Geständniß, was dem sein Inneres erbeute. Auf Daniels Veranlassung war Hubert nach R. .sitten gekommen, Daniel war es, der ihm von den gefundenen Einhundert und fünfzigtausend Reichthalern geschriebene. Man weiß, wie Hubert von dem Bruder aufgenommen wurde, wie er getraut in allen seinen Wünschen und Hoffnungen fort wollte, wie ihn B. zurückhielt. In Daniels Innerem hochtätige Rache, die er zu nehmen hatte an dem jungen Menschen, der ihn austofen wollen wie einen räudigen Hund. Der schürte und schürte an dem Brande, von dem der verzweifelte Hubert verzehrt wurde. Im Frühmorgen auf der Wolfsjagd, im Sturm und Schneegestöber wurden sie einig über Wolfgang's Verderben. „Wolfschäfer!“ — murmelte Hubert, indem er seinwärts wegs blickte und die Büchse anlegte. „Ja, wogeschaffen,“ gringte Daniel, „aber nicht so, nicht so.“ — Nun vermaß er sich hoch und theuer, er werde den Freiherren ermorden, und kein Hahn solle darnach krähen. Hubert, als er endlich Geld erhalten, that der Anschlag kund, er wolle fort, um jeder weiteren Verfolgung zu widerstehen. Daniel selbst sattelte in der Nacht das Pferd und führte es aus dem Stalle, als aber der Baron sich aufschwingen wollte, sprach Daniel mit schneidender Stimme: „Ich dächte, Freiherr Hubert, Du bleibst auf dem Majorat, das Dir in diesem Augenblicke zugefallen, denn der stolze Majoratsherr liegt zerfchmettert in der Gruft des Thurms!“ — Daniel hatte beobachtet, daß, vom Golddurst geplagt, Wolfgang oft in der Nacht aufstand, vor die Thür trat, die sonst zum Thurm führte, und mit sehnächtigen Blicken hinabschaute in die Tiefe, die nach Daniels Versicherung noch bedeutende Schätze bergen sollte. Darauf gefaßt, stand in jener verhängnißvollen Nacht Daniel vor der Thüre des Saals. So wie er den Freiherrn die zum Thurm führende Thüre öffnen hörte, trat er hinein und dem Freiherrn nach, der dicht an dem Abgrund stand. Der Freiherr drehte sich um und rief, als er den verruchten Diener, dem der Nord schon aus den Augen bligte, gewahrte, entsetzt: „Daniel, Daniel, was machst Du hier zu dieser Stunde?“ — Aber da freischte Daniel wild auf: „Hinab mit Dir, Du räudiger Hund,“ und schleuderte mit einem kräftigen Fußstoß den Unglücklichen hinunter in die Tiefe! — Gang erschütterte von der gräßlichen Unthat fand der Freiherr keine Ruhe auf dem Schlosse, wo sein Vater ermordet. Er ging auf seine Güter nach Curland und kam nur je des Jahr zur Herbstzeit nach R. .sitten. Franz, der alte Franz behauptete, daß Daniel, dessen Verbrechen er ahnde, noch oft zur Zeit des Vollmonds spucke, und beschrieb den Spuk gerade so, wie ihn B. später erfuhr und bannte. — Die Entdeckung dieser Umstände, welche

das Andenken des Vaters schändeten, trieben auch den jungen Freiherrn Hubert fort in die Welt. So hatte der Großonkel alles erzählt, nun nahm er meine Hand und sprach, indem ihm volle Thränen in die Augen traten, mit sehr weicher Stimme: „Vetter — Vetter — auch sie, die holde Frau, hat das böse Verhängniß, die unheimliche Macht, die dort auf dem Stammschlosse hauset, erweilt! Zwei Tage, nachdem wir R..sitten verlassen, vorkalkete der Freiherr zum Beschluß eine Schlittensfahrt. Er selbst fährt seine Gemahlin, doch, als es thalwärts geht, reißn die Pferde plötzlich auf unbegreifliche Weise scheu geworden aus in vollem wüthenden Schnauben und Toben. „Der Alte — der Alte ist hinter uns her!“ schreit die Baronin auf mit schneidender Stimme. In dem Augenblick wird sie durch den Stoß, der den Schlitten unwirkt, weit fortgeschleudert. — Man findet sie leblos — sie ist hin! — Der Freiherr kann sich nimmer trösten, seine Ruhe ist die eines Sterbenden! — Nimmer kommen wir wieder nach R..sitten, Vetter!“ —

Der alte Großonkel schwieg, ich schied von ihm mit zerissenem Herzen, und nur die Alles beschwichtigende Zeit konnte den Schmerz lindern, in dem ich vergehen zu müssen glaubte.

Jahre waren vergangen. V. ruhte längst im Grabe, ich hatte mein Vaterland verlassen. Da trieb mich der Sturm des Krieges, der verwüthend über ganz Deutschland hinrauschte, in den Norden hinein, fort nach Petersburg. Auf der Rückreise, nicht mehr weit von R., fuhr ich in einer finstern Sommernacht dem Gefilde der Dniester entlang, als ich vor mir am Himmel einen großen funkelnden Stern erblickte. Näher gekommen, gewahrte ich wohl an der rothen, flackernden Flamme, daß das, was ich für einen Stern gehalten, ein starkes Feuer seyn müsse, ohne zu begreifen, wie es so hoch in den Lüften schweben könne. „Schwager! was ist das für ein Feuer, dort vor uns?“ frug ich den Postillon. „Si,“ erwiderte dieser, „das ist kein Feuer, das ist der Leuchtturm von R..sitten!“ R..sitten! so wie der Postillon den Namen nannte, sprang in hellem Leben das Bild jener verhängnißvollen Herbsttage hervor, die ich dort verlebte. Ich sah den Baron — Seraphinen, aber auch die alten wunderlichen Tanten, mich selbst mit blanem Milchgesicht, schon kreißend und gepudert, in zartem Himmelblau gekleidet — ja mich den Verliebten, der wie ein Ofen leucht, mit Lammertied auf seiner Liebsten Braut! — In der tiefen Wehmuth, die mich durchbebt, flackerten wie bunte Lichterchen V. . . s berbe Späße auf, die mir nun ergöglicher waren als damals. So von Schmerz und wunderbarer Lust bewegt, stieg ich am frühen Morgen in R..sitten aus dem Wagen, der vor der Posterpöbition hielt. Ich erkannte das Haus des Dekonomie-Inspktores, ich frug nach ihm. „Mit Verlaub,“ sprach der Postschreiber, indem er die Pfeife aus dem Munde nahm und an der Nachtmütze rückte, „hier ist kein Dekonomie-Inspktores, es ist ein königliches Amt, und der Herr Amtsrath belieben noch zu schlafen.“ Auf weiteres Fragen erfuhr ich, daß schon vor sechszehn Jahren der Freiherr Roderich von R., der letzte Majoratsbesitzer, ohne Deszendenten gestorben und das Majorat der Stiftungskunde gemäß dem Staate anheimgefallen sey. — Ich ging hinauf nach dem Schlosse, es lag in Ruinen zusammengehürzt. Man hatte einen großen Theil der Steine zum Leuchtturm benutzt, so versicherte ein alter Bauer, der aus dem Höhlenwalde kam, und mit dem ich mich in's Gespräch einließ. Der wußte auch noch von dem Epuk zu erzählen, wie er auf dem Schlosse gehaust haben sollte, und versicherte, daß noch jetzt sich oft, zumal beim Vollmonde, grauenvolle Klageklänge in den Gestein hören ließen.

Armer alter, kurzschichtiger Roderich! welche böse Macht beschworst du herauf, die den Stamm, den du mit fester Wurzel für die Ewigkeit zu pflanzen gedachtest, im ersten Aufkeimen zum Tode vergiftete!

### Das Gelübde.

Am Michaelistage, eben als bei den Carmelitern die Abendhora eingeläutet wurde, fuhr ein mit vier Postpferden bespannter stattlicher Reisewagen donnernd und rassend durch die Gassen des kleinen polnischen Grenzstädtchens L., und hielt endlich still vor der Hausthür des alten deutschen Bürgermeisters. Neugierig steckten die Kinder die Köpfe zum Fenster heraus, aber die Hausfrau stand auf von ihrem Sitze und rief, indem sie ganz unmutig ihr Nähzeug auf den Tisch warf, dem Alten, der aus dem Nebenzimmer schnell eintrat, entgegen: „Schon wieder Fremde, die unser stilles Haus für eine Gastwirthschaft halten, das kommt aber von dem Wahrzeichen her. Warum hast Du auch die steinerne Taube über der Thür auf's neue vergolden lassen?“ Der Alte lächelte schlau und bedeutsam ohne etwas zu erwidern; im Augenblick hatte er den Schlafrock abgeworfen, das Ehrenkleid, das vom Kirchgange her noch wohlgebürstet über der Stuhllehne hing, angezogen, und ehe die ganze erstaunte Frau den Mund zur Frage öffnen konnte, stand er schon, sein Samtmüschchen unterem Arm, so daß sein silberweißes Haupt in der Dämmerung hell aufschimmerte, vor dem Rutschschlage, den indessen ein Diener geöffnet. Eine ältliche Frau im grauen Reisemantel stieg aus dem Wagen, ihr folgte eine hohe, jugendliche Gestalt mit dicht verhülltem Antlitz, die auf des Bürgermeisters Arm gestützt in das Haus hinein mehr wankte als schritt, und kaum in's Zimmer getreten, wie halb entseelt in den Lehnstuhl sank, den die Hausfrau auf des Alten Winkel schnell herangerückt. Die ältere Frau sprach leise und sehr wehmüthig zu dem Bürgermeister: „Das arme Kind! — ich muß wohl noch einige Augenblicke bei ihr verweilen,“ damit machte sie Anstalt ihren Reisemantel herunterzuziehen, worin ihr des Bürgermeisters ältere Tochter bestand, so daß bald ihr Nonnengewand, so wie ein auf der Brust funkelndes Kreuz sichtbar wurde, welches sie als Klostertochter eines Cisterzienser Nonnenklosters darstellte. Die verhüllte Dame hatte unterdessen nur durch ein leises, kaum vernehmbares Nychzen kund gethan, daß sie noch lebe, und endlich die Hausfrau um ein Glas Wasser gebeten. Die brachte aber allerlei stärkende Tropfen und Essenzen herbei, und pries ihre Wunderkraft, indem sie die Dame bat, doch nur die dicken, schweren Schleier, die ihr alles freie Athmen verhindern müßten, abzulegen. Mit der Hand jede Annäherung der Hausfrau abwehrend, mit allen Zeichen des Abscheues den Kopf zurückbeugend, verwarf aber die Kranke den Vorschlag, und selbst, als sie endlich es sich gefallen ließ, den Duft einer starken Lebensessenz einzuziehen, als sie etwas von dem verlangten Wasser, in das die besorgte Hausfrau einige Tropfen eines bewährten Elixirs hineingethan, genoss, that sie alles dieß unter den Schleiern, ohne sie nur im mindesten zu lüpfen. „Ihr habt doch, mein lieber, alter Herr!“ wandte sich die Klostertochter zum Bürgermeister, „Alles so bereitet, wie es gewünscht worden!“ „Ja wohl,“ erwiderte der Alte, „ich hoffe mein durchlauchtiqster Fürst soll mit mir zufrieden seyn, so wie die Dame, für die ich Alles zu thun bereit bin, was nur in meinen Kräften steht.“ „So laßt mich,“ fuhr die Klostertochter fort, „mit meinem armen Kinde noch einige Augenblicke allein.“ Die Familie mußte das Zimmer verlassen.

Man hörte, wie die Aebtissin eifrig und salbungsvoll der Dame zusprach, und wie diese endlich auch zu reden begann mit einem Ton, der tief bis in's Herz drang. Ohne gerade zu horchen, blieb denn doch die Hausfrau an der Thüre des Zimmers stehen, indessen wurde italienisch gesprochen, und selbst dieß machte für sie den ganzen Auftritt geheimnißvoller und vermehrte die Bekommenheit, welche ihr den Mund verschloß. Frau und Tochter trieb der Alte fort, um für Wein und andere Erfrischungen zu sorgen, er selbst ging in das Zimmer zurück. Getrösteter, gefasster schien die verschleierte Dame, welche mit gebeugtem Haupt und gefalteten Händen vor der Aebtissin stand. Diese verschmähte es nicht, etwas von den Erfrischungen anzunehmen, die ihr die Hausfrau darbot, dann rief sie: „Nun ist es Zeit!“ Die verschleierte Dame sank nieder auf die Knie, die Aebtissin legte die Hände auf ihr Haupt und sprach leise Gebete. Als diese geendet, schloß sie, indem häufige Thränen ihr über die Wangen rollten, die Verschleierte in die Arme und drückte sie heftig wie im Uebermaß des Schmerzes an die Brust, dann gab sie gefast und würdevoll der Familie die Benediction, und eilte, vom Alten geleitet, rasch in den Wagen, vor dem die frisch angelegten Postpferde laut wieherten. In vollem Tuschgen und Blasen jug der Postillon durch die Gassen zum Thor hinaus. Als nun die Hausfrau gewahrte, daß die verschleierte Dame, für die man ein paar schwere Koffer vom Wagen abgepackt und hineingetragen, da blieb, wohl gar auf lange Zeit eingezogen sey, konnte sie sich gar nicht lassen vor peinlicher Reugier und Sorge. Sie trat hinaus auf den Hausflur und dem Alten der eben in das Zimmer wollte, in den Weg. „Um Christus willen,“ flüsterte sie leise und ängstlich, „welch' einen Gast bringst Du mir in's Haus, denn Du weißt ja doch von Allem und hast es mir nur verschwiegen.“ „Alles was ich weiß, sollst Du auch erfahren,“ erwiderte der Alte ganz ruhig. „Ach, ach!“ fuhr die Frau noch ängstlicher fort, „Du weißt aber vielleicht nicht Alles; wärest Du nur jetzt im Zimmer gewesen. So wie die Frau Aebtissin abgefahren, mochte es der Dame doch wohl zu bekommen werden in ihren dicken Schleiern. Sie nahm den großen schwarzen Kreppflor, der ihr bis an die Knie reichte, herab, und da sah ich“ — „Nun was sahst Du denn?“ fiel der Alte der Frau, die zitternd sich umschaute, als erblickte sie Gespenster, in die Rede. „Nein,“ sprach die Frau weiter, „die Gesichtszüge konnte ich unter den dicken Schleiern gar nicht deutlich erkennen, aber wohl die Todtenfarbe, ach die grauliche Todtenfarbe. Aber nun Alter, nun merk' auf: deutlich, nur zu deutlich, ganz sonnenklar liegt's am Tage, daß die Dame guter Hoffnung ist. In wenigen Wochen kommt sie in's Kindbett.“ „Das weiß ich ja, Frau,“ sprach der Alte ganz mürrisch, „und damit Du nur nicht umkommen mögest von Reugier und Unruhe, will ich Dir mit zwei Worten alles erklären. Wißte also, daß Fürst Z., unser hoher Hönner, mir vor einigen Wochen schrieb, die Aebtissin des Cisterzienserklosters in D. würde mir eine Dame bringen, die ich bei mir in meinem Hause aufnehmen sollte, in aller Stille, jedes Aufsehen sorglich vermeidend. Die Dame, welche nicht anders genannt seyn wolle, als schlechtweg Cölestine, werde bei mir ihre nahe Entbindung abwarten, und dann nebst dem Kinde, das sie geboren, wieder abgeholt werden. Füge ich nun noch hinzu, daß der Fürst mir mit den eindringlichsten Worten die sorgsamste Pflege der Dame empfohlen und für die ersten Auslagen und Bemühungen einen tüchtigen Beutel mit Dukaten, den Du in meiner Commode finden und beäugeln kannst, beigelegt hat, so werden wohl alle Bedenken aufhören.“ „So müssen wir,“ sprach die Hausfrau,

„vielleicht arger Sünde, wie sie die Vornehmen trübten, die Hand bieten.“ Noch ehe der Alte darauf etwas zu wiedern konnte, trat die Tochter zum Zimmer herein und rief ihn zur Dame, welche sich nach Ruhe sehnte und in das für sie bestimmte Gemach geführt zu werden wünschte. Der Alte hatte die beiden Zimmerchen des obren Stock so gut ausschmücken lassen, als er es nur vermochte, und war nicht wenig betreten, als Cölestine fragte, ob es außer diesen Gemächern nicht noch eins, dessen Fenster hinten heraus gingen, bestehe. Er verneinte das und sagte nur, ein ganz gewissenhaft zu seyn, hinzu, daß zwar noch ein einziges Gemach mit einem Fenster nach dem Garten heraus, vorhanden, dieß dürfte aber gar kein Zimmer, sondern nur eine schlechte Kammer genannt werden; kaum so geräumig, um ein Bett, einen Tisch und einen Stuhl hinein zu stellen, ganz einer elenden Klosterzelle gleich. Cölestine verlangte augenblicklich diese Kammer zu sehen, und erklärte, kaum hineingekommen, daß eben dieses Gemach ihren Wünschen und Bedürfnissen angemessen sey, daß sie nur in diesem und keinem andern wohnen, und es nur dann, wenn ihr Zustand durchaus größern Raum und eine Krankenwärterin erfordern sollte, mit einem größern vertrauchen wolle. Verglich der Alte jetzt dieses enge Gemach mit einer Klosterzelle, so war es andern Tages ganz dazu geworden. Cölestine hatte ein Marienbild an die Wand geheset und auf den alten, hölzernen Tisch, der unter dem Bilde stand, ein Crucifix hingestellt. Das Bett bestand in einem Strohsack und einer wollenen Decke, und außer einem hölzernen Schemmel und noch einem kleinen Tisch, litt Cölestine kein anderes Geräth. Die Hausfrau, ausgeföhnt mit der Fremden durch den tiefen, zehrenden Schmerz, der sich in ihrem ganzen Wesen offenbarte, glaubte nach gewöhnlicher Weise sie aufzutern, unterhalten zu müssen; die Fremde bat aber mit den rührendsten Worten, eine Einsamkeit nicht zu verstören, in der allein mit ganz der Jungfrau und den Heiligen zugewandtem Sinn sie Tröstung finde. Zwei Tages, so wie der Morgen graute, bezog sich Cölestine zu den Carmelitern, um die Frühmesse zu hören; den folgenden Tag schien sie unausgesetzt Andachtsübungen gemüthet zu haben, denn so oft es auch nöthig wurde sie in ihrem Zimmer aufzusuchen, fand man sie entweder betend oder in frommen Büchern lesend. Sie verschmähte andere Speisen als Gemüse, anderes Getränk als Wasser, und nur die dringendsten Vorstellungen des Alten, daß ihr Zustand, das Wesen, das in ihr lebe, bessere Kost fordere, konnten sie endlich vermögen zuweilen Fleischbrühe und etwas Wein zu genießen. Dieses strenge, klostertliche Leben, hielt es auch jeder im Hause für die Ursache begangener Sünde, erweckte doch zu gleicher Zeit inniges Mitleiden und tiefe Ehrfurcht, wozu denn auch der Adel ihrer Gestalt, die siegende Anmuth jeder ihrer Bewegungen nicht wenig beitrug. Was aber diesen Gesühnen für die fremde Heilige etwas schauerliches beimißte, war der Umstand, daß sie die Schleier durchaus nicht ablegte, so daß keiner ihr Gesicht zu erkennen vermochte. Niemand kam in ihre Nähe, als der Alte und der weltliche Theil seiner Familie, und diese, niemals aus dem Städtchen gekommen, konnten unmöglich durch das Wiedererkennen eines Gesichts, das sie vorher nicht gesehen, dem Geheimniß auf die Spur kommen. Wozu also die Beobachtung? — Die geschäftige Fantasie der Weiber erfand bald ein grauliches Märchen. Ein fürchterliches Abgötzen (so lautete die Fabel), die Spur der Teufelskraft, hatte das Gesicht der Fremden gräßlich verzerrt, und darum die dicken Schleier. Der Alte hatte Mühe, dem Gerüchte zu steuern und zu verhindern, daß wenigstens vor der Thür seines Hauses nicht abentheuerliches von der Fremden geschwätzt wurde, deren Aufenthalt in das

Bürgermeisters Hause freilich in der Stadt bekannt geworden. Ihre Gänge nach dem Carmeliterkloster blieben auch nicht unbemerkt, und bald nannte man sie des Bürgermeisters schwarze Frau, womit freilich sich von selbst die Idee einer spulhaften Erscheinung verband. Der Zufall wollte, daß eines Tages, als die Tochter der Fremden die Speisen in das Zimmer brachte, der Luftstrom den Schleier erfaßte und aufhob; mit Blitzesschnelle wandte sich die Fremde, so daß sie sich in demselben Moment dem Blick des Mädchens entzog. Diese kam aber erbläst und an allen Gliedern zitternd herab. Keine Verzerrung, aber so wie die Mutter ein todtblaues, hatte sie ein marmorweißes Antlitz erschaut, aus dessen tiefen Augenhöhlen es seltsam hervorblühte. Der Alte schob mit Recht viel auf des Mädchens Einbildung, aber auch ihm war es, im Grunde genommen, so zu Muth wie allen; er wünschte das verflörende Wesen, trotz aller Frömmigkeit, die es bewies, fort aus seinem Hause. Bald darauf weckte in einer Nacht der Alte die Hausfrau und sagte ihr, daß er schon seit einigen Minuten ein leises Wimmern und Wehen, ein Klopfen vernehme, das von Cölestines Zimmer zu kommen scheine. Die Frau, von der Ahnung ergriffen, was das seyn könne, eilte hinaus. Sie fand Cölestine, angezogen und in ihre Schleier gewickelt, auf dem Bette halb ohnmächtig liegen, und überzeugte sich bald, daß die Niederkunft nahe sey. Schnell traf man die längst vorbereiteten Anstalten, und in weniger Zeit war ein gesundes, holdes Knäblein geboren. Dieß Ereigniß hatte man es auch längst vorausgesehen, trat doch wie unerwartet ein, und vernichtete in seinen Folgen das trübende unheimliche Verhältniß der Fremden, welches auf der Familie schwer gelastet hatte. Der Knabe schien, wie ein süßender Mittler, Cölestine dem Menschlichen wieder näher zu bringen. Ihr Zustand litt keine strenge ascetische Übungen, und indem ihre Hülflosigkeit ihr die Menschen, welche sie mit liebender Sorgfalt pflegten, aufnöthigte, gewöhnte sie sich mehr und mehr an ihren Umgang. Die Hausfrau dagegen, die nun die Kranken warten, ihr selbst die nahrhafte Suppe kochen und bereiten konnte, vergaß in dieser häuslichen Sorge alles Böse, was ihr sonst über die räthselhafte Fremde in den Sinn gekommen. Sie dachte nicht mehr daran, daß ihr ehbares Haus vielleicht zum Schlafwinkel der Stände dienen sollte. Der Alte jubelte ganz verzückt und hätschelte den Knaben, als sey ihm ein Enkelkind geboren, und er, wie alle übrige, hatten sich dar zu vereinigt, daß Cölestine verschleiert blieb, ja selbst während der Entbindung. Die Behmutter hatte ihr schwören müssen, daß, trete ja ein Zustand der Bewusstlosigkeit ein, doch die Schleier nicht gelüftet werden sollten, außer von ihr, der Behmutter selbst, im Fall der Todesgefahr. Es war gewiß, daß die Alte Cölestine unverschleiert gesehen, sie sagte aber darüber nichts, als: „Die arme, junge Dame muß sich ja wohl so verhalten!“ — Nach einigen Tagen erschien der Carmelitermönch, der den Knaben gekauft hatte. Seine Unterredung mit Cölestine, niemand durfte zugegen seyn, dauerte länger als zwei Stunden. Man hörte ihn eifrig sprechen und weinen. Als er fortgegangen, fand man Cölestine im Lehnstuhl sitzend, auf dem Schooße den Knaben, um dessen kleine Schultern ein Stapulier gelegt war, und der ein Agnusbild auf der Brust trug. Wochen und Monate vergingen, ohne daß, wie der Bürgermeister geglaubt hatte, und wie es ihm auch vom Fürsten J. gesagt worden, Cölestine mit dem Kinde abgeholt wurde. Sie hätte ganz eintreten können in den friedlichen Kreis der Familie, wären die fatalen Schleier nicht gewesen, die immer den letzten Schritt zur freundlichen Annäherung hemmten. Der Alte nahm es sich heraus, dieß der

Fremden selbst freimüthig zu äußern, doch als sie mit dumpfem, feierlichem Ton erwiderte: „Nur im Tode fallen diese Schleier,“ schwieg er davon und wünschte auf's Neue, daß der Wagen mit der Hebtiffin erscheinen möge. Der Frühling war herangekommen, von einem Spaziergange kehrte die Familie des Bürgermeisters beim Blumensträuße in den Händen tragend, deren schönste der frommen Cölestine bestimmt waren. Eben als sie in's Haus treten wollten, sprengte ein Reiter heran, eifrig nach dem Bürgermeister fragend. Der Alte sprach, er sey selbst der Bürgermeister und stehe vor seinem Hause. Da sprang der Reiter herab vom Pferde, das er festband an den Pfosten und stürzte mit dem gellenden Ruf: „Sie ist hier, sie ist hier,“ in's Haus und die Treppe herauf. Man hörte eine Thür einschlagen und Cölestines Angstgeschrei. Der Alte, von Entsetzen erfaßt, eilte nach. Der Reiter — wie nun sichtlich war, ein Offizier von der französischen Jägergarde mit vielen Orden geschmückt — hatte den Knaben aus der Wiege gerissen und in den Linken, mit dem Mantel umschlungenen Arm genommen; den rechten hatte Cölestine erfaßt, alle Kraft anbietend, den Räuber des Kindes zurückzubalten. Im Ringen riß der Offizier den Schleier herab — ein todtstarres, marmorweißes Antlitz, von schwarzen Locken umschattet, blickte ihn an, glühende Strahlen aus den tiefen Augenhöhlen schießend, während schneidende Jammertöne aus den halbgeöffneten, unbewegten Lippen quollen. Der Alte nahm wahr, daß Cölestine eine weiße, dicht anschließende Maske trug. „Entsetzliches Weib! willst Du, daß auch mich Deine Raserei ergreife?“ schrie der Offizier indem er sich mit Gewalt losriß, so daß Cölestine zu Boden stürzte. Nun umfaßte sie aber seine Knie, indem sie mit dem Ausdruck des unsäglichsten Schmerzes, mit einem Ton, der das Herz durchschnitt, flehte: „Laß mir das Kind! — o laß mir das Kind! — Nicht um die ewige Seligkeit sollst Du mich bringen. — Um Christus — Um der heiligen Jungfrau willen — Laß mir das Kind — laß mir das Kind!“ — Und bei diesen Jammertönen regte sich keine Muskel, regten sich nicht die Lippen des Todtenantlitzes, so daß dem Alten, der Hausfrau — Allen, die ihm gefolgt, vor Grauen das Blut in den Adern stockte! „Nein,“ schrie der Offizier wie in heller Verzweiflung, „unmenschtliches, unerbittliches Weib, das Herz konntest Du aus dieser Brust reißen, aber verderben sollst Du nicht im heillosen Wahnsinn das Wesen, das sich tröstend an die blutende Wunde legt!“ — Fester drückte der Offizier das Kind an sich, so daß es laut zu weinen begann — da brach Cölestine aus in ein dumpfes Heulen: „Rache — des Himmels Rache über Dich — Du Mörder.“ — „Laß ab! — laß ab! — fort mit Dir, Du Höllenpud!“ kreischte der Offizier, und schleuderte mit einer konvulsivischen Bewegung des Fußes Cölestine weit von sich, und wollte zur Thür hinaus. Der Alte trat ihm in den Weg, er riß aber schnell ein Zerzeroll hervor, rief, die Mündung gegen den Alten gekehrt: „Die Kugel durch den Kopf dem, der dem Vater sein Kind zu entreißen gedenkt,“ stürzte die Treppe herab, schwang sich auf's Pferd ohne das Kind zu lassen, und sprengte in vollem Galopp davon. — Die Hausfrau, voll Herzensangst, wie es nun um Cölestine stehen und was nun mit ihr anzufangen seyn würde, überwand ihr Grauen vor der entsetzlichen Todtenmaske, und eilte herauf ihr beizustehen. Wie erstaunte sie, als sie Cölestine mitten im Zimmer gleich einer Statue mit herabhängenden Armen lautlos stehen fand. — Sie redete sie an, keine Antwort. Nicht vermögend den Anblick der Maske zu tragen, hing sie ihr die Schleier um, die auf dem Boden lagen, kein Regnen und Bewegen. Cölestine war in einen automatenähnlichen Zustand gesunken, der die Hausfrau mit neuer Angst und Pein erfüllte, so daß sie ganz inbrünstig zu Gott flehte, sie nur von dieser unheimlich



den Fremden zu befreien. Ihre Bitte wurde zur Stelle erhört, denn eben hielt derselbe Wagen, der Cölestine gebracht, vor der Thüre. Die Keblistin kam, mit ihr Fürst J., des alten Bürgermeisters hoher Gönner. Als der erfahren, was sich so eben zugetragen, sprach er sehr mild und ruhig: „So kamen wir zu spät, und müssen uns wohl in Gottes Fügung schicken.“ Man brachte Cölestine herab, die sich starr und lautlos, ohne Zeichen eignen Willens und eigener Willkür, fortführen und in den Wagen setzen ließ, der schnell fortrollte. Dem Alten, der ganzen Familie war so zu Muthe, als erwachten sie nun erst aus einem bösen, spukhaften Traum, der sie sehr geängstet.

Bald darauf, als sich dies in dem Hause des Bürgermeisters von L. begeben, wurde in dem Cisterzienser Nonnenkloster zu D. eine Logenschwester mit ungewöhnlicher Feiertlichkeit begraben, und ein dumpfes Gerücht ging, daß diese Logenschwester die Gräfin Hermenegilda von C. gewesen, von der man glaubte, sie sey mit ihres Vaters Schwester, der Fürstin von J., nach Italien gegangen. Zur selbigen Zeit erschien Graf Nepomuk von C., Hermenegilda's Vater, in Warschau und trat, sich nur ein kleines Gürtchen in der Ukraine vorbehaltend, seine sämtlichen übrigen beträchtlichen Besitzungen den beiden Söhnen des Fürsten J., seinen Nefen, vermöge eines gerichtlichen Aktes, ohne Einschränkung ab. Man fragte nach der Ausstattung seiner Tochter, da hob er den düstern thränenschweren Blick gen Himmel und sagte mit dumpfer Stimme: „Sie ist ausgestattet!“

— Er nahm gar keinen Anstand, nicht allein jenes Gerücht von Hermenegilda's Tode im Kloster zu D. zu bestätigen, sondern auch das besondere Verhängniß zu offenbaren, das über Hermenegilda gewaltet und sie einer duldbenden Märtyrin, gleich frühzeitig in das Grab gezogen. Manche Patrioten, gebeugt, aber nicht zerknickt durch den Fall des Vaterlandes, gedachten den Grafen aufs neue in geheime Verbindungen zu ziehen, die die Herstellung des polnischen Staats bezweckten; aber nicht mehr den feurigen, für Freiheit und Vaterland befeelten Mann, der sonst zu jeder gewagten Unternehmung mit unerschütterlichem Muthe die Hand bot, fanden sie, sondern einen ohnmächtigen, von wildem Schmerz zerrissenen Greis, der allen Weltbündeln entfremdet im Begriff stand, sich in tiefer Einsamkeit zu vergraben. Sonst, zu jener Zeit, als nach der ersten Eheilung Polens die Insurrektion vorbereitet wurde, war des Grafen Nepomuk von C. Stammgut der geheime Sammelplatz der Patrioten. Dort entzündeten sich die Gemüther bei feierlichen Mahlen zum Kampf für das gefallene Vaterland. Dort erschien wie ein Engelsbild vom Himmel gesendet zur heiligen Weihe, Hermenegilda in dem Kreise der jungen Helden. Wie es den Frauen ihrer Nation eigen, nahm sie Theil an allen, selbst an politischen Verhandlungen und äußerte, die Lage der Dinge wohl beachtend und erwägend, in einem Alter von noch nicht sieben Jahren, zuweilen allen übrigen entgegen, eine Meinung, die von dem außerordentlichsten Scharfsinn, von der klarsten Umsicht zeigte und die mehrertheils den Ausschlag gab. Nächst ihr war niemanden das Talent des schnellen Ueberblicks, des Auffassens und scharfgeründeten Darstellens der Lage der Dinge mehr eigen, als dem Grafen Stanislaus v. R., einem feurigen, hochbegabten Jünglinge von zwanzig Jahren. So geschah es, daß Hermenegilda und Stanislaus oft allein in raschen Discussionen die zur Sprache gebrachten Gegenstände verhandelten, Vorschläge prüften — annahmen — verworfen, andere aufstellten, und daß die Resultate des Zweigesprächs zwischen dem Mädchen und dem Jünglinge oft selbst von den alten staatsklugen Männern, die zu Rathe saßen,

als das Klügste und Beste, was zu beginnen, anzutreten werden mußten. Was war natürlicher, als an die Verbindung dieser beiden zu denken, in deren wunderbaren Talenten das Heil des Vaterlandes emporzuklimmen schien. Außerdem war aber auch die nähere Verweisung dieser Familien schon deshalb in dem Augenblicke politisch wichtig, weil man sie von verschiedenem Interesse befeelt glaubte, wie der Fall bei manchen andern Familien in Polen zutraf. Hermenegilda, ganz durchdrungen von diesen Ansichten, nahm den ihr bestimmten Gatten als ein Geschenk des Vaterlandes auf, und so wurden mit ihrer feierlichen Verlobung die patriotischen Zusammenkünfte auf dem Gute des Vaters beschloßen. Es ist bekannt, daß die Polen unterlagen, daß mit Kosciuszko's Fall eine zu sehr auf Selbstvertrauen und falsch veranlagte Rittertreue basirte Unternehmung scheiterte. Graf Stanislaus, dem seine frühere militärische Laufbahn, seine Jugend und Kraft eine Stelle im Heere anwies, hatte mit Löwenmuth gekämpft. Mit höchst schmachlicher Gefangenschaft entgangen, auf den Tod verurtheilt, kam er zurück. Nur Hermenegilda schickte ihn noch ans Leben, in ihren Armen glaubte er Trost, verlorne Hoffnung wiederzufinden. So wie er nur lächelnd von seinen Wunden genesen, eilte er auf die Güter des Grafen Nepomuk, um dort aufs neue, aufs schmerzlichste verwundet zu werden. Hermenegilda empfing ihn mit beinahe höhrender Verachtung. „Seh ich den Helden, der in den Tod gehen wollte für das Vaterland?“ — So rief sie ihm entgegen; es war, als wenn sie im thörichten Wahn Sinn den Bräutigam für einen jener Polabine der fabelhaften Ritterzeit gehalten, dessen Schwert allein Armeen vernichten konnte. Was halfen alle Beteuerungen, daß keine menschliche Kraft widerstehen vermöchte dem brausenden, alles zerstörenden Strom, der sich über das Vaterland hinabschleuderte, was half alles Flehen der inbrünstigsten Liebe; Hermenegilda, als könne sich ihr todtkaltes Herz nur im wilden Treiben der Weltbündel entzünden, blieb bei dem Entschlusse, ihre Hand nur dann dem Grafen Stanislaus geben zu wollen, wenn die Fremden aus dem Vaterlande vertrieben seyn würden. Der Graf sah zu spät ein, daß Hermenegilda ihn nie liebte, so wie er sich überzeugt mußte, daß die Bedingung, die Hermenegilda aufstellte, vielleicht niemals, wenigstens erst in geraumer Zeit erfüllt werden konnte. Mit dem Schwur der Ewigkeit in den Tod verließ er die Geliebte und nahm französische Dienste, die ihn in den Krieg nach Italien führten. — Man sagt den polnischen Frauen nach, daß ein eigenes launisches Wesen sie auszeichne. Tiefes Gefühl, feil hingebender Leichtsin, stoische Selbstverdrängung, glühende Leidenschaft, todtkarre Kälte, alles das, was so bunt gemischt in ihrem Gemüthe liegt, erzeugt das wunderliche unsere Treiben auf der Oberfläche, was dem Spiel gleicht der in stetem Wechsel fortplätschernden Wellen des im tiefsten Grunde bewegten Bades. — Gleichgültig sah Hermenegilda den Bräutigam sterben, aber kaum waren einige Tage vergangen, als sie sich von solch' unaussprechlicher Sehnsucht besessen fühlte, wie sie nur die glühendste Liebe erzeugen kann. Der Sturm des Krieges war verrückt, die Armee wurde proklamirt, man entließ die polnischen Offiziere aus der Gefangenschaft. So geschah es, daß mehrere von Stanislaus Waffenbrüdern sich nach und nach auf des Grafen Gute einfanden. Mit tiefem Schmerz gedachte man jener unglücklichen Tage, aber auch mit hoher Begeisterung des Löwenmuths, womit alle, aber keine mehr als Stanislaus, gekämpft. Er hatte die zurückbleibenden Bataillone, da, wo schon alles verloren schien, aufs neue ins Feuer geführt, es war ihm gegliückt, die feindlichen Reiheln mit seiner Reiterei zu durchbrechen.

Das Schicksal des Tages wankte, da traf ihn eine Kugel, und mit dem Ausruf: Vaterland — Hermenegilda! fürzte er im Blut gebadet vom Pferde herab. Jedes Wort dieser Erzählung war ein Dolchstich, der tief in Hermenegilda's Herz fuhr. „Nein! ich wußt' es nicht, daß ich ihn unaussprechlich liebte seit dem ersten Augenblick, als ich ihn sah! — Welch ein höllisches Blendwerk konnte mich Kermise verführen, daß ich zu ihm gedachte ohne ihn, der mein einziges Leben ist! — Ich habe ihn in den Tod geschickt — er kehrt nicht wieder!“ — So brach Hermenegilda aus in stürmische Klagen, die allen in die Seele drangen. Schlaslos, von steter Unruhe gefortert, durchirrte sie zur Nachtzeit den Park, und, als vermöge der Nachtwind ihre Worte hingetragen zu dem fernem Geliebten, rief sie in die Lüste hinein: „Stanislaus — Stanislaus — kehre zurück — ich bin es — Hermenegilda ist es, die Dich ruft — höre Du mich denn nicht — kehre zurück, sonst muß ich vergehen in banger Sehnsucht, in trostloser Verzweiflung!“ —

Hermenegilda's überreizter Zustand schien übergehen zu wollen in wirklichen hellen Wahnwitz, der sie zu tausend Thorheiten trieb. Graf Nepomuk, vollummer und ängst um das geliebte Kind, glaubte das ärztliche Hülf hier vielleicht wirksam seyn könnte, und es gelang ihm in der That einen Arzt zu finden, der es sich gefallen ließ, einige Zeit auf dem Gute zu bleiben und sich der Leidenden anzuwenden. So richtig berechnet seine mehr psychische als physische Curmethode aber auch seyn mochte, so wenig sich ihre Wirkung auch ganz abzulagern ließ, so blieb es doch zweifelhaft, ob vom wirklichen Geistes niemals die Rede würde seyn können, da nach langer Stille sich ganz unerwartet wieder die seltsamsten Phantasmen einstellten. Ein eignes Abentheuer gab der Sache eine andere Wendung. Hermenegilda hatte eben den kleinen Uhlanen, ein Püppchen, das sie sonst wie den Geliebten ans Herz gedrückt, dem sie die süßsten Namen gegeben, unwillig in's Feuer geworfen, weil er durchaus nicht singen wollte: Podrosz twoja nam niemila, milsza przyiazu w Kraiw-hyla, etc. Im Begriff, von dieser Expedition in ihr Zimmer zurück zu kehren, befand sie sich auf dem Vorplatz, als es klingend und klirrend hinter ihr her schritt. Sie schaute um sich, erblickte einen Offizier in voller Uniform der französischen Jägergarde, der den linken Arm in der Binde trug, und stürzte mit dem lauten Ruf: „Stanislaus, mein Stanislaus!“ ihm ohnmächtig in die Arme. Der Offizier, eingewurzelt im Boden vor Erstaunen und Ueberraschung, hatte nicht wenig Mühe Hermenegilda, die groß und üppig gebaut, eben keine geringe Last war, mit einem Arm, dessen er nur mächtig, aufrecht zu erhalten. Er drückte sie fest und sicher an sich, und indem er Hermenegilda's Herz an seiner Brust schlagen fühlte, mußte er sich gestehen, daß dies eins der entzückendsten Abentheuer sey, das er je erlebt. Sekunde auf Sekunde verging, der Offizier, ganz entzündet vom Liebesfeuer, das in tausend elektrischen Funken der holden Gestalt, die er in seinen Armen hielt, entströmte, drückte glühende Küsse auf die süßen Lippen. So fand ihn Graf Nepomuk, der aus seinen Zimmern trat. Auch er rief aufjauchzend vor Freude: „Graf Stanislaus!“ — In dem Augenblick erwachte Hermenegilda, und umschlang ihn inbrünstig, indem sie ganz außer sich von neuem rief: „Stanislaus! — mein Geliebter! mein Gatte!“ — Der Offizier im ganzen Gesicht glühend, zitternd — außer aller Fassung, trat eilen Schritt zurück, indem er sich sanft Hermenegilda's stürmischer Umarmung entzog. „Es ist der süßeste Augenblick meines Lebens — aber nicht schwelgen will ich in der Seligkeit, die mir nur ein Verthum bereitet — ich

bin ja nicht Stanislaus — ach ich bin es ja nicht.“ — So sprach der Offizier stotternd und zagend, entsetzt prallte Hermenegilda zurück, und als sie sich, den Offizier scharfer in's Auge fassend, überzeugt, daß die freilich ganz wunderbare Aehnlichkeit des Offiziers mit dem Geliebten sie getäuscht, eilte sie fort laut jammern und klagend. Graf Nepomuk konnte, da der Offizier sich nun als den jüngern Vetter des Grafen Stanislaus, als den Grafen Xaver von N. kund that, es kaum für möglich halten, daß der Knabe in so kurzer Zeit zum kräftigen Jünglinge herangewachsen. Freilich kam hinzu, daß die Strapazen des Kriegs dem Gesicht, der ganzen Haltung, einen männlicheren Charakter gaben, als es sonst der Fall gewesen seyn würde. Graf Xaver hatte nämlich mit seinem ältern Vetter Stanislaus zugleich das Vaterland verlassen, wie er, französische Kriegsdienste genommen und in Italien gefochten. Damals kaum achtzehn Jahre alt, zeichnete er sich doch bald als besonnener und löwentühner Kriegsheld auf solche Weise aus, daß ihn der Feldherr zu seinem Adjutanten erhob, und jetzt war er, ein zwanzigjähriger Jüngling, schon zum Obersten heraufgestiegen. Erhaltene Wunden nöthigten ihn einige Zeit auszuruhen. Er kehrte in das Vaterland zurück, und Aufträge von Stanislaus an die Geliebte führten ihn auf den Landhof des Grafen Nepomuk, wo er empfangen wurde, als sey er der Geliebte selbst. Graf Nepomuk und der Arzt, beide gaben sich alle nur ersinnliche Mühe, Hermenegilda, die ganz vernichtet von Scham und bitterm Schmerz, ihr Zimmer nicht verlassen wollte, so lange Xaver im Hause, zu beruhigen, aber umsonst. Xaver war außer sich, daß er Hermenegilda nicht wieder sehen sollte. Er schrieb ihr, daß er unverschuldet eine für ihn unglückliche Aehnlichkeit zu hart büße. Aber nicht ihn allein, sondern den geliebten Stanislaus selbst trübe das von jenem verhängnißvollen Moment erzeugte Mißgeschick, da ihm, dem Ueberbringer süßer Liebesbotschaft, jetzt alle Gelegenheit geraubt worden, ihr selbst, wie er gefollt, den Brief, den er von Stanislaus bei sich trage, einzuhändigen, und noch alles von Mund zu Mund hinzuzufügen, was Stanislaus in der Hast des Augenblicks nicht mehr schreiben konnte. Hermenegilda's Kammerfrau, die Xaver in sein Interesse gezogen, übernahm die Bestellung zur günstigen Stunde, und was dem Vater, dem Arzt nicht gelungen, bewirkte Xaver durch sein Schreiben. Hermenegilda entschloß sich ihn zu sehn. In tiefem Schweigen, mit niedergesenktem Blick empfing sie ihn in ihrem Gemach. Xaver nahte sich mit leisem schwankenden Schritt, er nahm Platz vor dem Sopha, auf dem sie saß, aber indem er sich herabbeugte von dem Stuhl, kniete er mehr vor Hermenegilda, als daß er sah, und so flehte er in den rührendsten Ausdrücken, mit einem Ton, als habe er sich des unverzeihlichsten Verbrechens anzulagen, nicht auf sein Haupt möge sie die Schuld des Irthums laden, der ihn die Seligkeit des geliebten Freundes empfinden lassen. Nicht ihn, nein Stanislaus selbst habe sie in der Wonne des Widersehens umarmt. Er übergab den Brief, und fing an von Stanislaus zu erzählen, wie er mit ächtreitlicher Treue selbst im blutigen Kampf seiner Dame gedienet, wie nur sein Herz glühe für Freiheit und Vaterland u. s. w. Xaver erzählte mit lebendigem Feuer, er riß Hermenegilda hin, die alle Sinnen bald überwunden, den zauberischen Blick ihrer Himmelsaugen unverwandt auf ihn richtete, so daß er, ein neuer, von Turandot's Blick getroffener, Galaf, durchbebt von süßer Wonne, nur mühsam die Erzählung fortspann. Ohne es selbst zu wissen, bedrängt von dem innern Kampf gegen die Leidenschaft, die in hellen Flammen aufblühen wollte, verlor er sich in die weittäufige Beschreibung einzelner Gefechte. Er sprach von Cavallerie:

angriffen — gesprengten Massen — eroberten Batterien. — Ungebuldig unterbrach ihn Hermenegilda, indem sie rief: „O, weg mit diesen blutigen Szenen eines Schauspiels der Hölle — sage! — sage mir nur, daß er mich liebt, daß Stanislaus mich liebt!“ — Da ergriff Kaver, ganz ermutigt, Hermenegilda's Hand, die er heftig an seine Brust drückte. „Höre ihn selbst, Deinen Stanislaus!“ so rief er, und nun strömten die Beteuerungen der glühendsten Liebe, wie sie nur dem Wahnsinn der verzehrendsten Leidenschaft eigen, von seinen Lippen. Er war zu Hermenegilda's Füßen gesunken, sie hatte ihn mit beiden Armen umschlungen, aber indem er schnell aufgesprungen sie an seine Brust drücken wollte, fühlte er sich heftig zurückgestoßen. Hermenegilda sah ihn mit starrm seltsamen Blick an, und sprach mit dumpfer Stimme: „Eile Puppe, wenn ich Dich auch zum Leben erwärme an meiner Brust, so bist Du doch nicht Stanislaus, und kannst es auch nimmer werden!“ — Hierauf verließ sie das Zimmer mit leisen langsamen Schritten. Kaver sah zu spät seine Unbesonnenheit ein. Daß er bis zum Wahnsinn in Hermenegilda, in die Braut des verwandten Freundes verliebt sey, fühlte er nur zu lebhaft, eben so aber auch, daß er bei jedem Schritt, den er zu Gunsten seiner thörichtesten Leidenschaft zu thun gedonnen, sich würde treulosen Freundschaftsbruch vorwerfen müssen. Schnell abreifen, ohne Hermenegilda wieder zu sehen, das war der heroische Entschluß, den er wirklich auf der Stelle so weit ausführte, daß er zu packen und seinen Wagen anzuspinnen befahl. Graf Nepomuk war hoch verwundert, als Kaver von ihm Abschied nahm; er bot alles auf ihn festzuhalten, doch mit einer Festigkeit, mehr von einer Art Krampf, als von wahrer Geistesstärke erzeugt, blieb Kaver dabei, daß besondere Ursachen ihn forttrieben. Den Säbel umgeschnallt, die Feldmütze in der Hand, stand er in der Mitte des Zimmers, der Bediente mit dem Mantel auf dem Vorsaal — Unten vor der Thüre wickelten ungeduldig die Pferde. — Da ging die Thür auf, Hermenegilda trat herein, mit unbeschreiblicher Annuth schritt sie auf den Grafen zu, und sprach holdselig: „Sie wollen fort, lieber Kaver? — und noch so vieles daucht ich von meinem geliebten Stanislaus zu hören! — Wissen Sie wohl, daß mich Ihre Erzählungen wunderbar trösten?“ — Kaver schlug hocherröthend die Augen nieder, man nahm Plag, Graf Nepomuk versicherte einmal über das andere, seit vielen Monaten habe er Hermenegilda nicht in dieser heitern unbefangenen Stimmung gesehen. Auf seinen Wink wurde, da die Zeit herangekommen, die Abendtafel in demselben Zimmer bereitet. Der edelste Ungarwein perlte in den Gläsern, und volle Gluth auf den Wangen nippte Hermenegilda aus dem gefüllten Pokal, hochfeiernd das Andenken des Geliebten, Freiheit und Vaterland. Zur Nacht reise ich fort, dachte Kaver im Innern, und frug in der That, als die Tafel aufgehoben, den Bedienten, ob der Wagen warte; der, erwiederte der Bediente, sey längst, wie Graf Nepomuk befohlen, abgepackt und abgespannt in die Remise geschoben, die Pferde fräßen im Stall und Woytsch schnarchte unten auf dem Strohsack. Kaver ließ es dabei bewenden. Hermenegilda's unvermuthete Erscheinung hatte den Grafen überzeugt, daß es nicht allein möglich, sondern auch rathlich und angenehm sey zu bleiben, und von dieser Ueberzeugung kam er zu der andern, daß es nur darauf ankomme sich zu besiegen, das heißt, Ausbrüchen der innern Leidenschaft zu wehren, die, den geisteskranken Zustand Hermenegilda's aufreizend, nur ihm in jeder Hinsicht verderblich werden könnten. Wie dann nun alles sich weiter fügen würde, so beschloß Kaver seine

Betrachtung, sollte selbst Hermenegilda aus ihren Träumen erwach, die heitere Gegenwart der besten Zukunft vorziehen, das liege dem alles in der Constanzität zusammenwirkender Umstände, und an Treuehaftigkeit, an Freundschaftsbruch sey nicht zu denken. Er sah Kaver andern Tages Hermenegilden wieder sah, wenn es ihm in der That, indem er sorglich auch das Vermeidliche vermied, was sein zu heißes Blut hätte in Wallung setzen können, seine Leidenschaft niederzukämpfen. In den Schranken der strengsten Sitte bleibend, so ließ ein frohlig Ceremoniell beachtend, gab er nur dem Besprechung die Schwingen jener Galanterie, die den Weibern mit süßen Zucker verderbliches Gift beibringt. Kaver, ein zwanzigjähriger Jüngling, in eigenem Liebeshändeln unerfahren, entfaltete, von dem süßen Taft fürs Böse im Innern geleitet, die Kunst des erfahrenen Meisters. Nur von Stanislaus, von seiner unaussprechlichen Liebe zur süßen Braut, sprach er, aber durch die volle Gluth, die er dann entzündet, wurde er geschickt sein eignes Bild durchschimmern zu lassen, so daß Hermenegilda in arger Verwirrung selbst nicht wußte, wie heide Bilder, das des abwesenden Stanislaus und das des gegenwärtigen Kaver, trennen. Kaver's Gesellschaft wurde bald der aufgeregten Hermenegilda zum Bedürfnis, und so geschah es, daß man sie beinahe beständig, und oft wie im traulichen Liebesgespräch zusammen sah. Die Gewohnheit überwand mehr und mehr Hermenegilda's Scheu, und in eben dem Grade überschritt Kaver jene Schranken des frohlig Ceremoniells, in die er sich Anfangs mit klugem Vorbedacht gehoben hatte. Arm in Arm gingen Hermenegilda und Kaver in dem Park umher, und sorglos ließ sie ihre Hand in der seinigen, wenn er im Zimmer neben ihr sitzend von dem glücklichen Stanislaus erzählte. Kam es nicht auf Staatshandel, auf die Sache des Vaterlandes an, so war Graf Nepomuk eben keines Blickes in die Thüre fähig, er begnügte sich mit dem, was er auf der Oberfläche wahrzunehmen im Stande, sein für alles überig todt's Gemüth vermochte die vorüberfließenden Bilder des Lebens nur dem Spiegel gleich im Moment zu erschüttern, spurlos schwanden sie dahin. Ohne Hermenegilda's inneres Wesen zu ahnen, hielt er es für gut, daß sie endlich die Püppchen, die bei ihrem thörichtesten wahnwitzigen Treiben den Geliebten vorstellten mußten, mit einem lebendigen Jüngling vertauschte, und glaubte mit vieler Schlaubeit vorauszu sehen, daß Kaver, der ihm als Schwiegersohn eben so lieb, bald ganz in Stanislaus Stelle treten werde. Er dachte nicht mehr an den treuen Stanislaus. Kaver glaubte dieses ebenfalls, nun, nachdem ein Paar Monate vergangen, Hermenegilda, so sehr ihr ganzes Wesen auch von dem Absterben an Stanislaus erfüllt schien, es sich doch gefüllt ließ, daß Kaver mehr und mehr sich ihr annäherte mit einiger Bewerhung. Eines Morgens hieß es, daß Hermenegilda sich in ihre Gemächer mit der Kammerfrau eingeschlossen habe, und durchaus niemanden sehen wolle. Graf Nepomuk glaubte nicht anders, als daß ein neuer Paroxismus eingetreten sey, der sich bald legen werde. Er bat den Grafen Kaver, die Gewalt, die er über Hermenegilda gewonnen, jetzt zu ihrem Heil zu üben, wie erstauete er aber, als Kaver es nicht allein durchaus verweigerte, sich Hermenegilden auf irgend eine Weise zu nähern, sondern sich auch in seinem ganzen Wesen auf eigene Art verändert zeigte. Statt wie sonst beinahe zu keck aufzutreten, war er verschüchtert, als habe er Gespenster gesehen, der Ton seiner Stimme schwankend — der Ausdruck matt und unzufammenhängend. — Er sprach davon, daß er nun durchaus nach Warschau müßte, daß er Hermenegilden wohl niemals wieder sehen werde — daß in der letzten Zeit ihr ver-

störtes Wesen ihm Grauen und Entsetzen erregt — daß er Bericht geleistet auf alles Glück der Liebe, daß er nun erst in der an Wahnsinn gränzenden Treue Hermenegilda's, die Treulosigkeit, die er an dem Freunde begeden wollen, zu seiner tiefsten Beschämung fähig, daß höchstwahrscheinlich sein einziges Rettungsmittel sey. Graf Nepomuk begriff alles nicht, nur schien es ihm endlich klar zu werden, daß Hermenegilda's wahnsinnige Schwärmerei den Jüngling angesteckt. Er suchte ihm dieß zu beweisen, doch umsonst. Xaver widerstrebte um so bestiger, als dringender Nepomuk ihm die Nothwendigkeit bewies, daß er Hermenegilda von allen Witzserien heile, folglich sie wieder sehen müsse. Schnell war der Streit geendet, als Xaver, wie von unsichtbarer unwiderstehlicher Gewalt getrieben, hinabrannte, sich in den Wagen warf und davon fuhr.

Graf Nepomuk, voller Gram und Zorn über Hermenegilda's Betragen, bestürmte sich nicht mehr um sie und so geschah es, daß mehrere Tage vergingen, die sie ungeschützt, auf ihrem Zimmer eingeschlossen, von niemanden als ihrer Kammerfrau gesehen, zubrachte.

In tiefen Gedanken, ganz erfüllt von den Helbenthaten jenes Mannes, den die Polen damals anbeteten wie ein falsches Höhenbild, sah Nepomuk eines Tages in seinem Zimmer, als die Thür aufging und Hermenegilda in voller Trauer mit lang herabhängendem Witwenschleier eintrat. Langsam feierlichen Schrittes nahte sie sich dem Grafen, ließ sich dann auf die Knie nieder und sprach mit bebender Stimme: „O mein Vater — Graf Stanislaus, mein geliebter Vater, ist hinüber — er fiel als Held im blutigen Kampf: — vor Dir kniet seine bejammernswürdige Witwe!“ — Graf Nepomuk mußte dieß um so mehr für einen neuen Ausbruch der zerrütteten Gemüthsstimmung Hermenegilda's halten, als noch Tages zuvor Nachrichten von dem Wohlbestinden des Grafen Stanislaus eingelaufen waren. Er hob Hermenegilda sanft auf, indem er sprach: „Beruhige Dich, liebe Tochter, Stanislaus ist wohl, bald eilt er in Deine Arme.“ — Da athmete Hermenegilda auf wie im schweren Todesfeufzer und sank von wildem Schmerz zerrissen neben dem Grafen hin in die Polster des Sophas. Doch nach wenigen Sekunden wieder zu sich selbst gekommen, sprach sie mit wunderbarer Ruhe und Fassung: „Daß es mich Dir sagen, lieber Vater! wie ich alles dabei, denn Du mußt es wissen, damit Du in mir die Witwe des Grafen Stanislaus von N. erkennest. — Wißt, daß ich vor sechs Tagen in der Abenddämmerung mich in dem Pavillon an der Südseite unseres Parks befand. Alle meine Gedanken, mein ganzes Wesen dem Geliebten zugewendet, fühlte ich meine Augen sich unwillkürlich schließen, nicht in Schlaf, nein, in einen seltsamen Zustand verfiel ich, den ich nicht anders nennen kann, als waches Träumen. Aber bald schwirrte und brönte es um mich her, ich vernahm ein wildes Getümmel, es fiel ganz in der Nähe Schuß auf Schuß. Ich fuhr auf, und war nicht wenig erstaunt mich in einer Feldbütte zu befinden. Vor mir kniete er selbst — mein Stanislaus. — Ich umschlang ihn mit meinen Armen, ich drückte ihn an meine Brust — Gelobt sey Gott, rief er, Du lebst. Du bist mein! — Er sagte mir, ich sey gleich nach der Trauung in tiefe Ohnmacht gesunken, und ich thörlich Ding erinnerte mich jetzt erst, daß ja Vater Gyprianus, den ich in diesem Augenblick erst zur Feldbütte hinausschreiten sah, uns ja eben in der nahen Kapelle unter dem Donner des Geschüßes, unter dem wilden Toben der nahen Schlacht getraut hatte. Der goldne Trauring blinkte an meinem Finger. Die Seligkeit, mit der ich nun aufs neue den Gatten umarmte, war unbeschreiblich: nie gefühltes namenloses Entzücken des beglückten Weibes durchbebt mein Inneres — mir

schwanden die Sinne — da wehte es mich an mit eiskaltem Frost. — Ich schlug die Augen auf — entsetzlich! mitten im Gemüth der wilden Schlacht — vor mir die brennende Feldbütte, aus der man mich wahrscheinlich gerettet! — Stanislaus bebrängt von feindlichen Reitern — Freunde sprengen heran ihn zu retten — zu spät, von hinten haut ihn ein Reiter herab vom Pferde.“ — Aufs neue sank Hermenegilda überwältigt von dem entsetzlichen Schmerz ohnmächtig zusammen. Nepomuk eilte nach stärkenden Mitteln, doch es bedurfte ihrer nicht, mit wunderbarer Kraft feste sich Hermenegilda zusammen. „Der Wille des Himmels ist erfüllt,“ sprach sie dumpf und feierlich, „nicht zu klagen ziemt es mir, aber bis zum Tode dem Gatten treu, soll kein irdisches Bündniß mich von ihm trennen. Um ihn trauern, für ihn, für unser Heil beten, das ist jetzt meine Bestimmung, und nichts soll diese mir verstören.“ Graf Nepomuk mußte mit vollem Recht glauben, daß der innerlich brütende Wahnsinn Hermenegilda's sich durch jene Vision Luft gemacht habe, und da die ruhige klösterliche Trauer Hermenegilda's um den Gatten kein ausschweifendes beunruhigendes Treiben zuließ, so war dem Grafen Nepomuk dieser Zustand, den die Ankunft des Grafen Stanislaus schnell enden mußte, ganz recht. Dieß Nepomuk zuweilen etwas von Träumereien und Visionen fallen, so lächelte Hermenegilda schmerzlich, dann drückte sie aber den goldenen Ring, den sie am Finger trug, an den Mund, und benetzte ihn mit heißen Thränen. Graf Nepomuk bemerkte mit Erstaunen, daß dieser Ring wirklich ein ganz fremder war, den er nie bei seiner Tochter gesehen; da es indessen tausend Fälle gab, wie sie dazu gekommen seyn konnte, so gab er sich nicht einmal die Mühe weiter nachzuforschen. Wichtigter war ihm die böse Nachricht, daß Graf Stanislaus in feindliche Gefangenschaft gerathen sey. Hermenegilda fing an auf eigne Weise zu kränkeln, sie klagte oft über eine seltsame Empfindung, die sie eben nicht Krankheit nennen könne, die aber ihr ganzes Wesen auf seltsame Art durchbeute. Um diese Zeit kam Fürst Z. mit seiner Gemahlin. Die Fürstin hatte, als Hermenegilda's Mutter frühzeitig starb, ihre Stelle vertreten, und schon deshalb wurde sie von ihr mit kindlicher Hingebung empfangen. Hermenegilda erchrlos vor würdigen Frau ihr ganzes Herz und klagte mit der bittersten Behmuth, daß, unerachtet sie für die Wahrheit aller Umstände Rücksicht der wirklich vollzogenen Trauung mit Stanislaus die überzeugendsten Beweise habe, man sie doch eine wahnsinnige Träumerei schelte. Die Fürstin, von allem unterrichtet und von Hermenegilda's zerrüttetem Gemüthszustande überzeugt, hüthete sich wohl ihr zu widersprechen; sie begnügte sich damit, ihr zu versichern, daß die Zeit alles aufklären werde und daß es wohlgethan sey, sich in frommer Demuth dem Willen des Himmels ganz zu ergeben. Aufmerksam wurde die Fürstin, als Hermenegilda von ihrem körperlichen Zustande sprach und die sonderbaren Anfälle beschrieb, die ihr Inneres zu verstören schienen. Man sah, wie die Fürstin mit der ängstlichsten Sorgfalt über Hermenegilda wachte, und wie ihre Bekümmerniß in dem Grade stieg, als Hermenegilda sich ganz zu erholen schien. Die todtblasenden Wangen und Lippen rötheten sich wieder, die Augen verloren das düstre unheimliche Feuer, der Blick wurde mild und ruhig, die abgemagerten Formen rundeten sich mehr und mehr, kurz, Hermenegilda blühte ganz auf in voller Jugend und Schönheit. Und doch schien die Fürstin sie für kränker als jemals zu halten, denn: „Wie ist Dir, was hast Du, mein Kind? — Was fühlst Du?“ so frug sie, quälende Besorgniß im Blick, sobald Hermenegilda nur seufzte oder im mindesten erblaßte. Graf Nepomuk, der Fürstin, die Fürstin beratheten sich, was es denn nun werden solle mit Hermenegilda und ihrer siren

Idee, Stanislaus Witwe zu seyn. „Ich glaube leider,“ sprach der Fürst, „daß ihr Wahnsinn unheilbar bleiben wird, denn sie ist körperlich kerngesund, und nährt den zerrütteten Zustand ihrer Seele mit voller Kraft. — „Ja,“ fuhr er fort, als die Fürstin schmerzlich vor sich hinblickte, „sie ist kerngesund, unerachtet sie zur Ungebühr und zu ihrem offenbaren Nachtheil wie eine Kranke gepflegt, gehätschelt und geängstet wird.“ Die Fürstin, welche diese Worte trafen, faßte den Grafen Nepomuk ins Auge und sprach rasch und entschieden: „Nein! — Hermenegilda ist nicht krank, aber läge es nicht im Reich der Unmöglichkeit, daß sie sich vergangen haben könnte, so würde ich überzeugt seyn, daß sie sich in guter Hoffnung befindet.“ Damit stand sie auf und verließ das Zimmer. Wie vom Blitz getroffen starrten sich Graf Nepomuk und der Fürst an. Dieser, zuerst das Wort aufnehmend, meinte, „daß seine Frau auch zuweilen von den sonderbarsten Visionen heimgesucht werde.“ Graf Nepomuk sprach aber sehr ernst: „Die Fürstin hat darin Recht, daß ein Vergehen der Art von Seiten Hermenegilda's durchaus im Reich der Unmöglichkeit liegt; wenn ich Dir aber sage, daß als Hermenegilda gestern vor mir herging, mir es selbst wie ein närrischer Gedanke durch den Sinn fuhr: Nun seht einmal, die junge Wittve ist ja guter Hoffnung; daß dieser Gedanke offenbar nur durch das Betrachten ihrer Gestalt erzeugt werden konnte, wenn ich Dir das alles sage, so wirst Du es natürlich finden, wie die Worte der Fürstin mich mit trüber Besorgniß, ja mit der peinlichsten Angst erfüllen.“ „So muß,“ erwiederte der Fürst, „der Arzt oder die weise Frau entscheiden, und entweder das vielleicht voreilige Urtheil der Fürstin vernichtet oder unsere Schande bestätigt werden.“ Mehrere Tage schwankten Beide von Entschluß zu Entschluß. Beiden wurden Hermenegilda's Formen verdächtig, die Fürstin sollte entscheiden, was jetzt zu thun. Sie verwarf die Einmischung eines vielleicht plauderhaften Arztes und meinte, daß andere Hülfen wohl erst in fünf Monaten nötig seyn werde. „Welche Hülfen?“ schrie Graf Nepomuk entsetzt. „Ja,“ fuhr die Fürstin mit erhöhter Stimme fort, „es ist nun gar kein Zweifel mehr, Hermenegilda ist entweder die verruchteste Heuchlerin, die jemals geboren, oder es waltet ein unerforschliches Geheimniß — genug, sie ist guter Hoffnung!“ — Ganz erarrt vor Schreck fand Graf Nepomuk keine Worte; eoblich sich mühsam ermannend beschwor er die Fürstin, koste es was es wolle, von Hermenegilda selbst zu erforschen, wer der Unglückselige sey, der die unaussprechliche Schmach über sein Haus gebracht. „Noch,“ sprach die Fürstin, „ahnet Hermenegilda nicht, daß ich um ihren Zustand weiß. Von dem Moment, wenn ich es ihr sagen werde, wie es um sie steht, verspreche ich mir Alles. Ueberrascht, wird sie die Larve der Heuchlerin fallen lassen, oder es muß sich sonst ihre Unschuld auf eine wunderbare Weise offenbaren, unerachtet ich es auch nicht zu träumen vermag, wie dieß sollte geschehen können.“ — Noch denselben Abend war die Fürstin mit Hermenegilda, deren mütterliches Ansehen mit jeder Stunde zuzunehmen schien, allein auf ihrem Zimmer. Da ergriff die Fürstin das arme Kind bei beiden Armen, blickte ihr scharf ins Auge und sagte mit schneidendem Ton: „Siehe, Du bist guter Hoffnung!“ Da schlug Hermenegilda den wie von himmlischer Wonne verklärten Blick in die Höhe, und rief mit dem Tone des höchsten Entzückens: „O Mutter, Mutter, ich weiß es ja! — Lange süßt' ich es, daß ich, siel auch der theure Gatte unter den mörderischen Streichen der wilden Feinde, dennoch unaussprechlich glücklich seyn sollte. Ja! — jener Moment meines höchsten irdischen Glücks lebt in mir fort, ich werde ihn ganz wieder haben, den geliebten

Gatten in dem theuern Pfande des süßen Bundes.“ Die Fürstin war es, als finge sich alles an um sie zu drehen, als wollten ihr die Sinne schwinden. Die Wabe des Hermenegilda's Ausdruck — ihr Entzücken, ihre wahre Verklärung ließ keinen Gedanken an erweichendes Wesen, an Trug aufkommen, und doch konnte nur tiefer Wahnsinn auf ihre Behauptung etwas geben. Von dem letzten Gedanken ganz erfasst, stieß die Fürstin Hermenegilda von sich, indem sie heftig rief: „Wahnsinn! Ein Traum hat Dich in den Zustand versetzt, der Schmach und Schande über uns alle bringt! — Geh! Du, daß Du mich mit albernen Mährchen zu untergehen vermagst? Besinne Dich — laß alle Ereignisse der vorigen Tage Dir vorübergehen. Ein wahres Bekenntniß kann uns vielleicht verhehlen.“ — In Thränen gebadet, ganz aufgelöst von heftigem Schmerz sank Hermenegilda vor der Fürstin auf die Knie und jammerte: „Mutter, auch Du schiltst mich eine Träumerin, auch Du glaubst nicht daran, daß die Kirche mich mit Stanislaus verband, daß ich kein Weib bin? — Aber sieh doch nur hier den Ring an meinem Finger — was sage ich! — Du, Du kennst ja meinen Zustand, ist denn das nicht genug, Dich zu überzeugen, daß ich nicht träumte?“ Die Fürstin nahm mit dem tiefsten Erstaunen wahr, daß Hermenegilda den Gedanken eines Vergehens gar nicht einkam, daß sie die Bedeutung darauf gar nicht aufzufaßt, gar nicht verstand. Der Fürstin ihre Hände heftig an die Brust drückend, flehte Hermenegilda immer fort, sie möge doch nur jagen, da es ihr Zustand außer Zweifel setze, an ihren Gatten glauben, und die ganz bestürzte, ganz außer sich gefetzte Frau wußte in der That selbst nicht mehr, was sie der Armen sagen, welchen Weg sie überhaupt einschlagen sollte, dem Geheimniß, das hier walten mußte, auf die Spur zu kommen. Erst nach mehreren Tagen erklärte die Fürstin dem Gemahl und dem Grafen Nepomuk, daß es unmöglich sey, von Hermenegilda, die sich von dem Gatten schwanger glaube, mehr heraus zu bringen, als wovon sie selbst im Innersten der Seele überzeugt sey. Die Männer voller Zorn schalteten Hermenegilda eine Heuchlerin, und insonderheit schwur Graf Nepomuk, daß, wenn gelinde Mittel sie nicht von dem wahnwitzigen Gedanken, ihm ein abgeschmacktes Mährchen aufzusuchen, zurückbringen würden, er es mit strengen Maßregeln versuchen werde. Die Fürstin meinte dagegen, daß jede Strenge eine zwecklose Grausamkeit sey würde. Ueberzeugt sey sie nehmlich, wie gesagt, daß Hermenegilda keinesweges heuchelte, sondern daran, was sie sagte, mit voller Seele glaube. „Es gibt,“ fuhr sie fort, „noch manches Geheimniß in der Welt, das zu begreifen wir gänzlich außer Stande sind. Wie, wenn das lebhafteste Zusammenwirken des Gedankens auch eine physische Wirkung haben könnte, wie wenn eine geistige Zusammenkunft zwischen Stanislaus und Hermenegilda sie in den uns unerklärlichen Zustand versetzte?“ Ueberachtet aller Berns, aller Bedrängniß des fatalen Augenblicks konnten sich der Fürst und Graf Nepomuk doch des lauten Lachens nicht enthalten, als die Fürstin diesen Gedanken äußerte, den die Männer den subtilsten nannten, der ja das Menschliche ätherisirt habe. Die Fürstin, blutroth im ganzen Gesicht, meinte, daß den rohen Männern der Sinn für dergleichen abginge, daß sie das ganze Verhältniß, in das ihr armes Kind, an dessen Unschuld sie unbedingt glaube, gerathen, anstößig und abscheulich finde, und daß eine Reise, die sie mit ihr zu unternehmen gedenke, das einzige und beste Mittel sey, sie der Arglist, dem Hohne ihrer Umgebung zu entziehen. Graf Nepomuk war mit diesem Vorschlage sehr zufrieden, denn da Hermenegilda selbst gar kein Geheimniß aus ihrem Zustande machte, so mußte sie, sollte ihr Ruf über

schon kloßen, freilich aus dem Kreise der Bekannten entfernt werden.

Dies ausgemacht, fühlten sich alle beruhigt. Graf Nepomuk dachte kaum mehr an das beängstigende Gebotnis selbst, als er nur die Möglichkeit sah, es der Welt, deren Hohn ihm das Bitterste war, zu verbergen; und der Fürst urtheilte sehr richtig, daß bei der seltsamen Lage der Dinge, bei Hermenegilda's unerheuchtem Gemüthszustande freilich gar nichts anders zu thun sey, als die Auflösung des wunderbaren Räthsels der Zeit zu überlassen. Eben wollte man nach geschlossener Beratung auseinander gehen, als die plötzliche Ankunft des Grafen Kaver von N. über alle neue Verlegenheit, neue Kümmeris brachte. Erhißt von dem scharfen Ritt, über und über mit Staub bedeckt, mit der Haß eines von wider Leidenschaft getriebenen, stürzte er ins Zimmer und rief, ohne Gruß, alle Sitte nicht beachtend, mit starker Stimme: „Er ist todt, Graf Stanislaus! — nicht in Gefangenschaft gerieth er — nein — er wurde niedergeboren von den Feinden — hier sind Beweise!“ — Damit steckte er mehrere Briefe, die er schnell hervorgerissen, dem Grafen Nepomuk in die Hände. Dieser fing ganz bestürzt an zu lesen. Die Fürstin sah in die Blätter hinein, kaum hatte sie wenige Zeilen ersahet, als sie mit zum Himmel emporgerichtetem Blick die Hände zusammenschlug und schmerzlich ausrief: „Hermenegilda! — armes Kind! welches unerforschliche Geheimnis!“ — Sie hatte gefunden, daß Stanislaus Tobestag gerade mit Hermenegilda's Angabe zusammentraf, daß sich alles so begeben, wie sie es in dem verhängnisvollen Augenblick geschaut hatte. „Er ist todt,“ sprach nun Kaver rasch und feurig, „Hermenegilda ist frei, mir, der ich sie liebe wie mein Leben, steht nichts mehr entgegen, ich bitte um ihre Hand!“ — Graf Nepomuk vermochte nicht zu antworten, der Fürst nahm das Wort und erklärte, daß gewisse Umstände es ganz unmöglich machten, jetzt auf seinen Antrag einzugehen, daß er in diesem Augenblick nicht einmal Hermenegilda sehen könne, daß es also das Beste sey, sich wieder schnell zu entfernen, wie er gekommen. Kaver entgegnete, daß er Hermenegilda's zerrütteten Gemüthszustand, von dem wahrscheinlich die Rede sey, recht gut kenne, daß er dieß aber um so weniger für ein Hindernis halte, als gerade seine Verbindung mit Hermenegilda jenen Zustand enden würde. Die Fürstin versicherte ihm, daß Hermenegilda ihrem Stanislaus Treue bis in den Tod geschworen, jede andere Verbindung darüber verwerfen würde, übrigens besinde sie sich gar nicht mehr auf dem Schlosse. Da lachte Kaver laut auf, und meinte, nur des Vaters Einwilligung bedürfte er; Hermenegilda's Herz zu rühren, das solle man nur ihm überlassen. Ganz erzürnt über des Jünglings ungestüme Zubringlichkeit erklärte Graf Nepomuk, daß er in diesem Augenblicke vergebens auf seine Einwilligung hoffe und nur sogleich das Schloß verlassen möge. Graf Kaver sah ihn starr an, öffnete die Thür des Vorfaßs und rief hinaus, Wojcisch solle den Mantelsack hereinbringen, die Pferde abfarteln und in den Stall führen. Dann kam er in's Zimmer zurück, warf sich in den Lehnstuhl, der dicht am Fenster stand, und erklärte ruhig und ernst: Gehe er Hermenegilda gesehen und gesprochen, werde ihn nur off ne Gewalt vom Schlosse wegtreiben. Graf Nepomuk meinte, daß er dann auf einen recht langen Aufenthalt rechnen könne, übrigens aber erlauben müsse, daß er seiner Seite das Schloß verlasse. Alle, Graf Nepomuk, der Fürst und seine Gemahlin gingen hierauf aus dem Zimmer, um so schnell als möglich Hermenegilda fortzuschaffen. Der Zufall wollte indessen, daß sie gerade in dieser Stunde, ganz wider ihre sonstige Gewohnheit, in den Park gegangen war. Kaver, durch das

Fenster blickend, an dem er saß, gewahrte sie ganz in der Ferne wandelnd. Er rannte hinunter in den Park, und erreichte endlich Hermenegilda, als sie eben in jenen verhängnisvollen Pavillon an der Südseite des Parks trat. Ihr Zustand war nun schon beinahe jedem Auge sichtbar. „O all' ihr Mächte des Himmels!“ rief Kaver, als er vor Hermenegilda stand, dann stürzte er aber zu ihren Füßen, und beschwor sie unter den heiligsten Bekehrungen seiner gläubigsten Liebe, ihn zum glücklichsten Gatten aufzunehmen. Hermenegilda, ganz außer sich vor Schreck und Ueberraschung, sagte ihm: „Ein böses Geschick habe ihn hergeführt, ihre Ruhe zu stören — niemals, niemals würde sie, dem geliebten Stanislaus zur Treue bis in den Tod verbunden, die Gattin eines andern werden.“ Als nun aber Kaver nicht aufhörte mit Bitten und Bekehrungen, als er endlich in toller Leidenschaft ihr vorbielt, daß sie sich selbst täusche, daß sie ihm ja schon die süßesten Liebesaugenblicke geschenkt, als er, aufgesprungen vom Boden, sie in seine Arme schließen wollte, da rief sie ihn, den Tod im Antlitz, mit Abscheu und Berachtung zurück, indem sie rief: „Glender, selbstsüchtiger Thor, eben so wenig, wie Du das süße Pfand meines Bundes mit Stanislaus vernichten kannst, eben so wenig vermagst Du mich zum verbrecherischen Bruch der Treue zu verführen — Fort aus meinen Augen!“ Da streckte Kaver die geballte Faust ihr entgegen, lachte laut auf in wildem Hohn und schrie: „Wahnsinnige, brachst Du denn nicht selbst jenen albernen Schwur? — Das Kind, das Du unter dem Herzen trägst, mein Kind ist es, mich unarmtest Du hier an dieser Stelle — mein e Buhlschaft warst Du und bleibst Du, wenn ich Dich nicht erbebe zu meiner Gattin.“ — Hermenegilda blickte ihn an, die Bluth der Hölle in den Augen, dann kreischte sie auf: „Ungeheuer!“ und sank wie zum Tode getroffen nieder auf den Boden.

Wie von allen Furien verfolgt, rannte Kaver in das Schloß zurück, er traf auf die Fürstin, die er mit Ungestüm bei der Hand ergriff und hineinzog in die Zimmer. „Sie hat mich verworfen mit Abscheu — mich, den Vater ihres Kindes!“ „Um aller Heiligen willen! Du? — Kaver! — mein Gott!“ — sprach wie war es möglich?“ — so rief von Entsetzen ergriffen die Fürstin. „Mag mich verdammen,“ fuhr Kaver gefasster fort, „wer da will, aber glüht ihm gleich mir das Blut in den Adern, gleich mir wird er in einem solchen Moment sündigen. — In dem Pavillon traf ich Hermenegilda in einem seltsamen Zustande, den ich nicht zu beschreiben vermag. Sie lag wie fest schlafend und träumend auf dem Kanopec. Kaum war ich eingetreten, als sie sich erhob, auf mich zukam, mich bei der Hand ergriff und feierlichen Schritte durch den Pavillon ging. Dann kniete sie nieder, ich that ein gleiches, sie betete und ich bemerkte bald, daß sie im Geiste einen Priester vor uns sah. Sie zog einen Ring vom Finger, den sie dem Priester darreichte, ich nahm ihn und steckte ihr einen goldnen Ring an, den ich von meinem Finger zog, dann sank sie mit der inbrünstigsten Liebe in meine Arme — Als ich entfloß, lag sie in tiefem bewusstlosem Schlaf.“ — „Entsetzlicher Mensch! — ungeheurer Frevol!“ schrie die Fürstin ganz außer sich. — Graf Nepomuk und der Fürst traten hinein, in wenigen Worten erfuhren sie Kavers Bekenntnisse, und wie tief wurde der Fürstin zartes Gemüth verwundet, als die Männer Kavers freveliche That sehr verzeihlich und durch seine Verbindung mit Hermenegilda gesühnt fanden. „Nein,“ sprach die Fürstin, „nimmer wird Hermenegilda dem die Hand als Gattin reichen, der es wagte, wie der hämische Geist der Hölle, den höchsten Moment ihres Lebens mit dem ungeheuersten Frevol zu vergiften.“ „Sie wird,“ sprach Graf Kaver mit kaltem, höhendem Stolz, „mir die Hand reichen müssen, um ihre Ehre zu retten

— ich bleibe hier und alles fügt sich! — In diesem Augenblick entstand ein dumpfes Geräusch, man brachte Hermenegilda, die der Gärtner im Pavillon leblos gefunden, in das Schloß zurück. Man legte sie auf das Sopha; ehe es die Fürstin verhindern konnte, trat Zaver hinan und faßte ihre Hand. Da fuhr sie mit einem entsetzlichen Schrei, nicht menschlicher Ton, nein, dem schneidenden Zammerlaut eines wilden Thiers ähnlich, in die Höhe und starrte in gräßlicher Verzückung den Grafen mit funkensprühenden Augen an. Der taumelte wie vom tödtenden Blitz getroffen zurück und tallte kaum verständlich: „Pferde!“ — Auf den Wink der Fürstin brachte man ihn herab — „Wein! — Wein!“ schrie er, stürzte einige Gläser hinunter, warf sich dann erkräftigt auf's Pferd und jag davon. — Hermenegilda's Zustand, der aus dem dumpfen Wahnstinn in wilde Raserei übergehen zu wollen schien, änderte auch Nepomuk's und des Fürsten Geminnungen, die nun erst das Entsetzliche, Unföhrbare von Zaver's That einsahen. Man wollte nach dem Arzt senden, aber die Fürstin verwarf alle ärztliche Hülfe, wo nur geistlicher Trost vielleicht wirken könne. Statt des Arztes erschien also der Carmelitermönch Cyprianus, Beichtvater des Hauses. Auf wunderbare Weise gelang es ihm, Hermenegilda aus der Bewußtlosigkeit des fieren Wahnsinns zu erwecken. Noch mehr! — bald wurde sie ruhig und gefaßt; sie sprach ganz zusammenhängend mit der Fürstin, der sie den Wunsch äußerte, nach ihrer Niederkunft ihr Leben im Cisterzienser Kloster zu N. in steter Reue und Trauer hinzubringen. Ihren Trauerkleidern hatte sie Schleier hinzugefügt, die ihr Gesicht undurchdringlich verhüllten, und die sie niemals lüpfte. Vater Cyprianus verließ das Schloß, kam aber nach einigen Tagen wieder. Unterdessen hatte der Fürst Z. an den Bürgermeister zu L. geschrieben, dort sollte Hermenegilda ihre Niederkunft abwarten, und von der Keblissin des Cisterzienser Klosters, einer Verwandten des Hauses, dahingebracht werden, während die Fürstin nach Italien reiste, und angeblich Hermenegilda mitnahm. — Es war Mitternacht, der Wagen, der Hermenegilda nach dem Kloster bringen sollte, stand vor der Thüre. Von Gram gebeugt, erwartete Nepomuk, der Fürst, die Fürstin, das unglückliche Kind, um von ihr Abschied zu nehmen. Da trat sie in Schleier gehüllt, an der Hand des Mönchs, in das von Kerzen hell erleuchtete Zimmer. Cyprianus sprach mit feierlicher Stimme: „Die Kopenschwester Colesina sundigte schwer, als sie sich noch in der Welt befand, denn der Frevler des Teufels besetzte ihr reines Gemüth, doch ein unaufhebliches Gelübde bringt ihr Trost — Ruhe und ewige Seligkeit! — Nie wird die Welt mehr das Antlitz schauen, dessen Schönheit den Teufel anlockte — Schaut her! — so beginnt und vollendet Colesina ihre Buße!“ Damit hob der Mönch Hermenegilda's Schleier auf, und schneidendes Weh durchfuhr alle, da sie die blaße Todtenlarve erblickten, in die Hermenegilda's einziges Antlitz auf immer verschlossen! — Sie schied, keines Wortes mächtig, von dem Vater, der ganz aufgelöst von verzehrendem Schmerz nicht mehr leben zu können dachte. Der Fürst, sonst ein gefaßter Mann, badete sich in Thränen, nur der Fürstin gelang es, mit aller Macht den Schrecken jenes grauenvollen Gelübdes niederzukämpfen, sich aufrecht zu erhalten in milder Fassung. —

Wie Graf Zaver Hermenegilda's Aufenthalt und sogar den Umstand, daß das geborne Kind der Kirche geweiht seyn sollte, erfahren, ist unerklärlich. Wenig nuzte ihm der Raub des Kindes, denn als er nach P. gekommen, und es in die Hände einer vertrauten Frau zur Pflege geben wollte, war es nicht, wie er glaubte, von der Kälte ohnmächtig geworden, sondern todt. Darauf verschwand

Graf Zaver spurlos, und man glaubte, er habe sich den Tod gegeben. Mehrere Jahre waren vergangen, als der junge Fürst Boteslaw von Z. auf seinen Reisen nach Neapel in die Nähe des Posillippo kam. Dort in der gemuthigsten Gegend liegt ein Kamaldulenser Kloster, so dem der Fürst berausstieg, um eine Aussicht zu genießen, die ihm als die reizendste in ganz Neapel geschildert worden. Eben im Begriff, auf die herauspringende Felsenspitze im Garten zu treten, die ihm als der schönste Punkt beschrieben, bemerkte er einen Mönch, der vor ihm mit einem großen Stein Platz genommen und, ein aufgeschlagenes Gebetbuch auf dem Schooß, in die Ferne hinaus schaute. Sein Antlitz, in den Grundzügen noch jugendlich, war nur durch tiefen Gram erschaffen. Dem Fürsten kam, als er den Mönch näher und näher betrachtete, eine dunkle Erinnerung. Er schlich näher heran und es fiel ihm gleich ins Auge, daß das Gebetbuch in polnischer Sprache abgefaßt war. Darauf retrete er den Mönch polnisch an, dieser wandte sich voller Schreck um, kaum hatte er aber den Fürsten erblickt, als er ihn Gesicht verhält und schnell, wie vom bösen Geist angetrieben, durch die Gebüsche entflo. Fürst Boteslaw versicherte, als er dem Grafen Nepomuk das Abenteuer erzählte, dieser Mönch sey niemand anders gewesen, als der Graf Zaver von R.

### Das steinerne Herz,

Jedem Reisenden, der bei guter Tageszeit sich dem Städtchen G. von der südlichen Seite bis auf eine halbe Stunde Weges genähert, fällt der Landstraße rechts ein stattliches Landhaus in die Augen, welches mit seinen wunderlichen, bunten Zinnen aus feinstem Giebelwerk emporsteigt. Dieses Gebüsch umkränzt den wellläufigen Garten, der sich, in weiter Strecke Westwärts hinzieht. Kommt du einmal, vielgeliebter Leser! des Weges, so scheue weiter den kleinen Aufschalt deiner Reise, noch das kleine Trinkgeld, das du etwa dem Gärtner geben dürftest, sondern steige fein aus dem Wagen, und laß dir Haus und Garten aufschließen, vorgehend, du hättest den verstorbenen Eigentümer des gemuthigen Landhauses, den Hofrath Reutlinger in G., recht gut gekannt. Im Grunde genommen kanntest du dieß alsdann mit gutem Fug thun, wenn es dir gefallen sollte, alles, was ich dir zu erzählen eben im Begriff stehe, bis ans Ende durchzulesen; denn ich hoffe, der Hofrath Reutlinger soll dir alsdann mit all seinem sanftberedenden Thun und Treiben so vor Augen stehen, als ob du ihn wirklich selbst gekannt hättest. Schon von weitem findest du das Landhaus auf alterthümliche, arabischer Weise mit bunten, gemalten Zierrathen verziert, wo klagst mit Recht über die Geschmacklosigkeit dieser zum Theil widersinnigen Wandgemälde, aber bei näherer Betrachtung weßt dich ein besonderer, wunderbarer Geist aus diesen bemalten Steinen an, und mit einem leisen Schauer, der dich überläuft, trittst du in die weite Vorhalle. Auf den in Felder abgetheilten, mit weißem Gipsmarmor bekleideten Wänden erblickst du mit grellen Farben gemalte Arabesken, die in den wunderbarlichsten Verschlingungen, Menschen- und Thiergehalten, Blumen, Früchte, Gesteine, darstellen, und deren Bedeutung du ohne weitere Verbeutlichung zu ahnen glaubbst. Im Saal, der den untern Stock in der Breite einnimmt, und bis über den zweiten Stock hinaufsteigt, scheint in vergoldeter Bilderei alles das plastisch ausgeführt, was erst durch Gemälde angedeutet wurde. Du wirst im ersten Augenblick vom verdorrten Gesicht des Sechzehnters Ludwig des Bierzehnten reden, du wirst weißlich

schmähen über das Barocke, Ueberladene, Grelle, Geschmacklose dieses Styls; aber bist du nur was weniges meines Sinnes, fehlt es dir nicht an reger Fantasie, welches ich allemal bei dir, mein gütiger Leser! voraussetze, so wirst du bald allen in der That gegründeten Tadel vergessen. Es wird dir so zu Muthe werden, als sey die regellose Willkühr nur das freie Spiel des Meisters mit Gestaltungen, über die er unumschränkt zu herrschen wolle, dann aber, als verketzte sich alles zur bittersten Ironie des heftigen Tränkenden Gemüths eigen. Ich rufe dir, geliebter Leser! die kleinen Zimmer des zweiten Stods, die wie eine Gallerie den Saal umgeben, und aus deren Fenstern man hinabschaut in den Saal, zu durchwandern. Hier sind die Verzerrungen sehr einfach, aber hin und wieder stößt du auf deutsche, arabische und türkische Inschriften, die sich wunderbar genau ausnehmen. Du eilst jetzt nach dem Garten, er ist nach altfranzösischer Art mit langen, breiten, von hohen Terrassen umschlossenen Gängen, mit geräumigen Kaskaden angelegt, und mit Statuen, mit Fontainen geschmückt. Ich weiß nicht, ob du, geliebter Leser, nicht auch den ersten, feierlichen Eindruck, den solch' ein altfranzösischer Garten macht, mit mir fühlst, und ob du solch' ein Gartenkunstwerk nicht der abtörenden Kleinigkeitstrümelei vorziehest, die in unsern sogenannten englischen Gärten mit Brücken und Flüsslein, und Lempingen und Grötchen getrieben wird. Am Ende des Gartens trittst du in einen finstern Hain von Trauerweiden, Hängebirken und Weymoutskiefern. Der Gärtner sagt dir, daß dies Wäldchen, wie man es, von der Höhe des Hauses hinabschauend, deutlich wahrnehmen kann, die Form eines Herzens hat. Mitten darin ist ein Pavillon von dunklem schlesischen Marmor in der Form eines Herzens erbaut. Du trittst hinein, der Boden ist mit weißen Marmorplatten ausgelegt, in der Mitte erblickst du ein Herz in gewöhnlicher Größe. Es ist ein dunkelrother in den weißen Marmor eingefugter Stein. Du siehst dich herab, und entdeckst die in den Stein eingegrabenen Worte: Es ruht!

In diesem Pavillon, bei diesem dunkelrothen, steinernen Herzen, das damals jene Inschrift noch nicht trug, stand am Tage Maria's Geburt, das heißt am achten September des Jahres 180 — ein großer stattlicher alter Herr und eine alte Dame, beide sehr reich und schön nach der Mode der sechziger Jahre gekleidet. „Aber,“ sprach die alte Dame, „wie kam Ihnen, lieber Hofrath, denn wieder die bizarre, ich möchte lieber sagen, die schauervolle Idee, in diesem Pavillon das Grabmal Ihres Herzens, das unter dem rothen Stein ruhen soll, bauen zu lassen?“ „Lassen Sie uns,“ erwiderte der alte Herr, „liebe Geheimrätin, von diesen Dingen schweigen! — Nennen Sie es das krankhafte Spiel eines munden Gemüths, nennen Sie es wie Sie wollen, aber erfahren Sie, daß, wenn mich mitten unter dem reichen Gut, das das hämische Glück wie ein Spielzeug dem einfältigen Kinde, das darüber die Todeswunden vergißt, mir zuwarf, der bitterste Unmuth ergreift, wenn alles erhabene Leid von neuem auf mich zutritt, daß ich dann hier in diesen Mauern Trost und Beruhigung finde. Meine Blutstropfen haben den Stein so roth gefärbt, aber er ist eiskalt, bald liegt er auf meinem Herzen und kühlt die verderbliche Gluth, welche darin lodert.“ Die alte Dame sah mit einem Blick der tiefsten Wehmuth herab zum steinernen Herzen, und indem sie sich etwas herabbeugte, fielen ein paar große perlenglänzende Thränen auf den rothen Stein. Da faßte der alte Herr schnell herüber und ergreift ihre Hand. Seine Augen erlöhten im jugendlichen Feuer; wie ein fernes mit Blüten und Blumen reich geschmücktes herrliches

Land im schimmernden Abendroth lag eine längst vergangene Zeit voll Liebe und Seligkeit in seinen glühenden Blicken. „Julie! — Julie! und auch Sie konnten dieß arme Herz so auf den Tod verwunden!“ — So rief der alte Herr mit von der schmerzlichsten Wehmuth halberstimmter Stimme. „Nicht mich,“ erwiderte die alte Dame sehr weich und zärtlich, „klagen Sie an, Maximilian! — War es denn nicht Ihr starrer unversöhnlicher Sinn, Ihr träumerischer Glaube an Ahnungen, an felsame, Unheil verkündende Visionen, der Sie forttrieb von mir, und der mich zuletzt bestimmen mußte, dem sanfteren, beugsameren Mann, der mit Ihnen zugleich sich um mich bewarb, den Vorzug zu geben? Ach! Maximilian, Sie mußten es ja wohl fühlen, wie innig Sie geliebt wurden, aber Ihre ewige Selbstquaal, peinigte sie mich nicht bis zur Todesermattung?“ Der alte Herr unterbrach die Dame, indem er ihre Hand fahren ließ: „D Sie haben Recht, Frau Geheimrätin, ich muß allein stehen, kein menschliches Herz darf sich mir anschmiegen, alles was Freundschaft, was Liebe vermag, prallt wirkungslos ab von diesem steinernen Herzen.“ „Wie bitter,“ fiel die Dame dem alten Herrn in die Rede, „wie ungerecht gegen sich selbst und andere sind Sie, Maximilian! — Wer kennt Sie denn nicht als den freigebigsten Wohlthäter der Bedürftigen, als den unwandelbarsten Beförderer des Rechts, der Billigkeit? aber welches böse Geschick warf jenes entsetzliche Mißtrauen in Ihre Seele, das in einem Wort, in einem Blick, ja in irgend einem von jeder Willkühr unabhängigen Ereigniß Verderben und Unheil ahnet?“ „Hege ich denn nicht alles,“ sprach der alte Herr mit weicherer Stimme und Thränen in den Augen, „was sich mir nähert, mit der vollsten Liebe? Aber diese Liebe zerreißt mir das Herz, statt es zu nähren.“ — „Ha!“ fuhr er mit erhöhter Stimme fort, „dem unerforschlichen Geist der Welten gefiel es mich mit einer Gabe auszustatten, die, mich dem Tode entreifend, mich hundertmal tödtet! — Gleich dem ewigen Juden, sehe ich das unsichtbare Gainszeichen auf der Stirne des gleisnerischen Meisters! — Ich erkenne die geheimen Warnungen, die oft wie spielende Räthsel der geheimnißvolle König der Welt, den wir Zufall nennen, uns in den Weg wirft. Eine holde Jungfrau schaut uns mit hellen, klaren Himmelsaugen an, aber wer ihre Räthsel nicht löst, den ergreift sie mit kräftigen Löwentähnen, und schleudert ihn in den Abgrund.“ „Noch immer,“ sprach die alte Dame, „diese verderblichen Träume. Wo blieb der schöne, artige Knabe, Ihres jüngern Bruders Sohn, den Sie vor einigen Jahren so liebevoll aufgenommen, in dem so viel Liebe und Trost für Sie aufzuwecken schien?“ „Den,“ erwiderte der alte Herr mit rauher Stimme, „habe ich verstoßen, es war ein Böfewicht, eine Schlange, die ich mir zum Verderben im Busen näherte.“ „Ein Böfewicht! — der Knabe von sechs Jahren?“ — fragte die Dame ganz bestürzt. „Sie wissen,“ fuhr der alte Herr fort, „die Geschichte meines jüngern Bruders; Sie wissen, daß er mich mehrmals auf bübische Weise täuschte, daß, alles brüderliche Gefühl in meiner Brust ertödtend, ihm jede Wohlthat, die ich ihm zeigte, zur Waffe gegen mich diente. An ihm, an seinem rastlosen Streben lag es nicht, daß nicht meine Ehre, meine bürgerliche Existenz verloren ging. Sie wissen, wie er vor mehreren Jahren, in das tiefste Elend versunken, zu mir kam, wie er mir Aenderung seiner verworrenen Lebensweise, wieder erwachte Liebe heuchelte, wie ich ihn hegte und pflegte, wie er dann seinen Aufenthalt in meinem Hause nutzte, um gewisse Dokumente — doch genug davon. Sein Knabe gefiel mir, und dieß sen behielt ich bei mir, als der Schändliche, nachdem seine Hänke, die mich in einen meine Ehre vernichtenden



Criminalprozeß verwickeln sollten, entdeckt worden, fliehen mußte. Ein warnender Wink des Schicksals befreite mich von dem Hofewicht. „Und dieser Wink des Schicksals war gewiß einer Ihrer bösen Träume.“ So sprach die alte Dame, doch der alte Herr fuhr fort: „Hören Sie, urtheilen Sie, Julie! — Sie wissen, daß meines Bruders Teufel mit den härtesten Stos gab, den ich ertitten — es sey denn, daß — doch still davon. Mag es seyn, daß ich der Seelenkrankheit, die mich befallen, den Gedanken zuschreiben muß, mir in diesem Wäldchen eine Grabstätte für mein Herz bereiten zu lassen. Genug, es geschah! — Das Wäldchen war in Herzsorn angepflanzt, der Pavillon erbaut, die Arbeiter beschäftigten sich mit der Marmoräfelung des Fußbodens. Ich trete hinan, um nach dem Werk zu sehen. Da bemerke ich, daß in einiger Entfernung der Knabe, so wie ich Mar geheißen, etwas hin und herkugelt unter allerlei tollen Hocksprüngen und lautem Gelächter. Eine finstre Ahnung geht durch meine Seele! Ich gehe los auf den Knaben und erstarre, als ich sehe, daß es der rothe, herzförmig ausgearbeitete Stein ist, der zum Einlegen in dem Pavillon bereit lag, den er mit Mühe herausgekugelt hat und mit dem er nun spielt! — Wube! Du spielst mit meinem Herzen, wie Dein Vater! — Mit diesen Worten stieß ich ihn voll Abscheu von mir, als er sich weinend mir nahte. — Mein Verwalter erhielt die nöthigen Befehle ihn fortzuschaffen, ich habe den Knaben nicht wieder gesehen!“ „Entsetzlicher Mann!“ rief die alte Dame, die aber der alte Herr sich höflich verbiegend, und mit den Worten: „Des Schicksals große Grundtriche fügen sich nicht dem feinen Konpareil der Damen,“ unter dem Arm faßte, und aus dem Pavillon hinausführte durch das Wäldchen in den Garten. — Der alte Herr war der Hofrath Reutlinger, die alte Dame aber die Scheimeräthin Foerd. — Der Garten bot das allermerkwürdigste Schauspiel dar, was man nur sehen konnte. Eine große Gesellschaft alter Herren, Geheimräthe, Hofräthe u. a. nebst ihren Familien aus den benachbarten Städten hatte sich versammelt. Alle, selbst die jungen Leute und Mädchen waren ganz streng nach der Mode des Jahres 1780 gekleidet, mit großen Perrücken, gestellten Kleidern, hohen Frisuren, Reiströcken u. s. w., welches denn um so mehr einen wunderlichen Eindruck machte, als die Anlagen des Gartens ganz zu jenem Costum paßten. Jeder glaubte sich, wie durch einen Zauberschlag, in eine längst verlassene Zeit zurückversetzt. Der Maskerade lag eine wunderliche Idee Reutlingers zum Grunde. Er pflegte alle drei Jahre am Tage Maria Geburt auf seinem Landsitz das Fest der alten Zeit zu feiern, wozu er alles aus dem Städtchen, was nur kommen wollte, einlud, jedoch war es unerlässliche Bedingung, daß jeder Gast sich in das Costum des Jahres 1780 werfen mußte. Jungen Leuten, denen es lästig gewesen seyn würde, dergleichen Kleider herbei zu schaffen, half der Hofrath aus mit seiner eigenen reichen Garderobe. — Offenbar wollte der Hofrath diese Zeit hindurch (das Fest dauerte zwei bis drei Tage) in Mäckerinnerungen der alten Jugendzeit recht schwelgen. In einer Seitenallee begegneten sich Ernst und Willibald. Beide sahen sich eine Weile schweigend an und brachen dann in ein helles Gelächter aus. „Du kommst mir vor,“ rief Willibald, „wie der im Pergarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier.“ — „Und mich dünkt,“ erwiderte Ernst, „ich hätte Dich schon in der asiatischen Banise erblickt.“ — „Aber in der That,“ fuhr Willibald fort, „des alten Hofraths Einfall ist so übel nicht. Er will nun einmal sich selbst mystifiziren, er will eine Zeit hervorzubern, in der er wahrhaft lebte, unerachtet er noch jetzt ein munterer starker Greis mit unverwü-

licher Lebenskraft und herrlicher Frischeit des Geistes an Erregbarkeit und fantasiereicher Laune es mühsam vor der Zeit abgestumpften Jünglinge zuvertrauen. Ich darf nicht dafür sorgen, daß jemand in Wort und That behrde aus dem Costum falle, denn dafür steht ja eben in den Kleidern die ihm das ganz unmöglich machen. Sieh! nur wie jüngerlich und zückerlich sind die jungen Damen in ihren Reiströcken einhertrippeln, wie sie sich des Fächers zu bedienen wissen — Wobersichtig mich selbst ergreift unter der Perrücke, die ich auf meinen Kopf gestülpt, ein ganz besonderer Geist alterthümlich erklebtoisse; da ich eben das allerliebste Kind, des Scheimeräthens Foerd jüngste Tochter, die holde Julia erlicke, so weiß ich gar nicht was mich abhält, mich ihr in demüthiger Stellung zu nahen und mich also zu applaudiren und expliziren: „Allerschönste Julia! wenn mich mir doch die längst gewünschte Nube durch Dein Gesicht genliebe gewährt werden! Es ist ja unmöglich, daß den Tempel dieser Schönheit ein kleinerer Abgott bewohnen könne. Den Marmor bezwingt der Regen, und der Diamant wird durch schlechtes Blut erloscht, Dein Herz will aber einem Amboße gleichen, welcher sich nur durch Schläge verhärtet; je mehr man mich Herz klopfet, je unempfindlicher wirst Du. Es ist doch das Ziel Deines Blicks seyn, schaue doch wie mich, Herz kocht und meine Seele nach der Erquickung lechzet, welche aus Deiner Annuth quillt. Ach! — willst Du mich durch Schweigen betrüben, unempfindliche Seele? Die toten Helsen antworten ja den Freuden durch ein Echo, und Du willst mich Trostlosen kieren, Antwort würdigen? — O Allerschönste!“ — „Ich bitte Dich,“ unterbrach hier Ernst den Freund, der mit dem wunderlichsten Gebekdenpiel das alles gesprochen, „halt ein, Du bist nun einmal wieder in Deiner tollen Laune und merkst nicht, wie Julia, erst sich uns fremdlich nähernd, mit einem Mal ganz schru ausbog. Du Dich zu verstehen, glaubt sie gewiß so wie alle in gleichem Fall, schonungslos von Dir bespöttelt zu seyn, und so bewährt Du Deinen Ruf als eingeleisteten Irrsinnigen Satan und ziehst mich neuen Ankommling ins Ungeheuer, denn schon sprechen alle mit zweideutigem Seitenblick und bitterfühem Lächeln: es ist Willibalds Freund.“ „Daß es gut seyn,“ sprach Willibald, „ich weiß es ja, daß viele Leute, zumal junge, hoffnungsvolle Mädchen von sechszehn, siebzehn Jahren mir so gleich antworten, aber ich kenne das Ziel, wohin alle Wege führen, und weiß auch, daß sie dort mir beglegend, oder vielmehr mich wie im eignen Hause angesiedelt treffend, recht mit vollem, freundlichen Gemüth mir die Hand reichen werden.“ „Du meinst,“ sprach Ernst, „eine Verleumdung, wie im ewigen Leben, wenn der Drang des Jählichen abgeschüttelt.“ „D ich bitte Dich,“ unterbrach ihn Willibald, „laß uns doch geschent seyn und nicht alle, längst besprochene Dinge auf's neue und gerade zur ungünstigsten Stunde aufröhren. Ungünstig für diesen Sprüche nenne ich nehmlich deßhalb eben diese Stunden, weil wir gar nichts besseres thun können, als uns dem seltsamen Eindruck alles des Wunderlichen, womit uns Reutlingers Laune wie in einen Rahmen eingefasste hat, hingeben. Siehst Du wohl jenen Baum, dessen ungeheurer weiße Blüten der Wind hin und hergeschüttelt? — Cactus grandiflorus kann es nicht seyn, denn der köhle nur Mitternachts und ich spüre auch nicht das Aroma, welches sich bis hieher verbreiten müßte. — Weß der Himmel, welchen Wunderbaum der Hofrath wieder in sein Tusculum verpflanzt hat.“ — Die Freunde gingen auf den Wunderbaum los und wanderten sich in der That nicht wenig, als sie einen dicken, dunklen Holzerkerbusch trafen, dessen Blüten nichts anders waren, als hineingehängte, weißgeputerte Perrücken, die mit ihrem



nur eine Lumperei, höchstens zwanzig bis dreißigtausend Thaler an Werth; darauf zog das Weib einen kleinen Saphir vom Finger und drang ihn Ertern auf mit der Versicherung, es sey ein theures, ererbtes Familienschatz, das nur durch Erterns That gewonnen werden könne. Ertern nahm den Ring, der ihm von geringem Werthe schien, und erstaunte nicht wenig, als er später durch eine kaum sichtbare arabische Inschrift an des Ringes Reif belehrt wurde, daß er des großen Ali Siegelring am Finger trage, mit dem er jetzt zuweilen Mahomeds Tauben herantockt und mit ihnen konversirt. „Das sind ganz erkantliche Dinge,“ rief Ernst lachend, „doch laß uns sehen, was dort in dem geschlossenen Kreise vorgeht, in dessen Mitte ein klein Ding, wie ein kartesianisches Teufelchen, auf- und niedergaukelt und quinkelt.“ Die Freunde traten auf einen runden Rasenplatz, rings umher saßen alte und junge Herren und Damen, in der Mitte sprang ein sehr bunt gekleidetes, kaum vier Fuß hohes Mädchen, mit einem etwas zu großen Apfelföpschen umher, und schnippte mit den Fingerringen und sang mit einem ganz kleinen, dünnen Stimmchen: „Amenez vos troupeaux, bergères!“ — „Solltest Du wohl glauben,“ sprach Willibald, „daß dieß putzige Figürchen, die so überaus naiv und scharmant thut, Juliens ältere Schwester ist? Du merkst, daß sie leider zu den Weibern gehört, die die Natur mit recht bitterer Ironie mystifizirt, indem sie trotz alles Sträubens zu ewiger Kindheit verdammt, vermöge ihrer Figur und ihres ganzen Wesens im Alter noch mit jener kindischen Naivität koquettirend, sich und andern herzlich zur Last werden müssen, wobei es denn oft an gehöriger Verhöhnung nicht mangelt.“ — Weiden Freunden wurde das Demüthen mit ihrer französischen Faselerei recht fatal, sie schlichen daher fort wie sie gekommen und schlossen sich lieber an den türkischen Gesandten an, der sie fortführte in den Saal, wo eben, da die Sonne schon niedersank, alles zu der Musik vorbereitet wurde, die man heute zu geben im Sinne hatte. Der Oesterreichische Flügel wurde geöffnet, und jedes Pult für die Künstler an seinen Ort gestellt. Die Gesellschaft sammelte sich nach und nach, Erfrischungen wurden herungereicht in altem, reichem Porzellan; dann ergriff Neutlinger eine Geige und führte mit Geschicklichkeit und Kraft eine Sonate von Corelli aus, wozu ihn der General Nixendorf auf dem Flügel begleitete, dann bewährte sich der goldstosne Harfischer als Meister auf der Theorbe. Hierauf begann die geheime Räthin Foerd eine große italienische Szene von Anfossi mit seltenem Ausdruck. Die Stimme war alt, tremulirend und ungleich, aber noch wurde alles dieses durch die ihr eigene Meisterschaft des Gesanges besetzt. In Neutlingers verklärtem Blick glänzte das Entzücken längst vergangener Jugend. Das Adagio war geendet, Nixendorf begann das Allegro, als plötzlich die Thür des Saals aufgerissen wurde, und ein junger, wohlgeleiteter Mensch, von hübschem Ansehen, ganz erhitzt und athmenlos hinein und zu Nixendorfs Füßen stürzte. „O Herr General! — Sie haben mich gerettet — Sie allein — Es ist alles gut — Alles gut! O mein Gott, wie soll ich Ihnen denn danken!“ So schrie der junge Mensch wie außer sich, der General schien verlegen, er hob den jungen Menschen sanft auf, und führte ihn mit beschwichtigenden Worten heraus in den Garten. Die Gesellschaft war von dem Auftritt überrascht worden, jeder hatte in dem Jüngling den Schreiber des geheimen Rathes Foerd erkannt und schaute diesen mit neugierigen Blicken an. Der nahm aber eine Priese nach der andern und sprach mit seiner Frau französisch, bis er endlich, da ihm der türkische Gesandte näher auf den Leib rückte, rund heraus erklärte: „Ich weiß, Hochzuver-

ehrende! durchaus mir nicht zu erklären, wodurch die Geist meinen Mar hier so plötzlich mit unheimlichen Danksaugen hineingeschleudert hat, werde aber so gleich die Ehre haben.“ — Damit schloß er die Thür hinaus, und Willibald folgte ihm auf dem Fuße. Das dreiblättrige Kleeblatt der Foerdschen Familie, nämlich die drei Schwestern, Rannette, Clementine und Julie, äuferten sich auf ganz verschiedene Weise. Rannette ließ den Fächer auf- und niedersinken, sprach von Bourderie und wollte endlich nicht sagen: Amenez vos troupeaux, worauf aber niemand achtete. Julie war abseits in den Winkel getreten, und der Gesellschaft den Rücken zugewendet, wor es sie wolle sie nicht allein ihr glühendes Gesicht, sondern auch einige Thränen verbergen, die ihr, wie man schon bemerkt, in die Augen getreten. „Freude und Schmerz verwunden mit gleichem Weib die Brust des armen Menschen, aber färbt der dem verlegenden Dorn nach gellende Blutstropfe nicht mit höherem Noth die verblühende Rose?“ So sprach mit vielem Pathos die jähwüthende Clementine, indem sie verflochten die Hand eines hübschen, jungen, blonden Menschen faßte, der gar zu gern sich aus den Rosenbanden, womit ihn Clementine bedrohlich umfickt und in denen er etwas zu spärliche Düfte verspürt hatte, losgewickelt. Der lächelte aber etwas fade und sprach nur: „O ja, Waise!“ — Dabei schielte er nach einem seitwärts stehenden Glastische, welches er gern auf Clementines sentimentalen Spruch geleert. Das ging aber nicht, da Clementine seine Hand festhielt, er aber mit der Rechten so dem das Bestigkum eines Stückes Kuchen ergriffen. In dem Augenblicke trat Willibald zur Saalthür herein, und alles wandte sich auf ihn zu mit tausend Fragen, wie, was, warum und woher? Er wollte durchaus nichts wissen, zog aber ein verschmiztes Gesicht als jemals. Man ließ nicht ab von ihm, weil man deutlich bemerkt, daß er im Garten sich mit dem geheimen Rath Foerd zum General Nixendorf und zum Schreiber Mar gesellt und heftig mißgelaunet hatte. „Soll ich denn,“ fing er endlich an, „über die That die wichtigste aller Begebenheiten vor der Zeit ausplaudern, so muß es mir vergönnt werden, zuvörderst an Sie, meine hochzuverehrenden Damen und Herren, einige Fragen zu richten.“ — Man erlaubte sich gern. „Ist Ihnen,“ fuhr Willibald nun pathetisch fort, „nicht allen der Schreiber des Herrn geheimen Rathes Foerd, Mar geheissen, als ein wohlgeleiteter, von der Natur reichlich ausgestatteter Jüngling bekannt?“ „Ja, ja!“ rief der Chor der Damen. „Ist Ihnen,“ fuhr Willibald weiter, „nicht sein Fleiß, seine wissenschaftliche Bildung, seine Geschicklichkeit im Geschäft bekannt?“ „Ja — ja!“ rief der Chor der Herren, und wieder „Ja, ja, ja!“ der vereinigte Chor der Herren und Damen, als Willibald noch fragte, ob Mar nicht weiter als der aufgeweckteste Kopf, voller Poffen und Scherzen, so wie endlich als solch geschickter Zeichner bekannt sey, daß Nixendorf, der als Dilettant in der Malerei ungewöhnliches leiste, es nicht verschmäht habe, selbst ihm zweckmäßigen Unterricht zu erteilen. „Es begab sich,“ erzählte nun Willibald, „daß vor einiger Zeit ein junger Meisterlein von der ehrsamten Schneiderrunst seine Hochzeit feierte. Es ging dabei hoch her, Bässe schmetterten, Trompeten schmetterten durch die Gasse. Mit welcher Wehmuth sah des Herrn geheimen Rathes Bediener, Johann, zu den erleuchteten Fenstern hinauf, das dort wollte ihm springen, wenn er unter den Tanzenden Töchters Tritte zu vernehmen glaubte, die, wie er weiß, auf der Hochzeit war. Als nun aber Tetzchen wirklich zum Fenster herausguckte, da konnte er es nicht länger aushalten, er lief nach Hauße, warf sich in seinen besten Staat und ging keck herauf in den Hochzeitssaal. Er

wurde wirklich zugelassen, freilich unter der schmerzlichen Bedingung, daß im Tanz jeder Schneider vor ihm den Vorzug haben sollte, wodurch er freilich auf die Mädchen angewiesen wurde, mit denen, ob ihrer Häßlichkeit oder sonstigen Unzulänglichkeiten, niemand tanzen mochte. Jetztchen war auf alle Tänze versagt, aber so wie sie den Geliebten sah, vergaß sie alles, was sie versprochen, und der besetzte Johann stieß das dünneleibige Schneiderlein, das ihm Jetztchen abtrogen wollte, zu Boden, daß es über und über purzelte. Dies gab das Signal zum allgemeinen Aufstande. Johann wehrte sich wie ein Löwe, Rippenhöfe und Ohrfeigen nach allen Seiten austheilend, doch er mußte der Menge seiner Feinde erliegen, und wurde auf schmähtliche Weise von Schneidergesellen die Treppe herabgeworfen. Voll Wuth und Verzweiflung wollte er die Fenster einwerfen, er schimpfte und fluchte, da kam Mar, der nach Hause ging, des Weges und befreite den unglücklichen Johann aus den Händen der Schaarwacht, die eben über ihn herzufallen im Begriff stand. Nun klagte Johann sein Unglück und wollte durchaus nicht absteigen von tumultuarischer Rache, doch gelang es endlich dem klügern Mar ihn zu beruhigen, wiewohl nur unter dem Versprechen, daß er sich seiner annehmen und die ihm geschehene Unbill so rächen wolle, daß er ganz gewiß zufrieden seyn werde. — Willibald hielt plötzlich ein. — „Nun? — nun? Und weiter? — Eine Schneiderhochzeit — ein Liebespaar — Prügel — was soll das denn werden?“ — So rief es von allen Seiten. — „Erlauben Sie,“ fuhr Willibald fort, „Hochzeitwörter! zu bemerken, daß, um mit dem berühmten Weber Zettel zu reden, in dieser Komödie von Johann und Jetztchen Dinge vorkommen, die nimmermehr geschehen werden. — Es könnte sogar wider den feinsten Anstand gesündigt werden.“ — „Sie werden's schon einzurichten wissen, lieber Herr Willibald,“ sprach die alte Stiffräthin von Krain, indem sie ihm auf die Schulter klopfte, „ich für meinen Theil kann einen Puff vertragen.“ — „Der Schreiber Mar,“ erzählte Willibald weiter, „setzte sich andern Tages hin, nahm ein großes, schönes Blatt Velinpapier, Bleifeder und Tusche, und zeichnete mit der vollendetsten Wahrheit einen großen stofflichen Ziegenbock hin. Die Physiognomie dieses wunderbaren Thieres gab jedem Physiognomen reichlichen Stoff zum Studium. In dem Blick der geistreichen Augen lag etwas Ueberschwengliches, wiewohl um das Maul und um den Bart herum einige Convulsionen zitternd zu spielen schienen. Das Ganze zeugte von innerer unaußsprechlicher Dualität. In der That war auch der gute Bock beschäftigt, auf eine sehr natürliche, wiewohl schmerzliche Weise ganz kleine, allertierische, mit Scheere und Bügelleisen bewaffnete Schneiderlein zur Welt zu befördern, die in den wunderlichsten Gruppen ihre Lebensfähigkeit bewiesen. Unter dem Bilde stand ein Vers, den ich leider vergessen, doch irr' ich nicht, so hieß die erste Zeile: *Si was hat der Bock — gegessen.* Ich kann übrigens versichern, daß dieser wunderbare Bock“ — „Genug — genug,“ riefen die Damen, „von dem garstigen Thier — von Mar, von Mar wollen wir hören.“ — „Besagter Mar,“ nahm Willibald das Wort wieder auf, „gab das wohlaußgeführte und vollkommen gereinigte Tableau dem getränkten Johann, der es so geschickt an die Schneiderherberge anzuhängen wußte, daß einen ganzen Tag hindurch das mißgige Volk nicht von dem Bildniß weglam. Die Straßensjungen schwenkten jubelnd die Mägen und tanzten jedem Schneiderlein, das sich sehen ließ, hinterher, und sangen und freischten gewaltig: *Si was hat der Bock gegessen.* — Niemand anders hat das Blatt gezeichnet, als des geheimen Rath's Mar, sagten die Mäler; niemand hat die Worte geschrieben, als des geheimen Rath's Mar, riefen die Schreibmeister,

als die ehrsame Schneiderzunft die nöthigen Erkundigungen einzog. Mar wurde verklagt und sah, da er nicht wohl leugnen konnte, einer empfindlichen Gefängnißstrafe entgegen. Da rannte er voll Verzweiflung zu seinem Gönner, dem General Nixendorf; bei allen Advokaten war er schon gewesen. Die runzelten die Stirn, schüttelten die Köpfe und sprachen von hartnäckigem Abzuleugnen u. s. w., was dem ehrlichen Mar nicht wohlgefiel. Der General sprach dagegen: „Du hast einen dummen Streich gemacht, lieber Sohn! die Advokaten werden Dich nicht retten, aber ich, und bloß darum, weil in Deinem Bilde, das ich bereits gesehen, korrekte Zeichnung und verständige Anordnung ist. Der Bock, als Hauptfigur, hat Ausdruck und Haltung, so wie die bereits auf dem Boden liegenden Schneider eine gute Pyramidalgruppe bilden, die reich ist, ohne das Auge zu verwirren. Sehr weise hast Du den im Schmerz der Quetschung sich bearbeitenden Schneider wieder als Hauptfigur der untern Gruppe behandelt, in seinem Gesicht liegt laconisches Weh. Eben so rühmlich ist es, daß die fallenden Schneider nicht etwa schweben, sondern wirklich fallen, wiewohl nicht aus dem Himmel; manche zu gewagte Verzerrungen sind recht hübsch durch die Bügelleisen maskirt, auch hast Du mit roger Fantasie die Hoffnung neuer Geburten angedeutet.“ — Die Damen fingen an ungeduldig zu murmeln, und der Goldstoffsne lispelte: „Aber Marens Prozeß, Verehrter?“ — „Indessen nimm mir's nicht übel,“ sprach der General (so fuhr Willibald fort), „die Idee des Bildes ist nicht die Deinige, sondern uralt; doch das ist es eben, was Dich rettet.“ Mit diesen Worten kramte der General in seinem alten Schreibschrank, holte einen Tabaksbeutel hervor, auf dem sich Marens Gedanke sauber und zwar beinahe ganz nach Marens Weise ausgeführt befand, überließ denselben seinem Liebling zum Gebrauch, und nun war alles gut. „Wie das, wie das?“ rief alles durch einander. Aber die Juristen, die sich in der Gesellschaft befanden, lachten laut, und der Geheime-Rath Foerd, der indessen auch hineingetreten war, sprach lächelnd: „Er leugnete den *animus injuriandi*, die Absicht zu beleidigen, und wurde freigesprochen.“ „Bill so viel heißen,“ fiel Willibald ihm in die Rede, „als daß Mar sprach: Ich kann nicht leugnen, daß das Bild von meiner Hand ist, absichtlos und ohne irgend die von mir so hochverehrte Schneiderzunft kränken zu wollen, kopirte ich das Blatt nach dem Original, das ich hier mit diesem Tabaksbeutel, der dem General Nixendorf, meinem Lehrer in der Zeichenkunst, gehört, überreiche. Einige Variationen habe ich meiner schaffenden Fantasie zu danken. Das Bild ist mir aus den Händen gekommen, ich habe es weder Jemandem sonst gezeigt, noch gar etwa angeheftet. Ueber diesen Umstand, in dem allein die Injurie liegt, erwarte ich den Nachweis. — Diesen Nachweis ist die ehrsame Schneiderzunft schuldig geblieben, und Mar heute freigesprochen worden. Daher sein Dank, seine unmaßige Freude.“ — Man fand allgemein, daß doch die halb wahnsinnige Art und Weise, wie Mar seinen Dank geäußert, durch die erzählten Umstände nicht ganz motivirt werde, nur die Geheime-Räthin Foerd sprach mit bewegter Stimme: „Der Jüngling hat ein leicht verwundbares Gemüth und ein zartes Ohrgefühl als je ein anderer. Körperliche Strafe erdulden zu müssen hätte ihn elend gemacht, ihn auf immer von G. vertrieben.“ „Willeh,“ fiel Willibald ein, „liegt hier noch etwas ganz Besonderes im Hintergrunde.“ „So ist es, lieber Willibald,“ sprach Nixendorf, der hineingetreten war und die Worte der Geheimen-Räthin vernommen hatte, „und will es Gott, so soll sich bald Alles recht hell und frohlich aufklären.“ — Clementine fand die ganze Geschichte sehr unzeit, Nan-

nette dachte gar nichts, aber Julie war sehr heiter geworden. Jetzt ermunterte Reutlinger die Gesellschaft zum Tanze. Sogleich spielten vier Theorbissen, unterstützt von ein paar Zinken, Violinen und Bässen, eine pathetische Sarabande. Die Alten tanzten, die Jungen schauten zu. Der Goldkoffne zeichnete sich aus durch zierliche und gewagte Sprünge. Der Abend ging ganz heiter hin, so auch der andere Morgen. Wie gestern sollte auch heute Concert und Ball den festlichen Tag beschließen. Der General Nixendorf saß schon am Flügel, der Goldkoffne hatte die Theorbe im Arm, die Geheime-Rätin Foerd die Partie in der Hand. Man wartete nur auf die Rückkehr des Hofraths Reutlinger. Da hörte man im Garten ängstlich rufen und sah die Bedienten herauströmen. Bald trugen sie den Hofrath mit geisterbleichem entsetztem Gesicht herein, der Gärtner hatte ihn unweit des Herzpavillons in tiefer Ohnmacht auf der Erde liegend gefunden. — Mit einem Schrei des Entsetzens sprang Nixendorf auf vom Flügel. Man eilte herbei mit spirituosösen Mitteln, man fing an, dem Hofrath, der auf einem Kanape lag, die Stirne mit kölnischem Wasser zu reiben, der türkische Gesandte stieß aber alle zurück, indem er unaufhörlich rief: „Zurück, zurück, Ihr unwissenden, ungeschickten Leute! — Ihr macht mir den kerngesunden muntern Hofrath nur matt und elend!“ — Damit schleuderte er seinen Turban über alle Köpfe hinweg in den Garten hinein, den Pelz hinterher. Nun beschrieb er mit der flachen Hand seltsame Kreise um den Hofrath, die, enger und enger werdend, zuletzt beinahe Schläfe und Herzgrube berührten. Dann hauchte er den Hofrath an, der sogleich die Augen aufschlug und mit matter Stimme sprach: „Erster! Du hast nicht gut gethan mich zu wecken! — Die dunkle Nacht hat mir den nahen Tod verkündet, und vielleicht war es mir vergönnt, in dieser tiefen Ohnmacht hinein zu schlummern in den Tod.“ — „Poffen, Träumer,“ rief Erster, „Deine Zeit ist noch nicht gekommen. Schau Dich nur um, Herr Bruder, wo Du bist, und sey fein munter, wie es sich schickt.“ — Der Hofrath wurde nun gewahr, daß er sich im Saal in voller Gesellschaft befand. Er erhob sich rüstig vom Kanape, trat in die Mitte des Saals, und sprach mit anmuthigem Lächeln: „Ich gab Ihnen ein böses Schauspiel, Verehrte! aber an mir lag es nicht, daß das ungeschickte Volk mich gerade in den Saal trug. Lassen sie uns über das störende Intermezzo schnell hinweggehen, lassen Sie uns tanzen!“ — Die Musik begann sofort, aber als sich alles in der ersten Menuett parthetisch wandte und drehte, verschwand der Hofrath mit Erster und Nixendorf aus dem Saal. Als sie in ein entferntes Zimmer gekommen, warf sich Reutlinger erschöpft in einen Lehnstuhl, hielt beide Hände vors Gesicht, und sprach mit von Schmerz gepreßter Stimme: „O, meine Freunde! meine Freunde!“ Erster und Nixendorf vermuteten mit Recht, daß irgend etwas Entsetzliches den Hofrath erfaßt haben müsse, und daß er sich jetzt darüber erklären werde. — „Sag's nur heraus, alter Freund,“ sprach Nixendorf, „Dir ist, Gott weiß auf welche Weise, Schlimmes im Garten begegnet.“ — „Aber,“ fiel Erster ein, „ich begreife gar nicht, wie dem Hofrath heute und überhaupt in diesen Tagen Schlimmes begegnen konnte, da eben jetzt sein sibirisches Prinzip reiner und herrlicher sich gestaltet als jemals.“ — „Doch, doch!“ fing der Hofrath mit dumpfer Stimme an, „Erster! es ist bald aus mit uns, der letzte Geistesfeber klopfte nicht ungestraft an die dunklen Pforten. Ich wiederhole es Dir, daß die geheimnißvolle Macht mich hinter den Schleier schauen ließ — der nahe, vielleicht gräßliche Tod ist mir verkündet.“ — „So erzähle nur, was Dir geschah,“ fiel Nixendorf ihm ungeduldig in die Rede, „ich wette, daß alles auf eine wunderliche

Einbildung hinausläuft; Ihr verderbt Euch beide mit Euren Fantastereien, Du und Erster.“ — „So vernehmt es denn,“ fuhr der Hofrath fort, indem er aufftand von dem Lehnstuhl und zwischen beide Freunde trat, „was mich vor Entsetzen und Graus in tiefe Ohnmacht warf. Ihr hattet Euch schon alle in dem Saal versammelt, als ich, selbst weiß ich nicht wodurch, angetrieben wurde nach diesem Gang durch den Garten zu machen. Unwissentlich lenkten sich meine Schritte nach dem Pflanzchen. Es war mir, als höre ich ein leises, hohes Pochen und eine leise klagende Stimme. — Die Lane schritt aus dem Pavillon zu kommen — ich trete näher, die Thür des Pavillons steht offen — ich erlöste — mich selbst! — mich selbst! — aber so wie ich war vor dreißig Jahren, in demselben Kleide, das ich trug an jenem verhängnisvollen Tage, als ich in trostloser Verzweiflung mein elendes Leben enden wollte, als Julie wie ein Engel des Lichts mir erschien im bräutlichen Schmuß — es war ihr Hochzeitstag — die Heirat — ich — ich lag auf dem Boden vor dem Herzen, und darauf klopfend, daß es hohl wiederhallte, murmelte ich: Nie — nie kannst Du Dich erweichen, Du Feines Herzes! — Regungslos starrte ich hin, wie der eiskalte Tod rannte es durch meine Adern. Da trat Julie bräutlich geschmückt, in voller Pracht der bräutlichen Jugend, aus den Gebüsch hervor, und streckte voll süßen Verlangens die Arme aus nach der Heirat, nach mir — nach mir dem Jünglinge! Bewußtlos stürzte ich zu Boden!“ Der Hofrath sank halb ohnmächtig in den Lehnstuhl zurück, aber Nixendorf faßte seine beiden Hände, rüttelte sie, und rief mit starker Stimme: „Was sahst Du, das sahst Du, Bruder, weiter nichts? — Wiltoria laß ich schießen aus Deinen japanischen Kanonen! — mit Deinem nahen Tode, mit der Ercheinung ist es nichts, gar nichts! Ich rüttelte Dich auf aus Deinen bösen Träumen, damit Du genesen, und noch lange leben mögest auf Erden.“ — Damit sprang Nixendorf schneller, als es sein Alter zuzulassen schien, zum Zimmer heraus. Der Hofrath hatte wohl wenig von Nixendorfs Worten vernommen, er saß da mit geschlossenen Augen. Erster ging mit großen Schritten auf und ab, runzelte misanthropisch die Stirn und sprach: „Ich wette, der Mensch will wieder alles auf gewöhnliche Manier erklären, aber das soll ihm schwer werden, nicht wahr, Hofrathchen? — wir verfehen uns auf Erbscheinungen!“ — „Ich wollt' nur, ich hätte meinen Turban und meinen Pelz!“ — Dieß wünschend pfliff er sehr stark auf einer kleinen silbernen Pfeife, die er beständig bei sich trug, und sogleich brachte auch ein Mohr aus seinem Gefolge beides, Turban und Pelz. Bald darauf trat die Geheime-Rätin Foerd hinein, ihr folgte der Geheim-Rath mit Julien. Der Hofrath raffte sich auf, und in den Versicherungen, daß ihm wieder ganz wohl geworden, wurde er es wirklich. Er bat, des ganzen Besfalls zu vergessen, und eben wollten alle bis auf Erster, der sich in seiner türkischen Kleidung auf's Sopha gestreckt, und aus einer übermäßig langen Pfeife, deren Kopf, auf Ständer gestellt, am Boden hin und herscharrte, Taback schmauchte und Kaffee trank, in den Saal zurückkehren, als die Thür aufging, und Nixendorf heftig hereintrat. An der Hand hielt er einen jungen Menschen in altätharischer Kleidung. Es war Mar, bei dessen Anblick der Hofrath erstarrte. „Sieh hier Dein Ich, Dein Traumbild,“ hub Nixendorf an: „es ist mein Werk, daß mein trefflicher Mar hier blieb und von Deinem Kammerdiener aus Deiner Garderobe wieder empfing, um gehörig kostumirt erscheinen zu können. Er war es, der im Pavillon an dem Herzen kniete. — Ja, an Deinem feineren Herzen, Du harter unempfind-

hüder Oheim! kniete der Nefse, den Du unbarmherzig verfluchst, einer träumerischen Einbildung halber! Verging sich der Bruder schwer gegen den Bruder, so hat er es längst gehüßt mit dem Tode im tiefsten Glend — da steht die waterlose Waffe, Dein Nefse — Mar, wie Du, gezeihen, Dir ähnlich an Leib und Seele, wie der Sohn dem Vater — tapfer hielt sich der Knabe, der Jüngling auf den Wellen des brausenden Lebensstroms empor — da — nimm ihn auf — erweiche Dein hartes Herz! — reiche ihm die wohlthätige Hand, daß er eine Stütze habe, wenn zu sehr der Sturm auf ihn einbricht. — In demüthiger gebeugter Stellung, heisse Thränen in den Augen, hatte sich der Jüngling dem Hofrath genähert. Der stand da geisterbleich, mit blühenden Augen, den Kopf stolz in die Höhe geworfen, stumm und starr; aber so wie der Jüngling seine Hand erfassen wollte, wich er, ihn mit beiden Händen von sich abwehrend, zwei Schritte zurück, und rief mit fürchtlicher Stimme: „Berrüchter — willst Du mich meeden? — Fort — aus meinen Augen! ja Du spielst mit meinem Herzen, mit mir! — Und auch Du Nitzenkerf, verschamoren zum läppischen Puppenpiel, das ihr mir aufischt? — fort — fort aus meinen Augen — Du — Du, der Du zu meinem Untergange geboren — Du Sohn des schändlichsten Ver —“, „halt ein,“ brach Mar plötzlich los, indem Zorn und Verzweiflung glühende Blüthe aus seinen Augen schossen, „halt ein, unnatürlicher Oheim — herzloser, unnatürlicher Bruder. Schuld auf Schuld, Schande und Schmach hast Du auf meines armen unglücklichen Vaters Haupt gehäuft, der vererblichen Reichthum, aber nie Verbrechen in sich bergen konnte! — Ich wahnfinniger Thor, daß ich glaubte, jemals Dein steinernes Herz rühren, jemals, mit Liebe Dich umfangend, meines Vaters Vergehen sühnen zu können! — Glend, verlassen von aller Welt, aber an der Brust eines Sohnes hauchte mein Vater sein mühseliges Leben aus. — „Mar! — sey brav! — sühne den unerföhllichen Bruder — werde sein Sohn,“ das war das Letzte, was er sprach. — Aber Du verwirrst mich, so wie Du alles verwirrst was sich Dir naht mit Liebe und Ergebung, während der Trauf selbst Dich mit trügerischen Träumen umgaukelt. — Nun, so stirb denn einsam und vertafsen! — Mögen habfüchtige Diener auf Deinen Tod lauern und sich in die Beute theilen, wenn Du kaum die lebensmüden Augen geschlossen — statt der Seufzer, statt der trostlosen Klagen derer, die Dir mit treuer Liebe bis in den Tod anhängen wollten, magst Du sterbend das Hohngelächter, die frechen Scherze der Unwürdigen hören, die Dich pflegten, weil Du sie bezahltest mit schändlichem Golde! — Niemals, niemals siehst Du mich wieder!“ — Der Jüngling wollte zur Thüre hinausstürzen, da sank Julie laut schluchzend nieder, schnell sprang Mar zurück, fing sie in seinen Armen auf, und beftig sie an seine Brust drückend, rief er mit dem herzzerreißenden Ton des trostlosesten Zammers: „O Julie, Julie, alle Hoffnung ist verloren!“ — Der Hofrath hatte da gestanden, zitternd an allen Gliedern, sprachlos — kein Wort konnte sich entwicken den bebenden Lippen, doch als er Zulien in Marens Armen sah, schrie er laut auf, wie ein Wahnfinniger. Er ging mit starkem kräftigen Schritt auf sie los, er riß sie von Marens Brust hinweg, hob sie hoch in die Höhe und frag kaum vernehmbar: „Liebst Du diesen Mar, Julie?“ — „Wie mein Leben,“ erwiderte Julie voll tiefen Schmerzes. „Der Dold, den Sie in sein Herz stecken, trifft auch das meine!“ — Da ließ sie der Hofrath langsam herab, und setzte sie behutsam nieder in einen Lehnstuhl. Dann blieb er stehen, die gefalteten Hände an die Stirn gedrückt. — Es war todtenstill rings

umber. — Kein Laut — keine Bewegung der Aemsenden! — Dann sank der Hofrath auf beide Knie. Lebensröthe im Gesicht, helle Thränen in den Augen, hob er das Haupt empor, beide Arme hoch ausgestreckt zum Himmel sprach er leise und feierlich: „Ewig waltende unerforschliche Macht dort oben, das war Dein Wille, — mein verworrenes Leben nur der Keim, der im Schooß der Erde ruhend, den frischen Baum emportreibt mit herrlichen Blüten und Früchten! — O Julie, Julie! — o ich armer verblendeter Thor.“ — Der Hofrath verbüllte sein Gesicht, man vernahm sein Weinen. — So dauerte es einige Sekunden, dann sprang der Hofrath plötzlich auf, stürzte auf Mar, der wie betäubt da stand, los, riß ihn an seine Brust, und schrie, wie außer sich: „Du liebst Zulien, Du bist mein Sohn — nein mehr als das, Du bist ich, ich selbst — Alles gehört Dir — Du bist reich, sehr reich — Du hast ein Landgut — Häuser, baares Geld — laß mich bei Dir bleiben, Du sollst mir das Gnadenbrod geben in meinen alten Tagen — nicht wahr, Du thust das? Du liebst mich ja! — nicht wahr, Du mußt mich ja lieben, Du bist ja ich selbst — scheue Dich nicht vor meinem steinernen Herzen, brücte mich nur fest an Deine Brust, Deine Lebenspuls erweichen es ja, — Mar — Mar mein Sohn — mein Freund, mein Wohlthäter!“ — So ging es fort, daß allen vor diesen Ausbrüchen des überreizten Gefühls bange wurde. Nitzenkerf, dem besonnenen Freunde, gelang es endlich, den Hofrath zu beschwichtigen, der ruhiger geworden, nun erst ganz einsah, was er an dem herrlichen Jünglinge gewonnen, und mit tiefer Rührung gewahrte, wie auch die Geheime-Räthin Foerd in der Verbindung ihrer Julie mit Reutlingers Nefsen das neue Aufkeimen einer alten verlorenen Zeit erblickte. Großes Wohlgefallen äußerte der Geheime-Rath, der viel Taback schnupfte und sich in wohlgestelltem national ausgeprochenem Französisch darüber ausließ. Zuvörderst sollten nun Zulien Schwestern von dem Ereigniß benachrichtigt werden, die waren aber nirgend aufzufinden. Nannettens halber hatte man schon in allen großen japanischen Vasen, die in dem Vestibule herumstanden, nachgesehen, ob sie, zu sehr sich über den Rand beugend, vielleicht hineingefallen, aber vergebens; endlich fand man die Kleine unter einem Rosenbüschchen eingeschlafen, wo man sie nur nicht gleich bemerkt, und eben so holte man Clementinen in einer entfernteren Allee ein, wo sie dem entfliehenden blonden Jüngling, dem sie vergebens nachgesetzt, eben mit lauter Stimme nachrief: „O der Mensch sieht es oft spät ein, wie sehr er geliebt wurde, wie vergeßlich und undankbar er war, und wie groß das verkannte Herz!“ — Beide Schwestern waren etwas miszmüthig über die Heirath der Jüngern, miewohl viel schönern und reizenderen Schwester, und vorzüglich rümpfte die schmähfüchtige Nannette das kleine Stülpnäschen; Nitzenkerf nahm sie aber auf den Arm und meinte, sie könnte wohl einmal einen viel vornehmeren Mann mit einem noch schöneren Gute bekommen. Da wurde sie vergnügt und sang wieder: „Amenez vos troupeaux, bergères!“ Clementine sprach aber sehr ernst und vornehm: „In der häuslichen Glückseligkeit sind die windstillen, zwischen vier engen Wänden vorgetriebenen bequemen Freuden nur der zufälligste Bestandteil: ihr Nervens- und Lebensgeist sind die lodernden Naphthaquellen der Liebe, die aus den verwandten Herzen in einander springen.“ — Die Gesellschaft im Saal, die schon Kunde bekommen von den wunderlichen aber fröhlichen Ereignissen, erwartete mit Ungeduld das Brautpaar, um mit den gehörigen Glückwünschen losfahren zu können. Der Goldstoffsne, der am Fenster alles angehört und angeschaut, bemerkte schlau: „Nun weiß ich, warum der Ziegenbock dem ar-

men Mar so wichtig war. Hätte er einmal im Gefängniß gesteckt, so war durchaus an keine Ausöhnung zu denken.“ Alles applaudirte dieser Meinung, wozu Wilkibald die Lösung gab. Schon wollte man fort aus dem Nebenzimmer in den Saal, als der türkische Gesandte, der so lange auf den Sopha geblieben, nichts gesprochen, sondern nur durch Hin- und Herrutschen und durch die seltsamsten Grimassen seine Theilnahme zu erkennen gegeben hatte, wie toll aufsprang und zwischen die Brautleute fuhr: „Was — was,“ rief er, „nun gleich heirathen, gleich heirathen? Deine Geschicklichkeit, Deinen Fleiß in Ehren, Mar! aber Du bist ein Kiek-in-die-Welt, ohne Erfahrung, ohne Lebensklugheit, ohne Bildung. Du setzt Deine Füße einwärts und bist grob in Deinen Redensarten, wie ich vorhin vernommen, als Du Deinen Heim, den Hofrath Reutlinger, Du nanntest. Fort in die Welt! — nach Constantinopel! — da lernst Du alles, was Du brauchst für's Leben — dann kehre wieder und heirathe getrost mein liebes holdes Kind, das schöne Zulchen.“ Alle waren ganz erstaunt über Erters seltsames Begehren. Der nahm aber den Hofrath auf die Seite; beide stellten sich gegenüber, legten einander die Hände auf die Achseln, und wechselten einige arabische Worte. Darauf kam Reutlinger zurück, nahm Maxens Hand, und

sprach sehr mild und freundlich: „Mein lieber guter Sohn, mein theurer Mar, thue mir den Gefallen, und reise nach Constantinopel, es kann höchstens sechs Monate dauern, dann richte ich hier die Hochzeit aus!“ — Aller Protestation der Braut unerachtet mußte Mar fort nach Constantinopel.

Nun könnte ich, sehr geliebter Leser! wohl süglich meine Erzählung schließen, denn Du magst es Dir vorstellen, daß Mar, nachdem er aus Constantinopel, wo er die Marmorstufe, wohin der Sechund Ertern das Kind apportirt, nebst vielem andern Merkwürdigen gesehen hatte, zurückgekehrt war, wirklich Zulchen heirathete, und verlangst wohl nicht noch zu wissen, wie die Braut gepust war, und wie viel Kinder das Paar bis jetzt erzeugt hat. Hinzusetzen will ich nur noch, daß am Tage Mariä Geburt des Jahres 18 — Mar und Julie einander gegenüber im Pavillon bei dem rothen Heran knieten. Häufige Thränen fielen auf den kalten Stein, denn unter ihm lag das, ach! nur zu oft blutende Herz des wohlthätigen Heims. Nicht um des Vord Heims Grabmal nachzuahmen, sondern weil er des armen Dektels ganze Lebens- und Leidensgeschichte darin angeketet fand, hatte Mar mit eigener Hand die Worte in den Stein gegraben: **E s r u h t !**